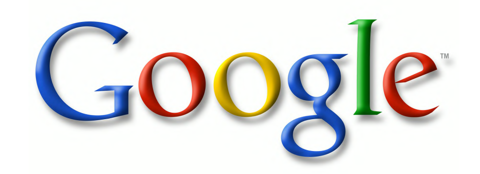
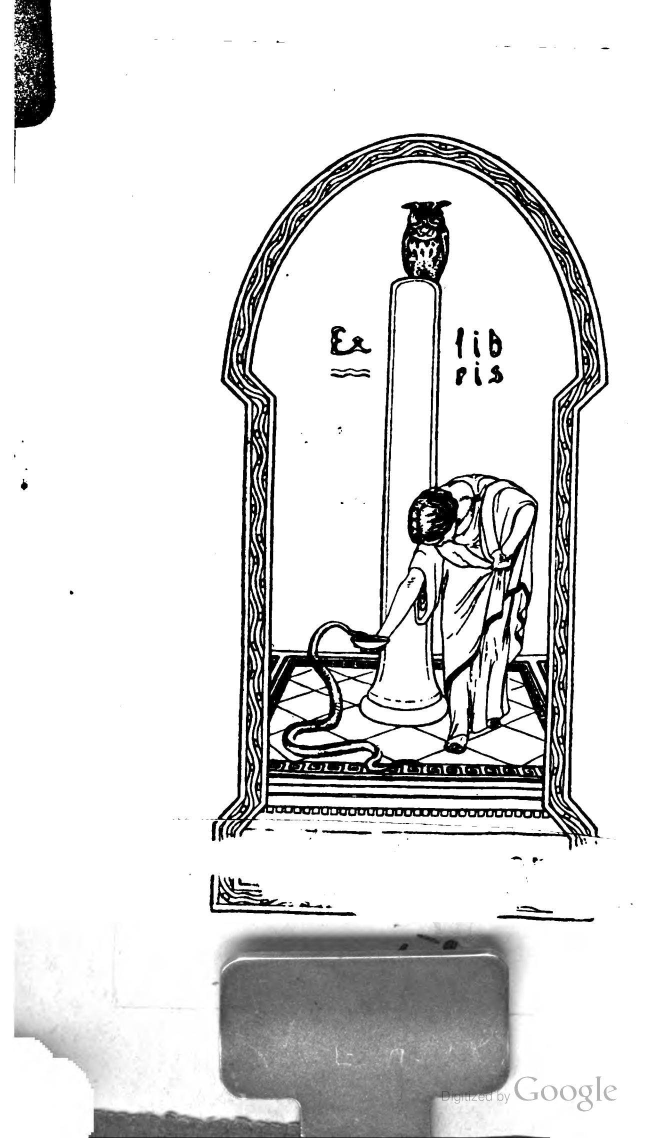


Altfranzösisc...
Schwänke

Emerich Lebus


Ex
lib
ris

Einhundertzwanzig Fabliaux / Contes / Novellen & Schwänke von Ruteboeuf bis Metel d'Ouville

Gesammelt und herausgegeben von Emerich Lebus

ALTFRANZÖSISCHE SCHWÄNKE

Emerich Lebus, ed.



✓

LEIPZIG 1907
VERLAG JULIUS ZEITLER

ZUR EINFÜHRUNG.

Es ist einmal gesagt worden, die Franzosen seien auf dem Gebiet der alten Schwänke nicht schöpferisch gewesen, sie hätten nicht so sehr selbst erfunden, als vielmehr sich angeeignet. Diese Ansicht lahmt, denn allein Meister Rabelais würde lehren, wie unabhängig Frankreich im Erfinden dasteht. Es gilt überhaupt nicht, daß die alten französischen Novellen und Schwänke nur von Italien, Spanien und Deutschland übernommen sein sollen, das alte fröhliche, das gallische Frankreich, hat vielmehr ein ihm ganz eigentümliches Schwankgut. Die Blüte dieses reichen Besitzes an alten Schwänken zu zeigen, war die Aufgabe der vorliegenden Sammlung, die einhundertzwanzig Stücke umfaßt, die zu den interessantesten, schönsten und eigenartigsten der Gattung gezählt werden müssen. Mit Absicht wurde das Schwergewicht darauf gelegt, möglichst originelle Stoffe auszuwählen und nächstdem von übernommenem Gut

die interessanteste Gestaltung, Variierung und spezifische Färbung, die der Stoff im Französischen erhalten hat. Dies und die Art der Auslese, bei der vor allem dem langweiligen Genre stets aus dem Weg gegangen wurde, läßt hoffen, daß die Sammlung einen Querschnitt durch die ältere französische Schwankliteratur gibt, der ein klares und kostbares Bild von dieser Gattung in Frankreich übermittelt.

Der Rahmen der Schwänke wurde nicht zu eng genommen, sie erstrecken sich von dem ersten bis zum letzten über mehr als vierhundert Jahre, in ihrer Abwandlung vom alten Fablel über die Blüte bis zum epigonischen und verdorren im Anfang des 17. Jahrhunderts. Mit den Contes von Lafontaine beginnt dann eine ganz neue Entwicklung. In diesen Rahmen wurden entsprechende Stücke von Rabelais, Montaigne und Brantôme nicht mit hineingenommen. Diese sind genugsam bekannt, und der letztere ist ohnedies zu einem großen Teil kompiliert aus alten Fabeln, Märchen, Novellen von den sieben weisen Meistern bis Boccaz; uraltes indisches und chinesisches Kulturgut ist hineingeschlossen, ganz abgesehen von Weltliteraturmotiven, wie dem der Matrone von Ephesus. Diesen Gesichtspunkt zur Charakteristik des Werkes hat sich Harsdörffer in der Einleitung zu seiner Brantôme-Ausgabe entgehen lassen.

Die Reihenfolge, in der die Schwänke gebracht sind, bestimmte sich teils nach der ersten Drucklegung der Werke, teils nach der mehr oder weniger genau bekannten Verfassungszeit, nach der letztern besonders, wenn zwischen Niederschrift und Drucklegung ein erheblicher Zeitraum verstrichen ist. Einige Unsicherheit wird einer solchen Reihenfolge immer anhaften, doch ist damit der Abfolge, in der die Produktionen im Geistesleben auftauchten, am besten Rechnung getragen. Im Anhang ist eine Bibliographie des Schwankgutes gegeben. Die alten Werke, aus denen Stücke gebracht wurden, sind besonders kenntlich gemacht. Eingesehen wurden alle; viele waren taube Nüsse und boten nur Wiederholungen des sonst bekannten in andrer Ordnung und unter anderm Titel. Oder es handelte sich um ein belehrendes Werk mit spärlich eingestreuten Anekdoten, die denn doch auch zu unbedeutend waren, um wiedergegeben zu werden. Ein anderes war wieder so außerordentlich stark von Italien herüber beeinflußt, daß es genügen mußte, wenn man nur eine eigenwüchsigere Erzählung herauszulösen fand. So bei Anthoine de Saint-Denis, „Comptes du monde adventureux“, die erheblich von Masuccio's Novellino entliehen haben.

Die Hauptkörper des Inhalts sind beigetragen von Anthoine de la Sale, von Nicolas de Troyes, von Mar-

guerite de Valois, von Bonaventure Despériers und von Noël du Fail. In diesen Namen liegt die klassische Epoche des französischen Schwanks beschlossen. Voran geht nur der Trouvère Rustebuef, dessen Fabliaux 1250—1280 entstanden. Die „Cent Nouvelles Nouvelles" von de la Sale (1387 bis ca. 1465) datieren von 1486 im Druck. De la Sale ist vielleicht nur der Redaktor der Novellen, wie er auch die „Quinze Joyes de mariage" nicht geschrieben haben soll, und vielleicht nur der Dichter der „Chronique du Petit Jehan de Saintré" ist. Es folgt der „Grand Parangon des Nouvelles Nouvelles" von Nicolas de Troyes, dem Sattler von Tours, geschrieben 1535/36. Der Grand Parangon enthält, wie das Heptameron, und wie die Joyeux Devis, manches Gut aus dem Decamerone, aus den Gesta Romanorum und aus der spanischen Celestina, auch Anklänge an Poggio und Bebel, aber er ist dabei ein Muster einfältiger volkstümlicher Prosa. Im Heptameron der Marguerite de Valois (1492—1549), gedruckt 1558/59, gibt sich eine größere Überlieferung aus der Renaissance kund, wie es denn auch eine planmäßige Nachahmung des Decamerone ist, doch ist das Werk im ganzen eine herrliche Blüte der Bäder von Cauterêts. Schneidet man den Mantel der belehrenden Absicht, der moralischen Diskussion weg, so werden die Novellen noch weit entzückender.

Es ist das harmonischste und anmutigste Buch der Zeit. Despériers dagegen (1500—1543), der übrigens gleichfalls wie Anthoine de Saint-Denis Kammerdiener, Page und Schreiber der Marguerites von Valois war, knüpfte mit seinen „Nouvelles Récréations et Joyeux Dévis“ (1558) direkt an den echten gallischen Humor der Fabliaux und Farcen an. Die Joyeux Devis sind eine prächtige Sammlung von allerlei Eulenspiegeleien, voller Züge einheimischen Humors. Despériers hat, wie er selbst sagt, seine Geschichte nicht „aus Konstantinopel, aus Florenz, noch aus Venedig geholt“. Seine Leute sind französische Landjunker, Bürger, Bauern, Regenten, Advokaten, Geistliche und Mönche, Herren und Jongleurs. Despéries ist ein lebendiger Born volkstümlicher Rede, er zeigt keine literarischen Ansprüche, er ist kein Humanist und kein Rhetoriker, sondern der einfachste, natürlichste Schriftsteller seiner Zeit. Noël du Fail (1520—1591), aus bretonischer Adelsfamilie, stellt in seinen „Propos rustiques et facétieuses“ die Unterhaltungen der Bauern auf seinen Gütern mit gesundem Realismus dar. In den „Discours d'Eutrapel“ (1585) erweitert er den Kreis seiner Stoffe zu einem Sittengemälde der Zeit. Was jenseits dieser Epoche Béroalde de Verville (1556 bis 1629) bietet, gehört bei aller Grazie schon dem sinkenden Geschmack an. Im „Moyen de Parvenir“ (1610) schildert

er in der Weise Rabelais' ein Bankett, an dem die berühmten Männer des Altertums und der Zeit teilnehmen, und sich die Tafel mit lustigen Erzählungen würzen. Aus dem monströsen verworrenen Buche Vervilles sind dies die wahrhaften, schönsten Edelsteine, ein Schatz, der des Herausschürfens wert ist und womit das übrige als totliegender Schutt zurückgelassen ist. Tabarin endlich (1622) hat man sich am besten als Begleiter von Jahrmarktsquacksalbern vorzustellen, als Hanswurst, der auf den großen Messen seine Späße macht.

Diese alten Jahrhunderte waren die erfindenden, es ist erstaunlich, was die spätern, vom 17. an, daraus gemacht haben, in wie vielfältige Formen sie die alten Stoffe gossen — die dabei ihr Herzblut verloren und immer dürrer und abgeblaßter wurden, Schatten der früheren strotzenden Volkskräfte. Wenn man dies Buch liest, erfaßt man das urwüchsige Denken und Erzählen dieser alten Gallier bei seiner Quelle; in diese Form und Fassung sind die Erzählungen unmittelbar aus dem Mund des Volks hinübergeflossen, aufgelesen in Schenken und Herbergen, auf Märkten und Landstraßen. Wer Frische des Ausdrucks und Ungeschminktheit des Empfindens vor allem liebt, den mögen die alten gallischen Schwänke erfreuen. Erfreuen sollen sie überhaupt, zum fröhlichen Lachen

sollen sie reizen, darum sind sie gesammelt, zur Recreation melancholischer Gemüter, wie es in den Fatzbossen immer heißt, und bedrückten Herzen zur Ergetzung, was auch der Wunsch des Sammlers ist, dem es die lustigsten, vom Geist der Schwere freiesten Stunden bereitete, das lustige Gelichter in die enge, papierne Weide zusammenzuscharen. So stellt er nun sein glorreich fröhliches Volk dem freundlichen Leser für, hofft, daß es ihm gut gefalle und daß er, von allen irdischen Gebresten hinweg, sich herzhaft daran recreire. Telz les voyez, telz les prenez, wie der alte Despériers sagt — riez seulement! riez seulement!

Emerich Lebus

I. AUS DEN FABLIAUX.

1. Von drei Damen die einen Pint fanden.

Drei Damen waren auf dem Weg zu einem Kloster, weiß nicht in welchem Lande, da fanden sie einen gar großen Pint und zwei Hoden, war aber kein Bein zu sehen. Die voraus ging, hob ihn auf und steckte ihn ein, denn sie wußte wohl, was dies für ein Ding sei. Aber die nach ihr kam, wollte auch ihren Teil haben. „Wahrhaftig, Ihr kommt zu spät," sprach die erste, „Ihr werdet keinen Anteil erhalten." — „Wie? sprach ich nicht eben: Die Hälfte sei mein? Sind wir nicht gute Gefährten und Freundinnen?" — „Den Teufel kümmert's mich, was du da redest. Du sollst keinen Teil bekommen." Die andere schwor, daß sie teilen wolle. „Meiner Treu," sprach die dritte, „wer soll da Richter sein?"

Sprach die erste: „Vor uns liegt ein gar heiliges Nonnenkloster, die Damen und Kaplane dienen dort Gott, Tag und Nacht. Die Äbtissin wird uns die Wahrheit sagen, sie soll richten."

Also gingen sie hin und traten ins Kloster ein. Da sie nach der Äbtissin fragten, ward ihnen gesagt, sie sei in der Messe, und wenn sie mit ihr zu reden wünschten, möchten sie ein wenig verweilen. Da sprachen sie, sie wollten warten, und setzten sich. Und nach einer Weile kam die Äbtissin daher, und mit ihr die Priorin und die Kellermeisterin.

Die erste erhob sich und sprach: „Dame, seid uns gegrüßt!" Die letzte nahm dann das Wort und sprach: „Dame, von zu Hause gingen wir, ich und meine Gefährtin, in Gebeten vertieft. Doch ich muß über sie Klage führen, denn sie hat da ein Ding gefunden und mir kein Teil daran gegeben."

Da sprach die Äbtissin: „Meiner Treu, das müssen wir erst sehen, dann wollen wir urteilen." Die den Pint gefunden,



nahm ihn aus dem Mieder heraus und legte ihn vor eine der Nonnen hin, die ihn gar wohlgefällig beäugte. Von der Äbtissin muß ich berichten, daß auch sie ihn gar verliebt betrachtete und drei tiefe Seufzer ausstieß. Dann hob sie an: „Hört meinen Spruch! Ihr wollt, daß wir das Urteil fällen. Fürwahr, Dame, er soll nicht Euer werden. Denn wißt, dies ist der Riegel zu unserer Tür, der eines Tags abhanden kam. Nun soll er wieder wohl verwahrt werden, dies befehle ich. Heda, Dame Elaine!" — das war die Kellermeisterin — „tut ihn wieder hin, wo er weggenommen ward." Dame Elaine nahm den Pint, der lang und dick war, und steckte ihn in ihren zarten weißen — Ärmel.

Die Damen, die das Ding gefunden, vernahmen das Urteil und waren gar traurig und erzürnt, daß sie's verloren hatten. Ohne Urlaub gingen sie von dannen und schmähten die Äbtissin eine arge Betrügerin. Und sprachen, daß sie niemals wieder von ihr ein Urteil erholen wollten, wenn sie so ein Ding wieder fänden, sondern die es finde, solle es behalten als eine Reliquie, die von allen Damen sehr begehrt und verehrt wird.

2. Von einem Scheißbrocken.

Wer ihr auch seid, ich will euch ein Fablel erzählen, da mir berichtet ward, daß die kurzen, kleinen mehr Gefallen und Beifall finden als die gar zu großen. Hört also zu, was einem Gesellen zustieß.

Auf einem ganz verschissenen Kissen saß er am Feuer und kratzte sich ab. Seine Frau saß daneben auf einer Matte. Da nahm der Gesell beim Kratzen Hoden und Puphahn in die Hand und sprach zu seiner Frau: „Bei Eurer Treue, die Ihr mir schuldet, ratet, wenn Ihr's wißt, was ich hier in meiner Faust halte!" Jene die ja unweit saß, war nicht faul und erwiderte: „Ei, mög's Euch der Teufel braten. Ich

denk', es ist Euer Hanswurst." — „Wahrhaftig nein, es sind die Hoden," sprach der Schelm und ließ ihn fallen, „Ihr seid eine schlechte Raterin."

Da griff die Frau schnell sachte nach ihrem Arsch und fand da einen Brocken, ein Kügelchen größer als eine Erbse, das zog sie samt dem Haar geschwinde heraus, und begann zu ihrem Mann gewandt: „Herr, nun will ich mit Euch wetten, wenn's Euch beliebt, daß Ihr auf drei Worte nicht erratet, was ich in meinen Fingern halte. Und will darum einen Heller Wein wetten." — „Das halt ich bei Sankt Martin!" Also ward die Wette geschlossen.

Sie gab ihm den Scheißbrocken, er befühlte ihn und sprach: „Ei, zum Henker, das ist Teig, den Ihr irgendwo gefunden habt." — „Meiner Treu, das ist glatt gelogen," sprach sie, „nun habt Ihr nur noch zwei Worte." — „Zum Teufel! so ist es Wachs," denn er merkte, daß es ziemlich weich war. „Meiner Treu, das ist falsch," sprach sie, die ihn zum Narren hielt, „nun habt Ihr nur noch ein Wort." Da steckte er es in den Mund und kaute es zwischen den Zähnen, voll Angst, er möchte verlieren. „Zum Teufel," sprach er, „es ist Scheiß. Ich merk es wohl." — „Wahrhaftig, nun habt Ihr wahr gesprochen. Aber ich will nimmer mit Euch wetten. Der Teufel läßt's Euch erraten. Ach, nun hab ich meinen Heller Wein verloren!"

II. AUS DEN ERZÄHLUNGEN DES TROUVÈRE RUTEBOEF.

3. Von der Frau, die dreimal um die Kirche ging.

Wenn ein Mann seiner Frau eine Falle stellen will, rate ich ihm vorher zu versuchen, den Teufel zu fassen. Schlagt sie den ganzen Tag, bringt sie um mit Schlägen, am andern Morgen wird man ihr nicht nur nichts anmerken, sie wird bereit sein von neuem zu beginnen.

Ich sag euch das in bezug auf eine Dame, der Frau eines Stallmeisters in der Beauce oder in Berry, genau erinnere ich mich nicht mehr. Ich erinnere mich nur, daß sie die Freundin eines Pfarrers war, und daß sie ihn so sehr liebte, daß sie, um es ihm zu beweisen, mutig die schwierigsten Dinge unternahm, wenn er es verlangte.

In der Tat bat sie eines Abends, als sie in die Kirche gekommen war, der Priester nach der Messe, sie solle sich wegen einer wie er sagte wichtigen Angelegenheit am Abend in einem Wäldchen einfinden, das er ihr bezeichnete, und sie versprach es ihm, ohne zu zögern. Die Sache war im Grunde um so leichter, als der Gatte in diesem Augenblick nicht zu Hause war. Was die Geschichte anlangt, um die es sich handeln sollte, so kann ich euch nichts davon sagen, weil man es mir nicht hat mitteilen können. Ich sage nur, daß die Häuser, die beide inmitten einer Dornhecke standen, wie alle im Gâtinais, voneinander eine gute Viertelmeile entfernt waren; halbwegs befand sich das Gehölz, das zum Bezirk von Saint-Arnould gehörte.

Am Abend, sobald die Sonne untergegangen war und der Pfarrer glaubte, sich davon machen zu können, ohne gesehen zu werden, begab er sich heimlich zu dem Wäldchen und setzte sich hin, um seine Schöne zu erwarten. Diese rüstete

sich ihrerseits schon, mit ihm zusammenzutreffen, als plötzlich der Gatte zurückkehrte und das Stelldichein störte. Eine andere anstelle der Dame wäre zweifellos bestürzt gewesen; aber unsere Heldin glaubte nicht, um so wenig ihr Wort nicht halten zu sollen, und machte sich trotz der Widerwärtigkeit sogleich ans Werk, um imstande zu sein, es zu halten.

Der Mann war müde und durchnäßt. Unter dem Vorwand, er dürfe sich nicht erkälten, brachte sie ihm in einem Augenblick das Essen, und ihr glaubt wohl, daß es ihr kein Vergnügen machte, ihm vier oder fünf Platten zuzurichten.

„Lieber Herr," wiederholte sie jeden Augenblick, „Ihr seid müde; ich rate Euch, wenig zu essen: wenn man einen großen Marsch hinter sich hat, so braucht man Ruhe. Legt Euch schlafen; glaubt mir und strengt Euch nicht an, nun noch zu wachen."

Sie hatte so viel Begierde, sich seiner zu entledigen, daß sie ihm fast den Bissen aus dem Munde riß; endlich redete sie es ihm so sehr ein, daß der gute Mann von der Aufmerksamkeit geschmeichelt, vom Tisch aufstand, obgleich er vor Hunger starb, und daß er sich ins Bett bringen ließ.

Er rechnete darauf, daß seine Frau sich ebenfalls mit niederlege; als er jedoch sah, daß sie sich nicht auszog, fragte er nach dem Grund.

„Herr," antwortete sie, „es ist für mich noch sehr früh. Ihr wißt, daß mich der Meister wegen des Leinens drängt, das ich Euch machen lasse; ich habe keinen Faden mehr, und es gibt keinen besseren zu kaufen, als ich ihn habe. Schlaft also nur immer, ich will noch etwas arbeiten."

„Zum Teufel mit dem Werg!" gab der Gatte mißmutig zurück. „Sie hat immer etwas zu besorgen, wenn ich mich hinlege, und dann am andern Morgen ist es eine Plage mit dem Aufstehn."

Er machte jedoch, nachdem er ein wenig gebrummt hatte,



sein Kreuzeszeichen und schlief ein. Die Dame aber, wie ihr euch denken könnt, verlor keine Zeit damit, auf ihn achtzugeben. Sie lief schleunigst ins Wäldchen, wo ihr Freund sie erwartete, und wo die Geschichte, von der ich redete, so tüchtig behandelt wurde, daß die Zeit verfloß, ohne daß sie es merkten.

Gegen Mitternacht wachte der Gatte auf und verwundert, daß er sein Weib nicht neben sich spürte, rief er die Kammerfrau, um zu erfahren, wo sie sei.

Die Dienerin antwortete: „Sie hat mir beim Fortgehn gesagt, um sich nicht zu langweilen, wolle sie bei ihrer Gevatterin spinnen."

Man braucht nicht zu fragen, ob der Stallmeister zornig wurde, als er erfuhr, seine Hälfte befände sich in einer solchen Stunde außerm Hause. Er zog eilig einen Rock an und ging zur Gevatterin, die sehr ruhig schlief und nicht verstand, was man ihr sagen wollte. Nur zu sehr überzeugt von dem, was er zu fürchten hatte, kehrte der Stallmeister in Wut wieder nach Hause zurück; und da ein Verdacht in ihm aufstieg, wollte er den Rückweg durch das Gehölz nehmen; seine Frau aber bemerkte ihn glücklicherweise und duckte sich so gut, daß er vorbeiging, ohne etwas zu sehen. Nichtsdestoweniger, da es Zeit war, heimzugehen, stand sie auf, als er etwas entfernt war, und nahm Urlaub von ihrem Freund.

„Mein Gott! ich bin untröstlich," sagte der Priester, „Ihr werdet erschlagen werden, er wird Euch töten."

„Sorgt nur dafür, daß man Euch nicht erkennt," antwortete sie ihm lachend; „das übrige ist meine Sache und Ihr könnt ruhig schlafen."

Sie wurde bei der Rückkehr mit einer Flut von Beschimpfungen empfangen.

„Du Luder! Du Elende! Woher kommst du? Von unserm Pfarrer, wett ich? (Ach! er sagte die Wahrheit, ohne es zu

wissen.) Ich wundere mich jetzt gar nicht, daß du so eiltest, um mich ins Bett zu bringen.“

Sie hörte seine Vorwürfe mit einer staunenswerten Kaltblütigkeit an, erwiderte kein Wort, und ließ ihn sein erstes Feuer verpuffen, zweifellos in der Hoffnung, die Zankerei würde mit den Beleidigungen aufhören. Als sie jedoch sah, daß er ihr Stillschweigen für ein Geständnis nahm und sie bereits an den Haaren packte, um sie ihr abzuschneiden, entgegnete sie:

„Haltet ein und urteilt. Ihr kennt, Herr, die außerordentliche Begierde, die ich habe, Euch einen Erben zu geben. Ich glaube jetzt, daß ich darüber sicher sein kann, und meine Wünsche sind zum Teil erfüllt, aber ich kenne das Geschlecht des Kindes noch nicht, das ich trage, und darum wäre ich neugierig, es womöglich zu erfahren. Ich habe also allewelt darum befragt, und mich bei meinen Freundinnen erkundigt, sie haben mir geantwortet . . . . aber Ihr werdet Euch über mich lustig machen.“

Und dabei schien sie, eine Art Scham heuchelnd, zu erröten.

Dieses Mysterium, diese Miene der Verlegenheit, dieser Anfang eines merkwürdigen Geständnisses reizten die Neugierde des Gatten. Er befahl seiner Frau, zu vollenden. Sie ließ sich sehr drängen und nahm ihm das feste Versprechen ab, daß er sie nicht auslache, und endlich, als er schon anfing, böse zu werden, sagte sie weiter:

„Nun wohl, da Ihr es wissen wollt, man hat mir ein geheimes Mittel erzählt, das sicher sein soll, es ist dieses. Man muß drei Nächte hintereinander ans Tor der Kirche gehn, dann jedesmal dreimal um die Kirche herumgehn ohne ein Wort; endlich drei Vaterunser sagen zur Ehre Gottes und der Apostel; am Schluß muß man dann mit dem Absatz ein Loch in die Erde graben. Am dritten Tag kommt man wieder, um das Loch zu untersuchen; ist's offen, bekommt

man einen Knaben, ist's zu, eine Tochter. Ich habe also vorgestern mit meiner Andacht begonnen und bin soeben mit meinem letzten Umgang fertig, und morgen werde ich wissen, woran ich bin; oder vielmehr, da der Tag bereits angebrochen ist, ich kann es sogleich erfahren, wenn Ihr wollt."

Nach diesen Worten bat sie ihren Gatten, mit ihr wieder zur Kirche zu kommen. Es half ihm nichts, daß er sich entschuldigte und behauptete, es sei zu früh zur Messe zu gehn, sie drängte ihn so sehr, sie zeigte eine so absonderliche Begierde, ihre Lust zu befriedigen, daß der gute Stallmeister in Rücksicht auf den achtenswerten Zustand, in dem sie zu sein behauptete, einwilligte, sie zu begleiten. Obgleich es schon hell genug war, um hinzufinden, wollte sie noch, daß er eine Laterne nehme, um besser zu sehen.

Vor der Kirchentür angelangt, zeigt sie ihm einige Schritte entfernt den angeblichen Ort, wo sie mit dem Absatz gebohrt haben will, und bittet ihn nachzusehen, was sie zu erwarten hat. Er tritt heran, sieht zu, öffnet seine Laterne, und schreit, er sehe kein Loch. Bei dieser Mitteilung fällt die Dame in Verzückung: sie wirft sich ihm an den Hals, weint vor Freude, küßt ihn dazu und gelangt innerlich auf den Gipfel des Glücks.



III. AUS DEN HUNDERT NEUEN NOVELLEN DES ANTHOINE DE LA SALE.

4. Der Franziskaner als Arzt.

In der viel besuchten und gar vielen wohlbekannten Hauptstadt von England, London, lebte vor nicht langer Zeit ein reicher, vermögender Mann, der Kaufmann und Bürger war, reiche Kleinode und unzählige Schätze besaß, sich aber für noch weit reicher denn durch seine Güter durch den Besitz seiner schönen Tochter hielt, die ihm Gott zum Überfluß zu seinem Reichtum gegeben hatte, denn an Güte, Schönheit und Hübsche übertraf sie alle Mädchen, die älter waren als sie. Und in der Zeit, da dieser überaus günstige Ruf und der Ruhm ihrer Tugenden umlief, in ihrem fünfzehnten Jahr etwa, bemühten sich weiß-Gott-wieviele vornehme Leute um ihre Gunst auf alle möglichen Weisen, die bei Verliebten Brauch sind, was ihren Vater und ihre Mutter nicht wenig freute. Und darum wuchs immer mehr die heiße Elternliebe, die sie für ihre wunderschöne, inniggeliebte Tochter hegten.

Indessen geschah's, sei's mit Gottes Willen oder nach Wunsch und Befehl Fortuna's, die neiderfüllt dem schönen Mädchen oder seinen Eltern oder allen zusammen ihr Glück mißgönnte, oder aber infolge eines geheimen Grundes und einer natürlichen Ursache, was ich den Philosophen und Ärzten zu untersuchen überlasse, daß das Mädchen in eine unangenehme, gefährliche Krankheit verfiel, die man gewöhnlich Hämorrhoiden nennt. Das fröhliche Haus ward aufs tiefste betrübt, als das schlimme Übel seine Wind- und Jagdhunde auf dies von den Eltern höchlich geschätzte Kaninchengehege losließ und seine Beute gar an einer so gefährlichen, leichtverletzlichen Stelle packte. Das arme, ob dieses schlimmen Leidens ganz entsetzte Mädchen verliert alle Fassung und tut nichts als weinen und seufzen. Seine schmerzerfüllte

Mutter ist aufs heftigste erregt, und sein tiefbetrübter Vater ringt die Hände und rauft die Haare verzweifelt über die Schickung dieses Übels. Was soll ich Euch sagen? All die große Freude, die dieses Haus durchflutete, wird durch dies Unglück zu Boden geschlagen und plötzlich in herbe Trauer zur bösen Stunde verwandelt. Nun kommen die Verwandten, die Freunde, die Nachbarn dieses trauernden Hauses, besuchen und trösten die Familie, doch nützt es wenig oder nichts, denn immer mehr wird das arme Mädchen von seinem Übel bedrängt und geplagt.

Nun kommt eine Matrone, die sich eifrig nach der Krankheit erkundigt. Sie läßt die Leidende weiß Gott, zu ihrem großen Ärger, bald so, bald so sich wenden, gibt ihr dann Arzneien aus hunderttausenderlei Kräutern ein; doch umsonst, es wird immer schlimmer und ärger.

Nun muß man die Ärzte der Stadt und der Umgegend holen lassen, und das arme Mädchen muß seine jämmerliche Krankheit aufdecken. Jetzt sind Meister Pierre, Meister Jehan, Meister So, Meister Anders gekommen, so viel Ärzte als ihr wollt, die alle miteinander die Patientin und den Körperteil aufgedeckt sehen wollen, wo sich diese verwünschten Hämorrhoïden, ach! so lange schon, eingenistet haben. Das arme Mädchen war darob ebenso verblüfft und erschrocken, als wäre es zum Tod verurteilt worden, und wollte sich um keinen Preis so wenden, daß man ihr Übel betrachten konnte. Es wollte lieber sterben, als ein solches Geheimnis vor einem Mann aufzudecken. Doch hielt dieser Eigensinn nicht an, als Vater und Mutter kamen und ihr Vorstellungen machten, beispielsweise sie könnte die Ursache ihres Todes werden, was eine große Sünde sei, und manch andre geheimnisvolle Dinge, was ich nicht alles erzählen will. Endlich gab das arme Mädchen nach, mehr Vater Mutter zulieb, denn aus Angst vor dem Tod. Sie ward auf ein Bett gelegt, das Gesicht nach unten, und der Leib so

weit aufgedeckt, daß die Ärzte das große Übel, das sie stark quälte, deutlich sehen konnten. Sie schreiben ihre Rezepte, lassen bei den Apothekern Klistiere, Salben, Pulver und was ihnen sonst gut scheint, zubereiten, und sie nimmt und tut alles was man will, um die Gesundheit wieder zu erlangen. Doch nichts schlägt an, denn besagte Ärzte wissen weder Mittel noch Rat, um dies schreckliche Leiden auch nur ein wenig zu lindern, denn in ihren Büchern steht nichts darüber, noch ist es ihnen je vorgekommen. Und der Zustand des armen Mädchens verschlimmert sich noch durch den Kummer, also daß es eher tot als lebendig scheint. In solchem Schmerz und herber Betrübnis vergingen mehrere Tage.

Und da Vater und Mutter, Verwandte und Nachbarn sich überall nach Heilmitteln für das Übel des Mädchens forschten, trafen sie auch einen alten Franziskaner, der einäugig war, in seinem Leben viel gesehen hatte und vorzüglich sich der Heilkunst befliß. Seine Ankunft war den Eltern der Patientin hochwillkommen; er betrachtete sie, der es ach! ebenso mißfiel wie früher, nach Belieben und vermaß sich höchlich, sie zu heilen. Ihr könnt euch denken, daß man seine Worte sehr gern hörte, und so wurde die trauernde Gesellschaft, aus der längst alle Heiterkeit verschwunden war, wieder etwas getröstet und hoffte, die Sache würde seinen Worten gemäß verlaufen. Er verläßt das Haus mit dem Versprechen, morgen mit der gar heilkräftigen Arznei wiederzukommen, die ihr in kürzester Frist den großen Schmerz und die Marter, von der die arme Patientin gequält und gepeinigt wird, benehmen soll. Die Nacht ward sehr lang, da man diesen ersehnten Tag erwartete. Trotzdem vergingen nicht viel Stunden, da gedachte unser guter Franziskaner seines Versprechens und fand sich bei der Patientin zur festgesetzten Stunde ein. Daß er sehr freundlich und fröhlich empfangen wurde, könnt ihr euch wohl denken.

Und als die Stunde kam, da er an der Kranken sein Mittel versuchen wollte, nahm man sie wie das letztemal und legte sie so gut wie möglich umgekehrt auf das Bett und ihr Hinterer ward ziemlich weit aufgedeckt und sogleich von der Frau mit einem schönen weißen Laken bedeckt, und an der Stelle des geheimen Übels ward ein hübsches Loch gemacht, durch das es der Franziskaner deutlich sehen konnte. Er betrachtet das Übel bald von dieser, bald von jener Seite; jetzt betastet er es ganz sachte mit einem Finger, dann bläst er das Pulver hinein, mit dem er sie heilen will, dann betrachtet er den Trichter, mit dem er das besagte Pulver einführen will, nun wendet er sich wieder ihr zu und sieht wiederum auf das Übel und kann es gar nicht genug beschauen. Endlich nimmt er sein Pulver in die linke Hand, in einem hübschen, kleinen, flachen Gefäß, in die andere seinen Trichter, den er mit dem Pulver füllen will, und besieht sehr gründlich und ganz nahe durch das Loch ringsherum das schreckliche Übel des armen Mädchens. Da es die sonderbare Art bemerkte, wie unser Franziskaner mit seinem einen Auge alles beschaute, konnte es das Lachen nicht verhalten, so sehr es auch suchte es zurückzudrängen, ach! es gelang ihr aber so schlecht, daß das mit Gewalt unterdrückte Lachen hinten zu einem Furz ward, dessen Wind so genau auf das Pulver traf, daß der größte Teil desselben dem guten Franziskaner ins Gesicht und ins Auge flog. Der ließ, wie er den Schmerz spürte, Gefäß und Trichter fallen und wäre beinah umgefallen, so sehr erschrak er. Und als er etwas zu sich kommt, legt er schnell die Hand an das Auge und beklagt sich heftig, sagt, er sei entstellt und in Gefahr, sein einziges gute Auge noch zu verlieren. Er log nicht, denn in wenigen Tagen zerstörte und fraß das ätzende Pulver das Auge, und so erblindete er und blieb es.

Daher ließ er sich eines Tages nach dem Hause führen, in dem er diesen schönen Gewinn gemacht hatte, und seine

Führer brachten ihn vor den Herrn des Hauses, dem er seinen jämmerlichen Zustand klagte und ihn anflehte, ihm doch nach Recht und Billigkeit, wie es seinem Stande zukomme, einen anständigen Lebensunterhalt zu gewähren. Der Bürger erwiderte ihm, sein Unfall täte ihm sehr leid, aber er habe ihn nicht veranlaßt, noch sei er zu irgend etwas verpflichtet. Trotzdem sei er gern bereit, ihm aus Mitleid als Almosen eine freundliche Geldhilfe zuteil werden zu lassen, da er seine Tochter zu heilen versucht, wenn er es auch nicht vollbracht hätte. An ihn solle er sich keinesfalls halten; doch wolle er ihm soviel Geld geben, als hätte er seiner Tochter die Gesundheit wiedergegeben, obgleich er dazu wie gesagt, nicht verpflichtet sei. Der Meister Franziskaner, mit diesem Anerbieten nicht zufrieden, forderte, er solle ihn sein Leben lang unterhalten, indem er darauf hinwies, seine Tochter habe ihn in seiner und vieler anderer Leute Gegenwart geblendet und dadurch um die würdige und hochheilige Weihe des kostbaren Leibes Jesu, den heiligen Dienst der Kirche und die rühmliche Forschung in den Büchern der Gelehrten, die über die heilige Schrift geschrieben haben, gebracht und darum könne er dem Volk nicht mehr durch Predigten dienen, was seinen völligen Untergang bedeute; er sei nun ein Bettler und gänzlich auf Almosen angewiesen, da er sich nichts mehr verdienen könne. Was er aber auch immer sagt und vorbringt, er kann keine andere Antwort als die frühere erhalten.

Daher wandte er sich an das Parlament von London, vor das eines Tages unser Mann geladen wurde. Und als die Stunde kam, da er seine Sache durch einen Anwalt vertreten ließ, der über alles genau unterrichtet war, da fanden sich, weiß Gott wieviel Leute im Gerichtssaal ein, um diesen neuen Prozeß mit anzuhören, der den Herren des besagten Parlaments ebenso um der Neuheit des Falls wie um der Beweise und Gründe willen der vor ihnen streiten-

den Parteien sehr gefiel, da der Fall gänzlich ungewohnt und sehr spaßhaft war. Dieser lustige, unerhörte Prozeß wurde, um ihn recht vielen Leuten bekannt zu machen, ziemlich lange hingehalten. Nicht als hätte man ihn, da er an die Reihe kam, abgewiesen und als Scherz aufgefaßt, aber das Urteil ward hinausgeschoben. Und so ward die, die zuvor durch ihre Schönheit, Güte und Hübsche vielen Leuten bekannt war, nunmehr aller Welt durch das verwünschte Übel der Hämorrhoiden bekannt, von dem sie schließlich geheilt wurde, wie man mir erzählt hat.

5. Der bewaffnete Hahnrei.

Als unlängst der König in seiner Stadt Tours verweilte, verliebte sich ein hübscher Gesell, ein Schotte, der Büchsenschütze in seinem Korps und seiner großen Wache war, leidenschaftlich in ein niedliches, schmuckes Weibchen, eine Krämersfrau, und da er Zeit und Gelegenheit fand, sprach er ihr von seinem verliebten und mitleidswerten Zustand; aber es ward ihm nicht nach Wunsch geantwortet, und darüber war er nicht gerade zufrieden und erfreut. Indessen stand er, da ihm die Sache sehr am Herzen lag, von seiner Nachstellung nicht ab, sondern bestürmte die Frau immer heftiger, also daß sie ihn wegjagen, ihm völlig den Abschied geben wollte und sagte, sie würde ihrem Manne von seiner unehrbaren, schimpflichen Nachstellung Kenntnis geben, wenn er dabei beharre; was sie auch wirklich ausführte. Der Gatte, gut und klug, tapfer und kühn (wie euch nachher erzählt werden wird), erzürnte heftiglich gegen den Schotten, der ihn und seine treffliche Frau entehren wollte. Und um sich an ihm nach Wunsch und ohne Tadel zu rächen, befahl er seiner Frau an, wenn er seine Nachstellung fortsetze, solle sie ihm ein Stelldichein versprechen und bestimmen, und wenn er so toll wäre zu

erscheinen, solle ihm der Schimpf, den er gegen ihn vorhabe, teuer verkauft werden. Gehorsam dem Willen ihres Gatten, sprach die gute Frau, sie werde es tun. Nicht lange dauerte es, da ging der arme verliebte Schotte soviel Wege, bis er unsere Krämersfrau wieder sah, die von ihm demütig gegrüßt und sogleich abermals um ihre Liebesgunst so freundlich gebeten ward, daß alle früheren Bitten durch diese bitterliche letzte wohl bekräftigt werden mußten. Niemals würde einer Frau treulicher gehorcht und gedient werden als ihr, wenn sie nur seiner demütigen billigen Bitte gnädig willfahren wolle; also erklärte er. Die schöne Krämersfrau gedachte des Befehls, den ihr Mann gegeben, auch hielt sie die Stunde für günstig, und so bestimmte sie unter allerlei Reden und vielen Entschuldigungen, wie sie ihrer Absicht dienten, den Schotten, den nächsten Abend persönlich in ihrer Kammer zu erscheinen, um hier in größerer Heimlichkeit mehreres von seinen Absichten und der großen Liebe, die er für sie hege, zu sprechen. Ihr könnt euch denken, daß sie höchlich bedankt, freudig angehört und ihr mit vollem Herzen von dem Schotten gehorcht ward, der nach diesen guten Nachrichten seine Dame so vergnügt, wie er noch nie gewesen, verließ. Da der Gatte heimkam, erfuhr er, der Schotte wäre dagewesen, was er für Worte und große Anerbieten gemacht hätte und endlich, wie er sich morgen abend bei ihr im Zimmer einstellen würde. „Nun, laßt ihn nur kommen," sagte der Mann, „er hat noch nie etwas so Tolles unternommen, und ich will ihm, bevor er weggeht, seinen großen Schimpf heimzahlen, damit es andern Wagehälsen und sinnlosen Tollköpfen zur Warnung diene." Der Abend des folgenden Tages kam herbei, heißersehnt von dem armen verliebten Schotten, der seine Dame sehen und genießen wollte, heiß ersehnt von dem wackren Krämer, der schreckliche Rache nehmen wollte an dem, der sein Stellvertreter zu sein gedachte, aber auch überaus gefürchtet von der guten Frau,

die infolge ihres Gehorsams gegen ihren guten Mann einen großen Streit zu sehen gewärtigte. Jeder rüstet sich: Der Krämer läßt sich in einen großen, plumpen, alten Harnisch stecken, setzt seinen Helm auf, zieht seine Panzerhandschuhe an und nimmt ein großes Beil in die Hand. Nun ist er wohl gerüstet, und schaut weiß Gott drein, als hätt' er schon mehr solche Strauße ausgefochten. Wie ein Kämpe zum Turnier beizeiten ausreitet und seinen Feind erwartet; und statt ins Zelt stellte er sich hinter einen Teppich in den Raum zwischen Bett und Wand und versteckte sich so gut, daß er nicht bemerkt werden konnte. Als nun der verliebte Kranke die heißersehnte Stunde schlagen hörte, machte er sich auf den Weg nach dem Haus der Krämersfrau; doch vergaß er nicht sein großes, gutes, starkes Schwert, das man mit beiden Händen schwingen konnte. Und nachdem er eingetreten, steigt die Dame behutsam in ihre Kammer hinauf und er folgt ihr ganz sacht. Und als er sich darin befand, fragt er seine Dame, ob in ihrer Kammer sonst noch jemand wäre. Darauf antwortete sie ziemlich zagend und sonderbar, nicht allzu sicher: Nein. „Sagt die Wahrheit," sprach der Schotte, „ist Euer Mann nicht hier?" „Ganz gewiß nicht!" erwiderte sie. „Nun laßt ihn nur kommen; bei St. Trignan! wenn er herkommt, werd' ich ihm den Schädel bis zu den Zähnen einschlagen. Ja bei Gott, selbst wenn es ihrer dreie wären, ich wollte ihrer Herr werden!" Und nach dieser fürchterlichen Rede zieht er sein großes, gutes Schwert aus der Scheide, läßt es drei-, viermal durch die Luft sausen und legt es neben sich aufs Bett, und danach küßte er sie alsobald, umhalste sie und vollbrachte alles übrige, was dann folgt, nach Herzenslust, ohne daß sich der arme Hahnrei, der halbtot war vor Angst, aus seinem Versteck hervorwagte. Nach diesem stolzen Abenteuer nimmt unser Schotte Urlaub von seiner Dame bis auf ein andermal und dankt ihr mit großer Höflichkeit, macht sich auf den Weg

und steigt die Stufen der Kammer hinab. Als der tapfere Kriegsmann den Schotten fern wußte, sprang er, so erschreckt, daß er kaum sprechen konnte, aus seinem Zelt hervor und begann seine Frau zu schelten, daß sie dem Büchsenschützen das Vergnügen zugestanden hätte. Sie aber antwortete, es wäre seine Schuld und sein Fehler, er habe ihr befohlen das Stelldichein zu gewähren. „Ich trug Euch nicht auf," rief er, „ihm seinen Willen zu lassen!" „Wie konnt' ich," erwiderte sie, „ihn zurückweisen! er hätte mich ja mit seinem großen Degen getötet, wenn ich ihn abgewiesen." Seht, da kommt der wackre Schotte zurück, geht wieder die Stufen zur Kammer herauf, tritt ein und sagt ganz laut: „Was gibt's?" Und der gute Mann, noch viel erschrockener als vorher, rettet sich vor ihm und kriecht unters Bett, um noch sicherer zu sein. Die Dame ward wiederum gepackt und von neuem von dem Verliebten nach Herzenslust gleich trefflich wie zuvor, immer den Degen dicht neben sich, angerammt. Nach solcher wiederholten Ladung und mancherlei Reden zwischen dem Schotten und der Dame kam die Abschiedsstunde; da wünschte er ihr gute Nacht und schied. Der arme Märtyrer unterm Bett wagte kaum hervorzukommen, er fürchtete immer noch die Rückkehr seines Gegners, oder vielmehr seines Teilhabers. Endlich faßte er Mut und mit Hilfe seines Weibes ward er Gott-sei-Dank wieder auf seine Füße gestellt. Hatte er schon vorher sein Weib wacker geschmäht und gescholten, so hob er jetzt noch viel härtere Reden an, sie habe trotz seines Verbots seine und ihre Unehre zugelassen. „Ach," erwiderte sie, „wo gibt es eine Frau, die Muts genug hat, einem so erregten, zornigen Menschen wie diesem da zu widersprechen, da doch Ihr, gewappnet und bewehrt, wie Ihr wart und bis zur Tollkühnheit tapfer, Ihr, dem er noch viel größeren Schimpf angetan als mir, ihn nicht anzugreifen gewagt habt, noch mich zu verteidigen?" „Das ist keine Antwort, Dame!"

sagte er, „hättet Ihr nicht gewollt, so wäre er nie ans Ziel gekommen. Ihr seid schlecht und treulos!“ „Aber Ihr,“ rief sie, „seid ein Feigling, ein böser und verwerflicher Mensch, von dem ich entehrt worden, denn Euch zu gehorchen gab ich dem Schotten das verwünschte Stelldichein. Und Ihr habt nicht einmal so viel Mut gehabt, um die Verteidigung derjenigen zu unternehmen, auf der all Euer Gut und Eure Ehre beruht. Seid überzeugt, weit lieber wäre ich gestorben, als daß ich selbst diesen Schimpf zugelassen hätte. Weiß Gott, welchen Kummer ich nun davon trage und mein Leben lang zu tragen haben werde, daß der, von dem ich jeden Schutz erwarten mußte, mich in seiner Gegenwart und auf seinen Rat ruhig hat schänden lassen.“ Man darf gar wohl glauben und annehmen, daß sie dem Willen des Schotten nicht um der Lust willen nachgab, sondern weil sie sich dazu genötigt und gezwungen sah, da sie ihm nicht widerstehen konnte. Sie überließ den Widerstand ihrem tapferen Mann, der sich ja wacker dazu gerüstet hatte. Jedes hörte endlich auf und nach vielem Streiten und Erwidern auf beiden Seiten wurden sie ruhig. Doch der Mann war offenbar im Unrecht, der vom Schotten betrogen ward, so wie ihr vernommen habt.

6. Der Weihrauch für den Teufel.

Ein jämmerlicher, schmutziger, filziger, eifersüchtiger — ich sage nicht: Hahnrei, der ein so angenehmes Leben hatte, wie Gott weiß wer, wie die andern mit diesem Übel behafteten empfinden und die übrigen sehen und hören können, der wußte nicht, zu wem er seine Zuflucht nehmen, wem er sich vertrauen sollte, um Heilung zu finden von seiner elenden, schmerzlichen und gar wenig bedauerten Krankheit. Heut machte er eine Wallfahrt, morgen eine andere, ließ auch häufig durch seine Leute Andachten

verrichten und Spenden darbringen, so vernarrt war er in sein Haus, wahrhaftig weniger als in seine Frau, die elendiglich ihre Zeit mit ihrem verwünschten Mann verbrachte, dem argwöhnischsten Brummbär, den jemals eine Frau zum Gatten hatte. Eines Tags, da er überlegte, daß er schon manchen Heiligen des Paradieses, unter andern dem gnädigen Herrn St. Michael, viele Spenden gegeben und hatte geben lassen, kam ihm der Einfall, auch dessen Bilde eine zu widmen, der unter seinen Füßen liegt, nämlich dem Teufel. Und in der Tat befahl er einem seiner Leute, ihm eine große Wachskerze anzuzünden und darzubringen, mit der Bitte um sein Wohlwollen. Sein Befehl ward von dem Diener erfüllt, der ihm Bericht erstattete. „Nun wohl," sprach er bei sich, „ich will doch sehen, ob Gott oder der Teufel mich wird heilen können." Und in seinem gewöhnlichen Mißmut legt sich der eifersüchtige Hurenbock nach dieser neuen Spende neben seiner trefflichen Frau zur Ruhe; und ob er auch viel grübelte und sann, zwang ihm doch die Natur ihr Recht ab, er schlief ein. Da er im tiefsten Schlafe lag, erschien ihm der, dem er an diesem Tag die Kerze dargebracht hatte, dankte ihm für die jüngst gespendete Gabe und versicherte, daß ihm solch ein Opfer bisher noch nie dargebracht worden sei. Ferner sprach er, er solle seine Mühe nicht umsonst gehabt haben, er werde erhalten, worum er gebeten. Und dabei steckte er ihm, so schien es dem andern, an einen Finger seiner Hand einen Ring und sagte, solange dieser Ring an seinem Finger sei, werde er niemals eifersüchtig sein, noch je einen Grund zur Eifersucht haben. Nachdem das Traumgesicht geschwunden war, erwachte unser Eifersüchtiger und fand einen seiner Finger tief im Hintern seiner Frau stecken, darob beide baß erstaunt waren. Aber vom übrigen Leben dieses Eifersüchtigen, von seinen Sachen, seinen Manieren und seiner Haltung schweigt diese Geschichte.

7. *Das Kalb.*

An der Grenze von Holland gedachte jüngst ein Herr den dümmsten Streich zu begehen, dessen er fähig war, nämlich zu heiraten. Und sobald er in den süßen Mantel der Ehe gehüllt war, ward er, ob es gleich gerade Winter war, so stark erhitzt, daß man ihn nicht halten konnte. Die Nächte, die in dieser Jahreszeit neun bis zehn Stunden dauerten, reichten nicht aus, waren ihm nicht lang genug, um seinen überaus heißen Wunsch nach Erben zu stillen. Wo er nur seiner Frau begegnete, legte er sie nieder, gleichgültig, mochte es in der Stube oder im Stall sein; an welchem Ort auch immer, stets mußte sie einen Ansturm aushalten. Und so trieb er es nicht nur einen oder zwei Monate, sondern so lange, daß ich es lieber nicht niederschreibe wegen des Übels, das daraus entstehen möchte, wenn die Narrheit dieses großen Arbeiters zur Kenntnis vieler Frauen käme. Was soll ich noch viel sagen? Er arbeitete so gewaltig, daß sein Andenken im Lande nie erlöschen wird. Wahrhaftig: jene Frau, die sich jüngst beim Amtmann in Amiens darüber beklagte, daß ihr Mann ihr gar so schwere Arbeit mache, hatte nicht soviel Grund zur Klage als diese hier. Wie dem auch sei, sie widersetzte sich niemals, ob sie sich schon zuweilen dieser vergnüglichen Mühe gern entzogen hätte, sondern gehorchte pflichtgetreu ihrem Manne. Eines Tags nach dem Essen, da sehr schön Wetter war und die Sonne ihre Strahlen herabsandte auf die mit schönen Blumen bemalte und gestickte Erde, ergriff sie der Wunsch, sich im Walde ganz allein zu erlustigen und sie machten sich auf den Weg. Nun will ich euch nichts verbergen, was zur Geschichte gehört: Gerade zur Stunde, da unsere guten Leute diese Absicht faßten, hatte ein Bauer sein Kalb verloren, das er auf einer Wiese hatte weiden lassen, die sich bis zu besagtem Walde hinzog. Er machte sich auf die Suche, fand es aber nicht, worüber er nicht wenig bekümmert war;

er suchte weiter, im Wald, auf den Wiesen, Ländereien und auf den Plätzen der Nachbarschaft ringsum, doch ward ihm keine Kunde davon. Da fiel ihm ein, es könnte beim Weiden durch Zufall in irgend einen Strauch oder einen Graben voller Gras geraten sein, aus dem es mit vollem Bauch nicht mehr herausspringen könnte. Um nun besser und bequemer Umschau zu halten, um nicht bald hierhin bald dorthin laufen und sein Kalb suchen zu müssen, wo er es vermutete, suchte er den höchsten und schlanksten Baum des Waldes aus und steigt hinauf. Und da er auf der höchsten Spitze dieses Baumes sitzt, der über das ganze Land hin schaut, meint er sein Kalb schon halb gefunden zu haben. Während nun dieser gute Bauer seine Augen überallhin nach seinem Kalb schweifen ließ, seht da kommt unser Mann und seine Frau in den Wald, singend, schäkernd und scherzend, wie fröhlicher Herzen Art ist, wann sie sich an heitern Orten befinden. Und es ist nicht verwunderlich, wenn ihn der Wille ankam und das Gelüst erfaßte, seine Frau an diesem so angenehmen und günstigen Platz zu umarmen. Um diesen Willen nach Gefallen und Lust zu vollbringen, sah er soviel nach rechts und nach links, bis er den schönen Baum bemerkte, auf dem der Bauer saß, wovon er aber nichts wußte, und unter diesem Baum beschloß er, den vergnüglichen Waffengang zu vollziehen. Und als er an Ort und Stelle war, hielt er sich nicht lange auf mit seinem Wunsch, macht sich als Feldmarschall ans Werk und greift seine Frau an und legt sie auf die Erde; und da er gleichwie seine Frau wohl aufgelegt und heiter war, wollte er sie vorn und hinten sehen, zieht ihr wirklich das Kleid aus und läßt ihr nur den Unterrock. Danach hob er ihn trotz ihres großen Sträubens hoch, und nicht damit zufrieden, sondern willens ihre Schönheit nach Herzenslust zu betrachten, dreht er sie herum und läßt auf ihren dicken Hintern seine grobe Hand drei-, viermal niederklatschen. Dann dreht er sie wieder um, und wie

er ihr Hinterteil betrachtet hatte, so macht er es auch mit dem vorderen, was die gute, einfältige Frau durchaus nicht bewilligen will; sie widersetzt sich kräftig und Gott weiß, ihre Zunge blieb auch nicht müßig. Nun heißt sie ihn bald unfreundlich, toll, närrisch, bald unanständig und schilt ihn tüchtig. Doch es hilft alles nicht, er ist viel stärker als sie und hat sich's in den Kopf gesetzt, ein Verzeichnis aufzunehmen von allem was sie hat. So muß sie ihrem Mann gehorchen, denn als kluge Frau will sie lieber ihrem Mann gefällig sein, als ihn durch ihre Weigerung zu ärgern. Da sie allen Widerstand aufgegeben, nahm sich der wackere Mann Zeit, ihr Vorderteil zu betrachten, und wenn man's, ohne unanständig zu sein, sagen darf, er war nicht zufrieden, bis seine Hände seinen Augen die Geheimnisse aufdeckten, die er doch hätte in Ruhe lassen sollen. Und wie er eifrig in dieses Studium versenkt war, sagte er bald: „Ich sehe das“, bald „ich sehe jenes“ und so weiter. Wer ihn hörte, mußte meinen, er sähe die ganze Welt und noch viel mehr. Und nach einer großen Weile, in diese anmutige Betrachtung versunken, sagte er: „Heilige Maria, was sehe ich doch alles!“ — „Ach,“ rief nun der Bauer, der auf dem Baum hockte, „seht Ihr nicht auch mein Kalb, lieber Herr? Mich dünkt, ich seh' seinen Schwanz!“ Darob war der andere baß erstaunt, antwortete jedoch sofort: „Dieser Schwanz gehört nicht zu Euerm Kalb!“ Und alsbald steht er auf, geht davon und seine Frau folgt ihm. Und wer mich fragen sollte, was den Bauer zu solcher Frage bewog, dem antwortet der Schreiber dieser Geschichte, daß der Bart am Vorderteil jener Frau sehr lang war, wie es bei den Frauen in Holland der Fall zu sein pflegt; darum dachte er, es wäre der Schwanz seines Kalbes; und weil ihr Mann sagte, er sähe soviele Dinge, ja beinah die ganze Welt, dachte er bei sich, sein Kalb könne nicht fern sein und mit andern Dingen da drinnen versteckt.

8. *Die kluge Nonne.*

Im schönen Land Brabant liegt neben einem Kloster von weißen Mönchen ein ander Kloster von Nonnen, die gar fromm und barmherzig sind, aber ihren Namen und ihre Regel verschweigt die Geschichte. Diese beiden benachbarten Häuser bildeten, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, Tenne und Drescher: denn Gott sei Dank war die Barmherzigkeit im Nonnenhaus so groß, daß nur wenig Leute von der Verteilung der Liebesgaben abgewiesen wurden, wenn sie nur würdig waren, sie zu empfangen. Um nun zum Gegenstand dieser Geschichte zu kommen, es war im Kloster der weißen Mönche ein junger, schöner Mönch, der sich wie toll in eine der benachbarten Nonnen verliebte; und er hatte auch nach der Einleitung, mit der Verliebte die Frauen zu täuschen pflegen, den Mut, ihre Gunst um Gottes Willen zu erbitten. Und die Nonne, da sie vom Hörensagen sein Werkzeug recht wohl kannte, war zwar höflich, gab ihm aber doch eine harte und herbe Antwort. Doch er ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern setzte seine demütige Werbung fort, bis sich die schöne Nonne gezwungen sah, entweder den Ruf ihrer weiten Gefälligkeit zu verlieren, oder dem Mönch zu gewähren, was sie vielen Leuten ohne Bitten zugestanden hatte. Daher sagte sie ihm: „Wahrlich, Ihr wendet viel Eifer daran, etwas zu erlangen, was Ihr gar nicht richtig versorgen könntet. Denkt Ihr wohl, ich weiß nicht vom Hörensagen, was Ihr für ein Werkzeug habt? Glaubt nur, daß ich's weiß, es ist nichts bedeutendes, daß man sich groß dafür bedanken müßte!" — „Ich weiß wirklich nicht, was man Euch da gesagt hat," antwortet der Mönch, „doch hege ich keinen Zweifel, daß Ihr mit mir ganz zufrieden sein werdet, ich werde Euch schon zeigen, daß ich ein Mann bin, sogut wie ein andrer!" „Mann," sagt sie, „ja das glaube ich gern, doch Euer Ding ist, wie man sagt, so klein, daß man's kaum merkt, daß es da ist, wenn Ihr's

irgendwo hineintut!" — „Damit steht's doch anders," erwidert der Mönch, „und wär ich an Ort und Stelle, so würd ich durch Euer Urteil all die Männer und Weiber Lügen strafen, die mir diesen Ruf angehängt haben." Nach diesem artigen Wortgefecht gibt ihm die gefällige Nonne, um sich der lästigen Nachstellung des Mönchs zu entledigen, wie auch um zu wissen, was er tauge und zu machen wisse, desgleichen um ihr so vergnügliches Handwerk nicht zu vergessen, ein Stelldichein auf zwölf Uhr nachts. Da solle er zu ihr kommen und an ihr Gitter pochen, wofür er ihr höchlich dankte. „Aber Ihr werdet nicht eintreten," sagt sie, „ehe ich nicht in Wahrheit weiß, was Ihr für ein Werkzeug habt, und ob ich es brauchen kann oder nicht!" — „Wie's Euch gefällt!" erwidert der Mönch. Damit verläßt er seine Herrin und geht stracks zu Bruder Courard, einem seiner Genossen, der Gott-weiß-wie gewerkzeugt war und darob eine große Herrschaft im Nonnenkloster hatte. Ihm erzählt er lang und breit seinen Fall, wie er die und die gebeten, was sie geantwortet und wie sie ihn abgewiesen unter dem Verdacht, er sei nicht gut beschuht am Fuß; und wie sie ihm endlich erlaubt habe, zu ihr zu kommen, doch wolle sie zuerst befühlen und wissen, wie die Lanze beschaffen, mit der er gegen ihren Schild stechen wolle. „Nun steht's so," sagte er, „daß ich schlecht versehen bin mit einer großen Lanze, wie sie einer zu begegnen wünscht. Darum bitt ich Euch, kommt heute nacht mit mir zur Stunde, da ich mich zu ihr begeben soll, und Ihr werdet mir die größte Freude machen, die je ein Mensch dem andern bereitete. Ich weiß, wenn ich da bin, wird sie die Lanze fühlen und betasten wollen, mit der ich nachher loslegen will, und in dem Augenblick, da ich sie hinhalten soll, müßt ihr hinter mir stehen, ohne ein Wort zu sagen, dann meinen Platz einnehmen und Eure große Stange in ihre Hand legen. Dann wird sie zweifellos die Tür öffnen, und Ihr könnt

gehen, ich trete ein und das übrige laßt dann meine Sache sein.“ Bruder Courard wünscht seinem Genossen gefällig zu sein, willigt in den Handel und macht sich mit ihm zur festgesetzten Stunde auf den Weg zur Nonne. Wie sie am Fenster sind klopft unser Mönch, brünstiger als ein Hengst, mit seinem Stock einmal; die Nonne wartete den zweiten Schlag nicht ab, sondern öffnete das Fenster, und fragte leise: „Wer ist da?“ — „Ich bin's,“ erwiderte er, „öffnet gleich die Tür, daß man uns nicht hört!“ — „Meiner Treu,“ sagt sie, „Ihr werdet nicht in mein Buch eingetragen und eingeschrieben, ehe Ihr nicht gezeigt habt und ich weiß, was Ihr für einen Harnisch tragt. Tretet näher heran und zeigt mir, wie's damit ist.“ — „Sehr gern,“ versetzt er. Da zieht Bruder Courard, um seine Rolle zu spielen, vom Leder und legt in die Hand der Nonne seine schöne, gewaltige Stange, die gar lang und dick war. Und sobald sie die befühlte, sagte sie, gleich als habe sie schon von Natur damit Bekanntschaft gemacht: „Nein, nein, die da kenn ich ganz genau, das ist die Stange des Bruder Courard. Keine Nonne gibt's hier bei uns, die ihn nicht gut kennte. Glaubt nur nicht, daß ich mich täuschen lasse, ich kenne ihn allzugut. Geht, sucht anderswo Euer Abenteuer!“ Und damit schloß sie ihr Fenster, gar erzürnt und unzufrieden, nicht mit Bruder Courard, sondern mit dem andern Mönch, die beide nach diesem Abenteuer in ihr Kloster zurückkehrten und auf dem ganzen Weg von dieser Begebenheit sprachen.

9. Wie eine einen auf dem Bauch und auf dem Rücken trug.

Ein Edelmann aus Burgund reiste jüngst in Geschäften nach Paris und wohnte in einem recht guten Gasthaus, denn es war seine Gewohnheit, stets nach den besten Quartieren zu verlangen. Er wußte wohl, wann eine Fliege in die Milch gefallen war, und kaum war er in

seinem Quartier, da bemerkte er alsbald, daß das Kammermädchen dort für Männer etwas übrig habe. Also verbarg er ihr nicht lang, was er auf dem Herzen hatte, und bat sie, ohne viel Federlesens, um ein Liebesalmosen. Anfangs ward er sehr kräftig zurückgewiesen: „Wie," sagte sie, „Ihr wagt an mich solche Worte zu richten? Ihr sollt Euch überzeugen, daß ich nicht eine von der Sorte bin, die ihrem Hause solche Schande macht!" Und wer sie hörte, mußte meinen, sie wolle es auch nicht für einen Klumpen Gold machen. Der Edelmann erkannte sofort, daß all ihre Worte nur Ausflüchte waren, und sagte zu ihr: „Mein Schätzchen, hätt' ich Zeit und Gelegenheit, würd ich Euch so viel sagen, daß Ihr's zufrieden sein solltet, und Ihr könnt glauben, es wäre nur zu Eurem Vorteil, mein Schätzchen. Doch vor den Leuten will ich nicht weiter mit Euch reden, damit Ihr nicht mit mir in Verdacht kommt. Mein Diener soll für mich mit Euch reden und wenn Ihr es tut, soll es durchaus nicht Euer Schaden sein!" — „Ich habe weder mit Euch noch mit ihm etwas zu sprechen!" sagte sie und damit ging sie und unser Edelmann rief seinen Kammerdiener, einen schlauen, munteren Burschen, erzählte ihm die Sache und befahl ihm, die Angelegenheit zu fördern, ohne Lügen und Versprechen zu sparen. Der Kammerdiener, für derlei Händel trefflich geeignet, erklärte sein Bestes tun zu wollen. Er vergaß es auch nicht, denn sowie er das Mädchen traf, gebrauchte er weiß Gott seinen Schnabel. Und wäre sie nicht aus Paris gewesen und schlauer als hundert andere, so hätten sie seine freundlichen Worte und die Versprechen, die er ihr im Namen seines Herrn machte, schnell beschwatzt. Doch so kam es anders, denn nach vielem Hinundherreden sagte sie ihm kurz und bündig: „Ich weiß wohl, was Euer Herr will, doch er wird nicht ankommen, wenn ich nicht zehn Dukaten kriege." Der Kammerdiener erstattete seinem Herrn Bericht, der nicht so freigebig war, wenigstens nicht in

diesem Fall, um zehn Dukaten für den Liebesgenuß eines solchen Mädchens zu geben. „Wie dem auch sei, sie tut's nicht anders," sagt der Diener, „auch ist's nicht leicht, in ihr Zimmer zu kommen, denn man muß durch das des Wirtes gehen. Überlegt, was Ihr tun wollt!" — „Gott's Tod!" erwiderte er, „meine zehn Dukaten tun mir leid, daß sie den Weg gehn sollen. Doch ich habe so großes Verlangen und hab mich schon so weit eingelassen, daß ich daran muß. Zum Teufel mit der Knauserei, sie soll sie haben!" — „Ich frag Euch also," sprach der Diener, „wollt Ihr, daß ich ihr sage, daß sie sie bekommen wird?" — „Ja, zum Teufel, ja," erwiderte er. Der Diener suchte das wackre Mädchen auf und sagt ihm, es werde die zehn Dukaten erhalten und später noch viel mehr. „Sehr schön," sagte sie. Um es kurz zu machen, die Stunde, da der Edelherr bei ihr schlafen sollte, ward festgesetzt, doch mußte er ihr, bevor sie ihn durch das Zimmer ihres Herrn in ihres führen wollte, die zehn Dukaten bar geben. Wer damit sehr unzufrieden war, das war unser Edelmann, der, als er durch das Zimmer und zur Hochzeit ging, überlegte, daß sie ihn allzuviel koste und er einen Streich spielen müßte. Sie kamen so sachte in die Kammer, daß Herr und Frau nichts davon merkten, zogen sich aus, und unser Edelmann sagte, er würde sein Geld so gut wie nur möglich anwenden. Er machte sich ans Werk und verrichtete Wundertaten und mehr, als ihm wohl gut war. Im Gespräch und anderer Beschäftigung vergingen soviel Stunden, daß der Tag dem, der viel lieber geschlafen als etwas anderes getan hätte, immer näher rückte, und das wackere Kammermädchen sprach zu ihm: „Wohlan, Herr, um der Güte, Achtung und Höflichkeit, die Ihr mir bezeigt habt, bin ich's zufrieden gewesen, Euch zu Willen zu sein und Euch des teuersten, das ich auf der Welt besitze, genießen zu lassen. Doch bitte und ersuch ich Euch, wollet Euch schleunig anziehen und weggehen, denn es ist schon hohe

Zeit; käme zufällig mein Herr oder meine Frau hierher, wie sie häufig am Morgen zu tun pflegen, und fänden Euch, so wär ich verloren und geschändet; und Euch würd' es auch nicht gut bekommen!" — „Ich weiß nicht wieso," erwiderte der Edelherr, „was Gutes oder Böses daraus entspringen soll; ich will mich ausruhen und nach Belieben schlafen, ehe ich weggehe. Und damit ich mich nicht fürchte und ängstige, sollt Ihr mir Gesellschaft leisten!" — „Ach Herr," sagt sie, „das geht nicht an; bei meinem Eid, Ihr müßt gehen. Es ist sehr bald Tag, und wenn man Euch hier fände, was würde dann aus mir? Ich will lieber sterben, als daß dies geschieht. Wenn Ihr Euch nicht beeilt, wird es, fürchte ich, so kommen!" — „Ist mir gleich," versetzte der Edelherr, „wie es kommt. Ich sage Euch, wenn Ihr mir nicht meine zehn Dukaten zurückgebt, gehe ich nicht weg, komme was da wolle!" — „Eure zehn Dukaten?" sagte sie. „So einer seid Ihr also! Erst habt Ihr freundlich und liebenswürdig getan, und nun wollt Ihr mir sie so wieder nehmen? Meiner Treu, da sieht man doch recht deutlich, was Ihr für ein edler Herr seid!" — „Wie ich bin," sagte er, „bin ich und ich gehe nicht von hier weg und Ihr auch nicht, solange Ihr mir nicht meine zehn Dukaten gegeben habt. Ihr hättet sie allzuleicht gewonnen!" — „Ach," spricht sie, „so wahr mir Gott helfe, wenn Ihr auch so sprecht, ich glaube nicht, daß Ihr so unfreundlich seid, wenn ich an Eure Güte und an das Vergnügen denke, das ich Euch gegönnt; ich glaube nicht, daß ihr so wenig höflich wäret, mir nicht meine Ehre zu bewahren. Und deshalb bitte ich Euch nochmals, hört auf meine Bitte und entfernt Euch von hier!" Der Edelherr sagte, er werde es nicht tun, und um es kurz zu machen, das gute hübsche Mädchen sah sich gezwungen, so leid es ihm auch weiß Gott war, die zehn Dukaten aus dem Beutel zu holen, nur damit der Edelherr sich davon machte. Als die zehn Dukaten in dieselbe Hand zurückkamen, aus der sie

gegangen, war die, die sie empfangen hatte, sehr unzufrieden und zornig, und der sie erhielt, hocherfreut. „Nun fort," sagte sie zornig und mißvergnügt über diesen Streich, „da Ihr mir so aufgespielt, und mich so zum Narren gehalten habt, macht wenigstens schnell, beeilt Euch und laßt's Euch genug daran sein, daß Ihr meine Torheit erkannt habt, damit sie nicht durch Euer Zögern auch die erfahren, die mich, mit Schanden wegjagen würden, wenn sie davon hörten!" — „Um Eure Ehre kümmer ich mich nicht," versetzt der Edelherr, „hütet sie, soviel als Euch lieb ist. Ihr habt mich hierher kommen lassen, also ist's Eure Sache, mich an die Stelle, woher ich kam, wieder hinzubringen, denn ich habe nicht die Absicht, mich mit dem Weggehen zu beschweren wie mit dem Kommen!" Um ihn nicht aufzubringen und einen Lärm, den sie mehr als den Tod fürchtete, heraufzubeschwören, zumal der Tag bereits zu erscheinen begann, huckte sie zu all dem Mißvergnügen und der Furcht, die ihr Herz erfüllten und belasteten, diesen Edelherrn auf den Buckel. Und wie sie diese ganze Last, so sacht sie nur konnte, auf dem Rücken durch das Zimmer ihres Herrn trug, wie sie ihn auf ihrem Bauch getragen hatte, läßt er, der feine Edelmann, aus seinem Hinterpförtlein einen großen Furz ausgehen, so daß der Schall den Wirt aufweckte, der recht erschrocken fragte: „Wer ist da?" — „Euer Kammermädchen, Herr," antwortete der Edelherr, „das mich dorthin zurückbringt, wo es mich geholt hat!" Bei diesen Worten hatte das arme, schöne Mädchen keine Kraft und Lust mehr, sich noch länger mit dieser bösen Last zu schleppen. Sie verließ auf der einen, der Edelherr auf der anderen Seite das Zimmer. Und der Wirt, der sich auskannte, sprach seiner erstaunten und ärgerlichen Gattin gut zu und verließ bald danach das Zimmer. Und der Edelherr kehrte nach Burgund zurück und erzählte dies Abenteuer vergnügt den Galanen und munteren Gesellen, die ebenso lustig waren wie er.

10. Gelittene Notzucht.

Die Geschichte, von der ich in meiner Novelle berichten will, ist so frisch und neu, daß ich nichts davon abschneiden, noch daran flicken, weder zusetzen, noch wegnehmen kann. Es kam nämlich jüngst zu Quesnoy ein schönes Mädchen zum Schulzen und klagte, ein junger Gesell wäre mit Gewalt und Zwang auf es eingedrungen und hätte es unter seinen zuchtlosen Willen genötigt. Wie diese Klage beim Schulzen erhoben ward, wurde der solchen Verbrechens beschuldigte Gesell zur Stunde ergriffen und festgenommen. Und für das gemeine Volk war das so gut, als ob er schon am Galgen hinge oder ohne Kopf hoch aufs Rad geflochten die Leute auf den Feldern schreckte. Als das Mädchen sah und hörte, daß der, über den es Klage führte, im Gefängnis sitze, drangte es den Schulzen heftig, ihm den Prozeß zu machen, weil er es wider ihren Wunsch und Willen gewaltsam und mit Zwang entehrt hätte. Und der Schulze, ein bedächtiger, kluger, im Recht wohl erfahrener Mann, ließ die Leute zusammenrufen und schickte alsdann nach dem Gefangenen. Und als er ihn so vor die Leute hatte kommen lassen, die schon das Urteil bereit hatten, falls er auf der Folter oder sonstwie das erschreckliche Verbrechen, dessen er beschuldigt war, bekannte, da sprach er unter vier Augen auf ihn ein und beschwor ihn die Wahrheit zu sagen. „Seht, dies Weib," sagte er, „klagt, von Euch vergewaltigt worden zu sein. Ist's so? habt Ihr sie genotzüchtigt? Gebt wohl acht, daß Ihr die Wahrheit sagt, denn tut Ihr's nicht, so müßt Ihr sterben. Wenn Ihr aber die Wahrheit sprecht, so wird man Euch Gnade werden lassen!" — „Wahrhaftig, Herr Schultheiß," erklärte der Gefangene, „ich will nicht leugnen und hehlen, daß ich sie vordem um ihre Liebe gebeten habe. Und wirklich vorgestern warf ich sie nach mehreren Worten auf ein Bett, um das zu machen, was Ihr wißt, hob ihr Rock und

Hemd auf, aber mein Gesell, der niemals Brachland gepflügt konnte nicht das Schlupfloch zu ihrem Gärtchen finden, sondern irrte bald dahin bald dorthin, doch sie wies ihm freundlich den Weg und steckte ihn mit ihren eignen Händen ganz hinein. Ich glaube wohl, daß er ihn nicht ohne Beute verließ, doch daß er mit Gewalt eingedrungen wäre, bei meinem Eid, das ist nicht der Fall!" — „Ist dem wirklich so?" fragte der Schulze. „Ja, bei meinem Eid," versetzte der wackre Gesell. „Nun, dann wollen wir's schon gut machen!" meinte er. Nach diesen Worten setzte sich der Schulze in seinen Richterstuhl zur Rechten, umgeben von seinen Leuten, und der gute Gesell ward zur Armesünderbank oder dem Parkett geführt und draufgesetzt angesichts des ganzen Volks und der Klägerin. „Nun, meine liebe Freundin," sagte der Schulze, „wessen beschuldigt Ihr diesen Gefangenen?" — „Herr Schultheiß," entgegnete sie, „ich beklage mich bei Euch über die Gewalt, die er mir wider meinen Willen und Wunsch und trotz meines Widerstands angetan hat. Darum verlange ich von Euch Gericht." — „Was erwidert Ihr darauf, mein Freund?" fragte der Schulze den Gefangenen. „Herr," sprach der, „ich sagte Euch schon, wie es war, und ich glaube nicht, daß sie das Gegenteil sagt!" — „Meine Liebe," sprach der Schulze, „achtet wohl auf Eure Worte und was Ihr tut, da Ihr wegen Notzucht klagt. Das ist eine große Sache. Seht, er sagt, er hätte Euch nie Gewalt angetan, sondern Ihr hättet vielmehr selber zugestimmt und beinah das verlangt, was er getan hat; und es sei wahr, Ihr selbst hättet seinem Gesellen, der sich in der Umgebung von Eurem Äckerlein erlustigte, den Weg gewiesen und mit Euren beiden Händen, oder auch nur mit einer, ihm den rechten Pfad in Euer Gärtchen hinein gezeigt, das konnte nicht ohne diese Eure Hilfe geschehen. Hättet Ihr nur ganz wenig widerstrebt, so wär' er niemals zum Ziele gelangt. Dafür, daß sein Gesell die Wirtschaft ausgefressen hat, kann

er nichts, denn sobald er über die Schwelle und durch die Tür war, hatte er keine Herrschaft über ihn.“ — „Ach, Herr Schultheiß,“ sagte das Mädchen weinerlich, „wie meint Ihr das? Es ist wahr, ich will es nicht leugnen, daß ich wirklich seinen Gesellen nahm und auf mein Äckerlein brachte. Doch weshalb tat ich's? Bei meinem Eid, Herr, er trug den Dolch so steif und die Schnauze war so hart, daß er mir wahrhaftig ein großes Loch oder zwei oder drei in den Bauch gestoßen hätte, wenn ich ihn nicht schnell in das gesteckt, wo er besser aufgehoben war. Seht, nur aus diesem Grunde tat ich's.“ Ihr könnt euch denken, daß nach dieser Prozeßaufnahme die Gerichtsleute und alle Anwesenden ein groß Gelächter machten. Und der Geselle ward freigelassen und versprach zurückzukehren, wann er dazu aufgefordert würde. Und das Mädchen ging sehr zornig von dannen, weil man den, der an ihren unteren Gabeln gehangen, nicht schnell und hoch aufgehängt hatte. Doch dieser Zorn und diese heftige Verfolgung dauerte nicht an, denn nach dem, was man mir sagte, ward bald darauf gütlich Mittel der Friede zwischen ihnen geschlossen und dem wackern Gesellen Äckerlein, Weg und Pfad überlassen, so oft und so lange er dort jagen wollte.

11. Der Bettzins der Damen.

Es weiß jedermann, daß in der Stadt Ostelleria in Katalonien neulich mehrere Minoritenbrüder von der Observanz ankamen, die wegen ihres schlechten Lebenswandels und ihrer heuchlerischen Frömmigkeit aus dem Königreich Spanien verjagt und vertrieben worden waren. Und sie fanden Gelegenheit, sich Zutritt und Gehör bei dem Herrn der Stadt, der schon alt und bejahrt war, zu verschaffen, und sie wußten es, kurz gesagt, so weit zu bringen, daß er ihnen eine sehr schöne Kirche und ein Kloster

gründete und baute und Zeit seines Lebens für sie sorgte, so gut er nur konnte. Später regierte sein ältester Sohn, der ihnen nicht weniger Gutes tat als sein Vater. Und in wenigen Jahren hatten sie wirklich solches Glück, daß sie alles was man billig in einem Bettelmönchskloster verlangen kann, reichlich besaßen. Und damit ihr's wißt, sie waren während der Zeit, da sie diese Güter erwarben, nicht müßig, predigten in der Stadt wie in den umliegenden Dörfern und gewannen das ganze Volk für sich und brachten es dahin, daß es keinen guten Christen gab, der nicht bei ihnen gebeichtet hätte; solchen Ruf und Ruhm besaßen sie, daß sie den Sündern ihre Fehler wohl vorzuhalten wußten. Wer sie aber besonders rühmte und in hoher Gunst hielt, das waren die Frauen, die sich ihnen, da sie sie für heilige Männer von großer Barmherzigkeit und tiefer Frömmigkeit hielten, völlig hingaben. Nun hört welch schändlichen Betrug und schrecklichen Verrat diese falschen Heuchler an den Männern und Frauen übten, die ihnen Tag für Tag soviel Wohltaten erwiesen. Sie taten allen Frauen in der ganzen Stadt kund, daß sie Gott den Zehnten von all ihren Gütern zahlen müßten, „wie dem Herrn von der und der Sache, so eurem Pfarrer Kurat von der und der, und uns müßt ihr den Zehnten von soviel mal geben, als ihr mit euren Männern fleischlich verkehrt. Wir nehmen keinen andern Zehnten von euch, denn wie ihr wißt, tragen wir nie Geld bei uns; und wenn wir nicht danach streben, so geschieht dies, weil wir die zeitlichen und vergänglichen Güter dieser Welt für nichts halten Wir suchen und streben nur nach den geistlichen Gütern. Der Zehnt, den ihr uns schuldet und den wir von euch fordern, gehört nicht zu den zeitlichen Gütern; er zählt infolge des heiligen Sakraments, das ihr empfangen habt, zu den göttlichen und geistlichen Dingen. Und dieser Zehnt gebührt allein uns.“ Die armen, einfältigen Frauen, die diese guten Brüder eher für Engel denn Erdenmenschen hielten,

weigerten sich nicht, diesen Zehnten zu zahlen. Keine war, die ihn nicht entrichtete, wenn die Reihe an ihr war von der höchsten bis zur geringsten, selbst die Gemahlin des Herrn war nicht ausgenommen. So waren alle Frauen der Stadt diesen wackeren Mönchen zinspflichtig, und keiner war unter ihnen, der nicht von fünfzehn bis sechzehn Frauen für sein Teil den Zehnten erhielt. Und Gott weiß welche Gaben sie, alles unter dem Schein der Frömmigkeit, bei dieser Gelegenheit von ihnen erhielten. Dieses Wesen dauerte geraume Zeit, ohne daß es zur Kenntnis derer gekommen wäre, die auf diesen neuen Zehnten sicherlich verzichtet hätten. Gleichwohl kam es schließlich doch folgendermaßen an den Tag: Ein junger, erst kürzlich verheirateter Mann ward mit seiner Frau zum Abendessen bei einem seiner Verwandten gebeten, und als sie vom Mahl heimgingen und an der Kirche der besagten braven Franziskaner vorbeikamen, läutete auf einmal die Glocke das Ave Maria und der gute Mann kniete auf die Erde, um seine Gebete zu verrichten, und seine Frau sagte zu ihm: „Wenn's Euch recht ist, möcht' ich gern in die Kirche treten, um ein Paternoster und ein Ave Maria zu sagen!“ — „Was wollt Ihr jetzt dadrinnen?“ fragte der Mann, „Ihr könnt doch am Tag gehen, morgen oder ein andermal!“ — „Ich bitt' Euch, laßt mich hineingehen!“ sagt sie, „wahrhaftig, ich komme gleich zurück.“ — „Bei unsrer lieben Frau,“ erklärte er, „Ihr sollt jetzt nicht hinein!“ — „Meiner Seel! Ich muß; ich muß hinein,“ versetzte sie, „ich will mich nicht aufhalten; habt Ihr Eile nach Haus zu kommen, so geht nur immer voraus, ich komm' Euch gleich nach!“ — „Vorwärts, vorwärts!“ sagte er, „Ihr habt hier nichts zu tun, wollt Ihr ein paar Paternoster und Ave Maria sprechen, so habt Ihr zu Haus Zeit genug, und Ihr könnt dort ebenso gut sprechen wie jetzt in diesem Kloster, wo man keinen Menschen sieht!“ — „Zum Teu . . .!“ rief sie, „Ihr könnt sagen, was Ihr wollt, ich muß

doch notwendig eine Weile hinein!" „Und warum?" fragte er. „Wollt Ihr etwa mit den Brüdern dadrinnen schlafen gehen?" Sie dachte fürwahr, ihr Mann wüßte wohl, daß sie den Zehnten bezahlte, und antwortete ihm: „Wahrhaftig, nein, ich will hier nicht schlafen gehen, sondern zahlen will ich gehen!" — „Was zahlen?" sagte er. — „Ihr wißt es wohl," entgegnet sie, „was fragt Ihr!" — „Was weiß ich wohl?" versetzt er, „ich kümmer' mich nicht um Eure Schulden!" — „Ihr wißt doch wenigstens," erwiderte sie, „daß ich den Zehnten zahlen muß." — „Welchen Zehnten?" — „Nein, das ist gut!" rief sie, „den Zehnten der Nacht von Euch und mir. Ihr habt's gut, ich muß für uns beide zahlen!" — „Und wem zahlt Ihr ihn?" fragt er. „Dem Bruder Eustach. Geht nur immer nach Haus, laßt mich zahlen, damit ich es los bin. Es ist eine so große Sünde, ihn nicht zu zahlen, daß ich nie froh bin, wenn ich etwas schulde." — „Heute ist's schon zu spät," sagte er, „er ist vor einer Stunde schon zu Bett gegangen." — „Wahrhaftig, ich bin heuer schon viel später da gewesen," erwiderte sie, „wenn man zahlen will, kann man hier jederzeit eintreten!" — „Wir wollen jetzt heimgehen," sagte er, „eine Nacht tut nichts dabei!" So kamen Mann und Frau heim, beide sehr unzufrieden, die Frau, daß man sie ihren Zehnten nicht hatte zahlen lassen, und der Mann, der sich so getäuscht sah und voll Zorn und Ärger war und, was noch schlimmer, es nicht zu zeigen wagte. Schließlich legten sie sich zu Bett; der Mann, ein Schlaukopf, fragte seine Frau lang und breit aus, ob die anderen Frauen der Stadt den Zehnten gerade so entrichteten. „Wie denn?" sagte sie, „wahrhaftig, sie tun's! welches Vorrecht sollten sie denn vor mir haben? Wir sind unser sechzehn oder zwanzig, die ihn dem Bruder Eustach zahlen. Ach, er ist so fromm! Und Ihr könnt glauben, es macht ihm große Mühe und er zeigt dabei eine höchst verdienstliche Geduld. Bruder Bartholomäus hat ebensoviel oder noch mehr

und unter andern gehört Madame zu seiner Zahl. Bruder Jakob hat ebenfalls viele und Bruder Antonius auch; es gibt keinen von ihnen, der nicht seine Anzahl hätte!" „Sankt Johann," rief der Mann, „sie sind nicht faul gewesen. Nun erkenne ich wohl, daß sie viel frommer sind, als sie scheinen, und ich möchte sie wahrhaftig alle, einen nach dem andern, hier festlich bewirten und ihre guten Reden hören. Und da Bruder Eustach den Zehnten dieses Hauses empfängt, so richtet für morgen ein gutes Mahl her, denn ich will ihn zu Gast laden!" „Sehr gern," entgegnet sie, „dann brauche ich nicht in seine Kammer gehen, um Zahlung zu leisten. Er kann sie hier auch empfangen!" „Ihr sprecht wohl," versetzt er, „nun wollen wir schlafen!" Doch glaubt nicht, daß er dazu kam, und es dauerte ihm lang, bis es Tag wurde. Und anstatt zu schlafen, dachte er an alles, was er am folgenden Tag ausführen wollte.

Das Mittagessen kam und Bruder Eustach, der nichts von der Absicht seines Wirts wußte, ließ sich's recht wohl sein unter seiner Kutte. Und seinen Vorteil erspähend, warf er seine Augen nach der Wirtin, ohne unterm Tisch das liebliche Spiel mit den Füßen zu versäumen, und der Mann ersah es recht wohl, doch ließ er sich's nicht merken, obwohl es zu seinem Schaden war. Nach dem Dankgebet rief er den Bruder Eustach und sagte ihm, er wolle ihm ein Bild der Mutter Gottes und einen schönen Betstuhl in seinem Zimmer zeigen, und der antwortete, er wolle es gern sehen. Sie traten ein, der Wirt schloß die Tür, ergriff ein großes Beil und sprach zu unserm Franziskaner: „Gott's Tod, Pater, Ihr sollt nicht aus diesem Zimmer kommen außer die Füße voraus, wenn Ihr nicht die Wahrheit bekennt!" — „Ach, mein lieber Wirt," rief Bruder Eustach, „ich bitt' Euch um Gnade. Was verlangt Ihr denn zu wissen?" — „Ich verlange von Euch den Zehnten vom Zehnten," sagte er, „den Ihr von meiner Frau bekommen habt!" Da der Franziskaner vom

Zehnten sprechen hörte, dachte er gleich, seine Sache stände nicht gut, wußte nichts zu antworten, schrie nur um Gnade und suchte sich, so gut er konnte zu entschuldigen. „Sagt," sprach der Wirt, „was ist das für ein Zehnt, den Ihr von meiner Frau und den andern nehmt?" Der arme Franziskaner war so erschrocken, daß er nicht reden konnte, und erwiderte kein Wort. „Sagt mir, wie die Sache ist," sagte der Wirt, „so will ich Euch wahrhaftig gehen lassen und Euch kein Leid tun. Wenn nicht, so bring' ich Euch ganz kalt um!" Da sich der andere sicher sah, wollte er lieber die Wahrheit bekennen, seine und seiner Genossen Sünde beichten und entwischen, als sie verheimlichen und Gefahr laufen, sein Leben zu verlieren; daher sagt er: „Lieber Wirt, ich bitt' Euch um Gnade, ich will Euch die Wahrheit sagen. Es ist wahr, meine Gefährten und ich haben allen Frauen dieser Stadt glauben gemacht, daß sie uns den Zehnten schuldig sind von so und so oft, da ihr bei ihnen schlaft; sie haben uns geglaubt und so zahlen ihn die jungen wie die alten. Sobald sie verheiratet sind, ist keine ausgenommen. Madame selbst zahlt ihn so gut wie die andern, ihre beiden Nichten ebenfalls, kurz gar keine ist davon befreit!" — „Ei, Teu ...!" sagte der Wirt, „da der gnädige Herr und soviel angesehene Leute ihn zahlen, muß ich es wohl auch tun, obwohl ich ganz gern darauf verzichtete. Nun geht, Pater, und erhebt den Zehnten von mir, den meine Frau Euch schuldet." Der andre war noch nie so froh, als jetzt, da er sich heil draußen sah, und sagte, er würde ihn nimmermehr erheben; was auch so eintraf, wie ihr hören werdet. Als der Wirt des Franziskaners genau von seiner Frau und dem Zehnterheber über diesen neuen Zehnten unterrichtet worden war, begab er sich zum Herrn und erzählte ihm ausführlich die Geschichte vom Zehnten, wie sie eben berichtet ward. Ihr könnt euch denken, daß der sehr verdutzt war, und er sagte: „Mir haben diese Scheinheiligen niemals gefallen, und mein

Herz hat es mir richtig gesagt, daß sie im Innern nicht so sind, wie sie sich von außen zeigen. O, das verwünschte Gesindel! Verflucht sei die Stunde, da mein Herr Vater, dem Gott gnädig sein möge, sie aufnahm! Nun sind wir durch sie geschändet und entehrt. Und sie werden es je länger, desto schlimmer treiben. Was ist da zu tun?" — „Wahrhaftig, gnädiger Herr," sagte der andere, „scheint's Euch recht und gut, so solltet Ihr alle Eure Untertanen dieser Stadt versammeln, die Sache geht sie ebensogut an wie Euch. Ihr erklärt ihnen die Sache und dann könnt Ihr mit ihnen über Abwehrmittel beraten, ob es gleich schon spät ist!"

Der gnädige Herr stimmte zu, sandte nach allen seinen Untertanen, soweit sie verheiratet waren, und sie fanden sich bei ihm ein; und im großen Saal seines Hauses erklärte er ihnen ausführlich, weswegen er sie geladen hätte. So wie der gnädige Herr anfangs, da er diese Neuigkeit zuerst vernahm, baß erstaunt war, also waren es auch diese guten Leute, die sich hier versammelt hatten. Die einen sagten: man muß sie töten; die andern: man muß sie hängen; die dritten: ertränken. Andere erklärten, sie könnten nicht glauben, daß es Wahrheit wäre, sie wären doch allzu fromm und führten einen heiligen Lebenswandel. So redeten die einen weitläufig von diesem, die andern von jenem. „Ich will Euch etwas sagen," sprach der Herr, „wir lassen unsere Frauen hierher holen, und Meister Jehan, den ihr alle kennt. Der soll ihnen eine kleine Rede halten und darin schließlich auf die Zehnten zu sprechen kommen und sie in unser aller Namen fragen, ob sie ihn bezahlt haben, denn wir wünschten, daß er bezahlt werde; dann werden wir ja ihre Antwort hören!" Und nachdem sie darüber beraten hatten, stimmten sie alle dem Rat und der Ansicht des gnädigen Herrn zu. Also wurden alle verheirateten Frauen der Stadt herbeigeholt und kamen in den Saal, wo alle ihre Männer waren. Der gnädige Herr selbst ließ Madame kommen, die ganz erstaunt

war, eine Versammlung solchen Volks zu sehen. Ein Gerichtsdiener gebot im Namen des Herrn Schweigen. Und Meister Jehan setzte sich an einen etwas erhöhten Platz und begann seine kleine Ansprache wie folgt: „Liebe Frauen und Damen, ich bin vom gnädigen Herrn, der hier anwesend ist, und von den Mitgliedern seines Rates beauftragt, euch kurz die Ursache mitzuteilen, deretwegen ihr hierher bestellt worden seid. Der gnädige Herr nämlich, sein Rat und sein Volk, das hier versammelt ist, haben eben ein kleines Kapitel über ihre Gewissenspflichten gehalten; der Grund ist der, daß sie vor Gott beschlossen haben, in kurzem eine schöne fromme Prozession zum Lob unsres Herrn Jesu Christ und seiner glorreichen Mutter zu veranstalten und am selben Tag sich allesamt in gutem Stande zu zeigen, damit sie mit ihren demütigen Gebeten noch besser erhört und ihre Werke an diesem Tag Gott noch wohlgefälliger seien. Ihr wißt sehr gut, daß wir Gott-sei-Dank zu unsern Lebzeiten keine Kriege gehabt haben, während unsre Nachbarn schrecklich davon heimgesucht sind, wie auch von Pestilenz und Hungersnot. Wenn die andern damit gestraft worden sind, so konnten wir sagen und sagen noch, daß Gott uns davor bewahrt hat. Mit Recht erkennen wir, daß das nicht von unsern eigenen Tugenden kommt, sondern allein von der großen und reichen Gnade unseres gesegneten Erlösers, der uns zu den frommen Gebeten in unserer Kirche ruft und einlädt, auf die wir überaus fest vertrauen und bauen. Das fromme Franziskanerkloster dieser Stadt hat uns viel genützt und nützt uns noch zur Bewahrung der besagten Güter. Deshalb wollen wir von euch wissen, ob ihr euch dessen entledigt habt, wozu ihr gehalten seid; und obschon wir bestimmt glauben, daß ihr die Verpflichtungen gegen die Kirche fest im Gedächtnis habt, so wird es euch doch nicht unlieb sein, wenn wir euch zur größeren Sicherheit noch einmal einige der bedeutsamsten Punkte darlegen: viermal im Jahr wenig-

stens, nämlich an den vier Hauptfesttagen, müßt ihr bei einem Priester oder einem Mönch, der die Vollmacht hat, beichten; und wenn ihr jedesmal euren Schöpfer empfangt, so würde das sehr wohl getan sein; zweimal oder wenigstens einmal müßt ihr es tun; geht zum Opfer alle Sonntage und zu jeder Messe; zahlt treulich den Zehnten Gott, an Früchten, Hühnern, Lämmern, Schweinen und anderen derartigen gebräuchlichen Dingen. Ihr schuldet außerdem noch einen anderen Zehnten den frommen Mönchen des Klosters des heiligen Franciscus, der, wie wir ausdrücklich wünschen, gezahlt werden soll. Er liegt uns am meisten am Herzen und von ihm wollen wir ausführlicher sprechen. Und gibt es welche unter euch, die ihrer Pflicht nicht gut nachgekommen sind, aus Nachlässigkeit oder weil man den Zehnten zu fordern vergessen, so mögen sie sich beeilen, ihn zu zahlen. Ihr wißt, diese guten Mönche können nicht in eure Wohnungen kommen, um den Zehnten zu holen, das würde ihnen allzu große Mühe und Ungelegenheit bereiten; wir müssen ihnen deshalb schon für die Mühe, daß sie ihn empfangen, dankbar sein. Das war's, was ich euch zu sagen hatte. Wir wollen jetzt nur noch die Namen derer wissen, die gezahlt haben und derer, die ihn noch schuldig sind!" Meister Jehan hatte kaum geendet, da begannen mehr als zwanzig Frauen einstimmig zu rufen: „Ich hab gezahlt, ich! ich hab auch gezahlt! ich bin nichts schuldig! ich auch nicht, ich auch nicht!" Hundert andere Frauen, beinahe alle insgesamt, erklärten, sie wären nichts schuldig; vier oder sechs schöne junge Frauen traten vor und sagten, sie hätten so wohl gezahlt, daß sie noch ein Guthaben für die Zukunft hätten, die eine vier-, die andere sechs-, die dritte zehnmal. Andrerseits sagten ich weiß nicht wieviel alte Weiber, kein Wort. Und Meister Jehan fragte sie, ob sie ihren Zehnten wohl bezahlt hätten und sie antworteten, sie hätten mit den Franziskanern einen Vertrag geschlossen. „Wie," sagte er, „zahlt ihr nicht?

Ihr solltet die andern dazu ermahnen und nötigen und ihr begeht selbst den Fehler?" — „Teufel, die Schuld ist nicht mein," sagte die eine, „ich hab mich vielmals erboten, meine Pflicht zu erfüllen, doch mein Beichtvater wollte sich nie dazu verstehen. Er sagte stets, er hätte keine Zeit!" — „Saint Jehan!" riefen die andern Alten, „wir haben mit ihnen einen Vertrag geschlossen, den Zehnten in Leinwand, Tuch, Kissen, Polstern, Kopfkissen und andern solchen Sachen zu entrichten und zwar auf ihren Rat und ihr Geheiß, denn wir würden lieber wie die andern zahlen." — „Bei unsrer lieben Frau," meinte Meister Jehan, „das läßt sich hören, das ist sehr wohl getan!" — „Nun können sie wohl gehen, gnädiger Herr, nicht wahr?" fragte Meister Jehan. „Ja," antwortete er, „doch wie dem auch sei, dieser Zehnt soll nicht vergessen werden." Als sie alle den Saal verlassen hatten, wurde die Tür verschlossen; und unter den Zurückgebliebenen sah jeder den andern an. „Nun, was ist da zu tun?" fragte der Herr, „Wir sind überzeugt von dem Verrat, den diese schurkischen Mönche an uns verübt haben, durch einen von ihnen und unsre Frauen. Es bedarf kein weiter Zeugnis!" Nach vielen verschiedenen Vorschlägen ward zuletzt der Beschluß gefaßt, Feuer ans Kloster zu legen und Mönche und Kloster zu verbrennen. Daher stiegen sie hinab in die Stadt, gingen zum Kloster, holten den Leib des Herrn und einige andere Reliquienkästchen heraus und brachten sie in die Pfarrei. Dann legten sie unverweilt Feuer an verschiedenen Stellen im Kloster und gingen nicht eher weg, bis alles verzehrt war, Mönche und Kloster, Kirche und Schlafsaal und die andern Gebäude, deren es viele in den Mauern gab. So bezahlten die armen Franziskaner den ungebräuchlichen, von ihnen auferlegten Zehnten gar teuer. Gott selbst, der es nicht länger ansehen konnte, hatte also ihr Haus verbrannt.

12. Die eingehandelten Hörner.

Jüngst fand ein wackrer Mann, ein Arbeiter und Kaufmann, der in einem guten Dorf der Kastellanei von Lille wohnte, Mittel und Wege, auf sein und seiner guten Freunde Betreiben, ein überaus schönes, junges Mädchen zur Frau zu erhalten, das nicht von den reichsten war; und ebensowenig war es sein Mann, doch war er gar fleißig, höchst eifrig und recht begierig auf Erwerb und Gewinn aus. Und die Frau ihrerseits gab sich Mühe, den Haushalt nach dem Wunsch ihres Mannes zu führen, der sie auch gar sehr liebte und oft mit nicht geringem Bedauern seinen Handelsgeschäften nachging, ohne Verdacht oder Argwohn zu schöpfen, daß sie etwas andres als Gutes täte. Der arme Mann aber war so voll von Vertrauen und ließ sie soviel allein, bis sich ein schmucker Gesell an sie machte, dem es, um es kurz zu machen, in wenigen Tagen gelang sein Stellvertreter zu werden, wovon der, der die beste Frau auf der Welt zu haben glaubte, eine Frau, die nur auf das Wachstum ihrer Ehre und ihres Besitztums dächte, nicht das geringste ahnte. Dem war jedoch nicht so, denn sie vergaß bald die Liebe, die sie ihm schuldete, und kümmerte sich weder um Vorteil noch Schaden; es genügte ihr völlig, wenn sie sich nur mit ihrem Freund zusammenfand, also daß eines Tages das, was nun folget, geschah. Da unser obgenannter guter Kaufmann außerhalb weilte, wie gewöhnlich, ließ seine Frau das alsbald ihren Freund wissen, der unverzüglich ihrem Wunsch Folge leistete. Und um keine Zeit zu verlieren, fand er sich so schleunig wie nur möglich bei seiner Dame ein und brachte allerlei verliebte Reden vor, und zum Schluß ward ihm das begehrte Vergnügen ebensowenig verweigert wie die andern Male, deren Zahl nicht gering war. Seht da kommt zum Unglück der gute Mann, gerade als das Liebesspiel im schönsten Gang war, und findet die Sippschaft bei der Arbeit, darob er sehr erstaunt war, denn er hätte nicht

geglaubt, daß seine Frau eine solche wäre. „Was soll das heißen?“ fragte er, „Gott's Tod, du Schurke, ich werd' Euch kalten Bluts töten!“ Obwohl sich der andre überrascht und auf frischer Tat ertappt sah, verlor er nicht die Fassung, denn er kannte ihn als arm und notleidend und entgegnete ihm alsobald: „Ach, Jehan, lieber Freund, ich bitt' Euch um Gnade, verzeiht mir, daß ich Euch Böses angetan, ich will Euch auch meiner Treu sechs Maß Getreide geben!“ — „Bei Gott,“ sagte er, „ich will nichts davon wissen, Ihr sollt durch meine Hände, und ich werde das Leben aus Eurem Leib haben, wenn ich nicht zwölf Maß bekomme!“ Und die gute Frau, die dieser Unterhandlung zuhörte, wandte sich, da sie gehalten war, auf ihren Vorteil zu sehen, an ihren Mann: „Ach, Jehan, lieber Herr, laßt ihn vollenden, was er begonnen hat, ich bitt' Euch, und Ihr sollt acht Maß haben. Nicht wahr?“ fragte sie, indem sie sich an ihren Freund wandte. — „Meinetwegen,“ sagte er, „doch ist das wahrhaftig zu viel, jetzt da das Getreide teuer ist!“ — „Das ist zu viel?“ rief der tapfere Mann. „Gott's Tod! mir tut's schon sehr leid, daß ich nicht mehr gefordert habe. Denn Ihr habt eine Übeltat begangen, die, gelangt sie zur Kenntnis des Gerichts, Euch noch weit teurer zu stehn käme; doch entschließt Euch, entweder ich bekomme zwölf Maß oder Ihr müßt hier daran.“ — „Wahrhaftig, Ihr tut Unrecht, mir zu widersprechen!“ erklärte seine Frau, „mir dünkt, Ihr könntet mit diesen acht Maß zufrieden sein, denkt doch daran, was das für ein großer Haufen Getreide ist!“ — „Sprecht mir nicht mehr davon,“ versetzte er, „ich will zwölf Maß haben oder ich werde ihn töten und Euch dazu!“ — „Zum Teufel!“ sagte der Gesell, „Ihr seid ein tüchtiger Kaufmann, doch wenn Ihr schon soviel haben sollt, wie Ihr wollt, so muß ich doch wenigstens einen Termin haben!“ — „Das will ich Euch gern lassen, doch ich muß meine zwölf Maß haben.“ Darauf legte sich der Zwist, und der Zahltag ward festgesetzt, sechs

Maß sollten am folgenden Tag und die andern demnächst am Festtag des heiligen Remigius bezahlt werden, und das auf Anordnung der Frau, die die Mittlerin machte und zu ihrem Mann sagte: „So, Ihr seid doch zufrieden, nicht wahr, daß Ihr Euer Getreide so bekommen werdet, wie ich gesagt habe?“ — „Ja, wirklich,“ entgegnete er. — „Nun, dann macht Euch fort!“ rief sie, „bis er vollendet hat, was er begonnen, als Ihr dazu kamt. Sonst gilt der Handel nicht, wie Ihr wißt, denn ich hab' das so abgemacht, wie Ihr Euch erinnern werdet!“ — „Sankt Jehan, so ist's,“ meinte der gute Gesell. „Ich will auch mein Wort halten,“ sprach der gute Kaufmann. „Gott behüte, daß ich beim Handel als Betrüger und Lügner erfunden werde. Ihr sollt vollenden, was Ihr begonnen habt, und ich erhalte meine zwölf Maß an den besagten Terminen. So lautet unser Vertrag, nicht wahr?“ — „Ja, wahrhaftig!“ sagte seine Frau. — „Lebt wohl denn,“ entgegnete er, „doch morgen muß ich sechs Maß Getreide haben!“ — „Zweifelt nicht!“ erwiderte der andere, „ich werd' Euch Wort halten!“ — So verließ der wackre Mann sein Haus, frohgemut ob der zwölf Maß Getreide, die er zu erwarten hatte. Und seine Frau und ihr Freund begannen von neuem. Das Zahlen blieb dem Zufall überlassen, indes ward mir später erzählt, daß das Getreide an den obgenannten Terminen bezahlt und geliefert wurde.

13. Die Schäferstunde.

Ein edler, junger Ritter aus der Grafschaft Flandern, ein wackrer Turnierer, Tänzer und Sänger, hoch im Ansehen, weilte im Lande Hennegau in der Gesellschaft eines andern edlen, ebenso trefflichen Ritters und blieb in diesem Lande, das ihm viel mehr als Flandern, wo er sein gutes, schönes Schloß hatte, zusagte. Wie es aber oft geschieht, hielten ihn Liebeshändel zurück, denn er

hatte sich gänzlich in ein Fräulein aus Maubeuge vergafft, und weiß Gott, was er deswegen alles anstellte. Gar häufig turnierte er, trieb Mummenschanz, gab Gastereien, kurz tat alles, was er vermochte und seiner Dame, wie er dachte, gefallen könnte. Er erfreute sich auch bald ziemlicher Gunst bei ihr, doch nicht so sehr, wie er es gewünscht hätte. Sein Genoß, der Ritter aus dem Hennegau, der genau wußte, wie es mit ihm stand, unterstützte ihn nach besten Kräften, und es lag nicht an seinem Eifer, wenn die Angelegenheiten seines Freundes nicht besser und glücklicher standen. Was soll man da lang berichten? Der gute Ritter aus Flandern und ebenso sein Genoß vermochten es nicht dahin zu bringen, daß er von seiner Dame den süßen Lohn und Dank erhalten konnte, im Gegenteil, wann er auf diese Dinge die Sprache brachte, fand er sie stets streng und zurückhaltend. Nun ward er jedoch, während es so um ihn stand, wie ihr gehört habt, gezwungen nach Flandern zurückzukehren. Also verabschiedete er sich freundlich von seiner Dame und empfahl ihr seinen Genossen, versprach auch, wenn er nicht in Kürze zurückkehre, ihr oft zu schreiben und Botschaft von seinem Befinden zu senden. Und sie ihrerseits gab ihm das Versprechen, von sich gleichfalls Nachricht zukommen zu lassen. Kurze Zeit, nachdem unser Ritter nach Flandern zurückgekehrt war, kam seiner Dame der Wunsch an, eine Wallfahrt zu machen, und sie traf ihre Vorbereitungen dazu. Als der Wagen vor ihrem Hause stand, warf sie dem Kutscher, der sich darin befand, um ihn in Bereitschaft zu setzen, und der ein sehr schöner, kräftig gebauter, flinker Bursche war und ihr sehr gut gefiel, ein Kissen an den Kopf, so daß er hinfiel, sie aber begann darüber aus vollem Herzen laut zu lachen. Der Kutscher erhob sich und sagte, als er sie lachen sah: „Bei Gott, Mademoiselle, Ihr habt mich niedergeworfen, doch dürft Ihr mir's glauben, ich werde mich wohl rächen, denn noch eh'

die Nacht kommt, werd' ich Euch niederwerfen.“ — „Ihr werdet doch nicht so böse sein,“ entgegnete sie. Und bei diesen Worten nahm sie ein zweites Kissen, warf es, so daß der Kutscher, der sich nicht vorsah, wie zuvor umfiel. Und hatte sie zuerst schon höchlich gelacht, so lachte sie jetzt noch viel toller. „Was soll das heißen!“ rief der Kutscher, „was wollt Ihr von mir, Mademoiselle? Wär' ich bei Euch, ich würde mich wahrhaftig schnell an Euch rächen!“ — „Was würdet Ihr denn tun?“ fragte sie. — „Wär' ich oben, so würd' ich es Euch sagen,“ erklärte er. — „Das wird wunder was sein,“ meinte sie, „aber Ihr habt ja Angst herauf zu kommen.“ — „Keineswegs, Ihr sollt schon sehen,“ versetzte er. Er sprang vom Wagen, trat ins Haus und stieg die Treppe hinauf bis dahin, wo das Fräulein, nur mit einem einfachen Rock angetan, so höchst ausgelassen weilte. Er begann sie anzuspringen, und kurz sie war's zufrieden, daß er ihr nahm, was sie ihm aus Anstand nicht geben konnte. Dies geschah und nach der gewöhnlichen Zeit brachte sie einen sehr hübschen, kleinen Kutscher hervor, oder um es besser auszudrücken, einen hübschen, kleinen Jungen. Die Sache blieb nicht so geheim, daß der Ritter aus dem Hennegau sie nicht alsbald erfahren hätte, worüber er sehr erstaunt war. Eilig schrieb er seinem Genossen nach Flandern, seine Dame hätte mit Hilfe eines Kutschers ein Kind bekommen, und schickte den Brief durch einen eignen Boten. Ihr könnt euch denken, daß der andre über diese Nachricht sehr verwundert war. Nicht lange dauerte es, da kam er zu seinem Genossen nach dem Hennegau und bat ihn, sie wollten seine Dame aufsuchen, er gedenke sie tüchtig zu schelten und ihr ihre Niederträchtigkeit und Nichtswürdigkeit vorzuhalten. Obwohl sie sich wegen ihres Unglücks jetzt verbarg, fanden die beiden Ritter doch Mittel und Wege, den Ort, wo sie weilte, ausfindig zu machen. Sie schämte sich sehr und war ob ihrer Ankunft aufs höchste verdrossen, weil sie

wußte, daß sie von ihnen nichts Angenehmes zu hören bekommen würde; doch suchte sie sich zu fassen und empfing sie, so gut sie konnte. Sie begannen von dem und jenem zu reden, und unser guter Ritter aus Flandern machte sich daran und sagte ihr so viel Schlechtes als er konnte: „Nun seid Ihr," sagte er, „die verwerflichste und ehrloseste Frau, die es auf der Welt gibt, und habt gezeigt, was Ihr für ein gemeines Herz habt, daß Ihr Euch einem elenden, gemeinen Kutscher überließt. Soviel anständige Leute haben Euch ihre Dienste angetragen und Ihr habt sie alle zurückgewiesen. Ihr wißt, was ich getan habe, um Eure Gunst zu erlangen. War ich denn nicht der Mann, der diesen Lohn viel eher verdient hätte als so ein schmutziger Kutscher, der nie etwas für Euch getan hat?" — „Ich bitt' Euch, Herr," versetzte sie, „sprecht mir nicht mehr davon! was geschehn ist, läßt sich nicht mehr ändern; aber ich sag' Euch, wärt Ihr in der Stunde gekommen, in der der Kutscher kam, so hätt' ich für Euch eben so viel getan als für ihn." — „So?" rief er, „bei Sankt Jehan, er kam wirklich zur rechten Zeit! der Teufel hol's, daß ich nicht so glücklich war, Eure Stunde zu wissen!" — „Jawohl", sagte sie, „er kam zur richtigen Stunde." — „Zum Teufel," sagte er, „mit Eurer Stunde, mit Euch und mit Eurem Kutscher!" Und damit geht er weg und sein Genosse folgt ihm, und seitdem ward von dieser Sache, und mit gutem Grunde, nicht mehr gesprochen.

14. Die Arznei gegen die Pest.

Jüngst da das Ablaßjahr in Rom eben zu Ende gegangen war, wütete in der Dauphiné eine so große und schreckliche Pest, daß die meisten wohlhabenden Leute das Land verließen. Während dieser Heimsuchung fühlte sich ein schönes, junges Mädchen von der Krankheit ergriffen und begab sich alsbald zu einer Nachbarin, einer

vermögenden, tüchtigen, schon etwas älteren Frau und erzählte ihr sein jammervolles Geschick. Die Nachbarin, eine kluge und verständige Frau, erschrak durchaus nicht über die Worte der andern, denn sie war sehr mutig und entschlossen, sondern tröstete sie und zählte ihr alle Arzneien auf, von denen sie wußte. „Ach!“ sagte das junge, kranke Mädchen, „mir tut es nur leid, liebe Nachbarin, daß ich jetzt diese Welt und all ihren schönen Zeitvertreib, den ich solang genossen habe, verlassen muß; doch am allermeisten bedaure ich, bei meinem Eid, um es Euch ganz unter uns zu sagen, daß ich sterben muß, eh' ich das Gute dieser Welt genossen und empfunden habe; so und so viele haben mich gar manchmal um meine Gunst angegangen, doch ich hab' sie all glatt abgewiesen, was mir nun leid tut. Und Ihr könnt mir's glauben, könnt' ich zu dieser Stunde einen Mann erhaschen, so sollt' er mir nicht entweichen, bis er mir gezeigt, wie ich erobert würde. Man hat mir berichtet, daß das so lustig ist, daß ich nur immer klagen muß, daß mein schmucker, junger Leib verfaulen soll, ohne dies süße Vergnügen genossen zu haben. Und wahrhaftig, meine gute Nachbarin, ich glaube, wenn ich vor meinem Tod diese Lust nur ein wenig haben könnte, so wäre mein Ende fröhlicher, leichter und weniger zu bedauern sein. Und zudem sagt mir mein Herz, diese Arznei könnte mir Heilung bringen.“ — „Wollte Gott,“ sagte die Alte, „es wär' Euch sonst nichts not, so würdet Ihr bald geheilt sein, wie mir dünkt; denn Gott sei Dank ist ja unsere Stadt noch nicht so verödet, daß man nicht einen schmucken Gesellen finden könnte, der Euch darin diente.“ — „Meine liebe Nachbarin,“ versetzte das junge Mädchen, „ich bitt' Euch, geht doch zu dem (und sie nannte ihr seinen Namen, es war ein schöner Edelmann, der früher sehr in sie verliebt gewesen) und bittet ihn doch, zu mir herzukommen!“ Die Alte machte sich auf den Weg, und ruhte nicht, bis sie diesen Edelmann gefunden und in

ihre Wohnung geschickt hatte. Kaum war er eingetreten, da sprang ihm das junge, kranke Mädchen, dessen Gesicht ob seiner Krankheit eine lebhaftere Farbe zeigte als sonst, an den Hals und küßte ihn mehr als zwanzigmal. Der Jüngling, froher als je, da er sie, die er so lange um ihre Gunst angegangen hatte, so voller Hingabe sah, nahm sie ohne Verzug und zeigte ihr, was sie so heiß begehrte kennen zu lernen. Sie schämte sich auch nicht, ihn um die Fortsetzung des begonnenen anzugehen und zu bitten, und kurz, sie ließ ihn so lang wiederholen, bis er nicht mehr konnte. Da sie ihre Lust noch nicht gestillt hatte, wagt sie sogar zu sagen: „Lieber Freund, Ihr habt mich ehmals um das gebeten, was ich heut' von Euch begehre, und ich weiß wohl, daß Ihr getan habt, was in Euren Kräften stand. Doch ich fühle, daß ich noch nicht habe, was mir not tut, und ich weiß, daß ich nicht mehr leben kann, wenn mir nicht jemand in gleicher Weise wie Ihr Gesellschaft leistet; daher bitt' ich Euch, geht doch zu dem und dem und bringt ihn mir her, wenn Euch mein Leben lieb ist." — „Wahrlich, liebe Freundin, ich weiß, er wird tun, was Ihr begehrt." Der schmucke Gesell war über die Bitte erstaunt, da er aber so abgerackert war, daß er nicht mehr konnte, suchte er seinen Gefährten auf und führte ihn zu ihr, die ihn sofort beschäftigte und ihn ebenso weit brachte wie den andern. Als sie ihn wie seinen Genossen ermüdet hatte, war sie nicht faul und bat ihn wie den ersten, einen andern Edelmann zu ihr zu führen; und der tat das auch. Nun sind's schon drei, die sie ermattet auf den Platz hingestreckt hat. Doch ihr müßt wissen, der erste Edelmann fühlte sich krank und von der Pest ergriffen, sobald er seinen Gefährten an seiner Statt untergebracht hatte; also eilte er schnell zum Pfarrer, beichtete nach bestem Wissen und verschied alsdann in den Armen des Pfarrers. Auch sein Gefährte, der zweite, fühlte sich, sobald er dem dritten seinen Platz übergeben, sehr krank,

und fragte überall nach dem, der schon gestorben war; er traf den weinenden und tief betrübten Pfarrer, der ihm vom Tod seines guten Gefährten erzählte. „Ach, Herr Pfarrer, ich bin geschlagen wie er; nehmt mir die Beichte ab.“ Der Pfarrer ward von großer Furcht ergriffen, und beeilte sich, seine Beichte zu hören. Und als das geschehen, ging dieser kranke Edelmann zwei Stunden vor seinem Ende zu der, die ihm und seinem Genossen ebenfalls den Tod gegeben hatte, fand dort den, den er dorthin geführt hatte, und sagte zu ihr: „Verwünschtes Weib! Ihr habt mir und meinem Genossen den Tod gebracht. Ihr seid wert, zu Asche verbrannt zu werden. Indessen ich verzeih Euch, mög Euch Gott auch vergeben. Ihr habt die Pest und habt damit meinen Gefährten angesteckt, der in den Armen des Priesters gestorben ist, und mir geht's nun ebenso.“ Alsdann ging er weg und starb eine Stunde später in seinem Haus. Da sich der dritte Edelmann auf eine Probe gestellt sah, an der seine beiden Genossen umgekommen waren, fiel ihm das Herz in die Hosen. Trotzdem faßte er allen Mut zusammen, schlug sich Angst und Furcht aus dem Sinn und sicherte sich, so gut er es vermochte, da er schon in mancher großen Not und Todesgefahr gewesen; und er ging zum Vater und zur Mutter des Mädchens, das ihn betrogen und seine beiden Genossen in den Tod geschickt hatte, und erzählte ihnen von der Krankheit ihrer Tochter, man solle doch auf sie acht geben. Danach verhielt er sich dermaßen, daß er der Gefahr, in der seine beiden Genossen umgekommen, entging. Nun müßt ihr wissen, daß diese Schafferin, die sich so gut aufs Männerumbringen verstand, als sie in das Haus ihres Vaters zurückgebracht worden, während man ihr ein Bett zum Schwitzen herrichtete, heimlich den Sohn eines benachbarten Schuhmachers holen ließ; ließ ihn in den Pferdestall ihres Vaters kommen und setzte ihn in Arbeit wie die andern; vier Stunden später war er schon tot. Sie ward in das Bett ge-

legt und man ließ sie tüchtig schwitzen; und alsbald brachen ihr vier Pestbeulen auf und sie ward später gründlich geheilt. Ich glaube, wer suchen wollte, könnte sie heut' unter den Dirnen zu Avignon, Vienne, Valence oder sonstwo in der Dauphiné finden. Und die Leute, die es wissen können, sagen, sie wäre dem Tode entgangen, weil sie die Güter dieser Welt gekostet hätte; was vielen Mädchen eine wahrhaftige Lehre sei, ein Gut, das ihnen zuteil wird, niemals zu verschmähen.

15. Der umgängliche Bruder.

Ein Edelmann in der Dauphiné hatte bei sich im Haus seine Schwester, die ungefähr achtzehn bis zwanzig Jahre alt war; und sie leistete seiner Frau Gesellschaft, die sie sehr liebte und wert hielt, und sie waren zueinander so gut wie zwei Schwestern, die aneinander hängen. Nun geschah's, daß dieser Edelmann von einem seiner Nachbarn, der zwei kleine Meilen weiter wohnte, samt Frau und Schwester eingeladen ward. Sie begaben sich hin, und weiß Gott, sie wurden freundlich aufgenommen; die Frau dessen, der die Gesellschaft bei sich bewirtete, unterhielt die Frau und Schwester unsers Edelmanns gar trefflich, und nach der Abendmahlzeit gingen sie unter mancherlei Gesprächen zu dem Häuschen des Schäfers, der in der Nähe eines weiten und großen Parks die Schafe zu hüten hatte, und fanden dort den Meister Schäfer nahe beim Park. Und da Frauen nach gar mancherlei Dingen forschen müssen, fragten sie auch unter anderem, ob ihm seine Wohnung nicht zu kalt wäre. Er antwortete: nein, ihm ginge es viel besser und angenehmer als denen, die ihre schönen Zimmer hätten mit Fenstern, Matten und Teppichen. Und ein Wort gab das andre, und schließlich kamen sie verblümt auf die Liebe zu sprechen. Und der gute Schäfer, der nicht auf den

Kopf gefallen war, erklärte ihnen, er unterfinge sich, bei Gott's Tod, wohl acht- oder neunmal in der Nacht das Geschäft zu besorgen. Und die Schwester unsers Edelmanns, die das hörte, warf oft heimlich die Augen nach diesem Schäfer und ruhte auch nicht eher, als bis sie Gelegenheit fand, ihm zu sagen, er möchte sie doch im Hause ihres Bruders aufsuchen, er wäre ihr herzlich willkommen. Der Schäfer sah, daß sie schön war, und versprach ihr, über ihre Worte nicht wenig erfreut, sie aufzusuchen. Und nach kurzer Zeit erfüllte er sein Versprechen und fand sich an ihrem Hause ein bei einem hohen, schwer ersteigbaren Fenster. Trotzdem gelang es ihm mit Hilfe eines Stricks, den sie herabließ, und einer dort befindlichen Weinlaube in das Zimmer zu kommen, und es braucht kaum gesagt zu werden, daß er gern gesehen ward. Er bewies durch die Tat das, dessen er sich mit dem Munde gerühmt hatte, denn ehe der Tag kam, hatte er dem Hirsch acht vollkommene Hörner aufgesetzt, was seiner Dame sehr angenehm war. Nun müßt ihr wissen, daß der Schäfer, eh' er zu seiner Dame kommen konnte, zwei Meilen weit gehen und den breiten Rhônefluß, dessen Wasser an das Haus seiner Dame schlugen, durchschwimmen mußte. Und wenn der Tag kam, mußte er abermals durch die Rhône, und so kam er in seine Schäferei zurück. Und so ging es geraume Zeit, ohne daß jemand dahinter kam. Währenddessen begehrten mehrere Edelleute des Landes das Fräulein, das eine Schäferin geworden war, zur Ehe; doch niemand war nach ihrem Geschmack, darob ihr Bruder nicht gerade zufrieden war, und er sagte es ihr auch oftmals. Doch sie wußte stets Entschuldigungen und Antworten vorzubringen, erzählte davon ihrem Freunde, dem Schäfer, und versprach ihm eines Abends, wenn er wolle, keinen andern als ihn zum Mann zu nehmen. Und er erwiderte, er wünsche sich nichts Besseres: „Doch die Sache,“ sagte er, „wird sich nicht machen lassen, wegen Eures

Bruders und Eurer Freunde.“ „Das laßt Euch nicht kümmern!“ versetzte sie, „laßt mich nur machen, ich werde schon zustand kommen.“ So versprachen sie sich einander. Nun kam wieder ein Edelmann und bewarb sich eifrig um unser Fräulein Schäferin und begehrte sie nur mit Kleidern und Gewändern, wie es ihrem Stande zukam, versehen, sonst nichts. Ihr Bruder wäre gern damit einverstanden gewesen und dachte seine Schwester werde einwilligen, indem er vorbrachte, was man bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegt. Aber er kam nicht ans Ziel und war deshalb sehr unzufrieden. Als sie ihren Bruder gegen sich aufgebracht sah, zog sie ihn beiseite und sprach: „Lieber Bruder, Ihr habt mich oft gedrängt und mir vorgepredigt, ich solle den oder jenen heiraten, und ich habe mich niemals dazu verstehen wollen. Ich bitt' Euch, zürnt mir deshalb nicht, und verzeiht mir, daß ich Euch Ärger bereitet habe. Und ich will Euch den Grund sagen, der mich dazu bewegt und zwingt; doch versprecht, mir kein Leids anzutun.“ Ihr Bruder versprach es sehr gern. Da sie sich sicher sah, sagte sie ihm, sie wäre so gut wie verheiratet, und würde Zeit ihres Lebens keinen andern zum Mann nehmen als den, den sie ihm, wenn er wolle, diese Nacht zeigen würde. „Ich will ihn gern sehen,“ versetzte er, „aber wer ist's?“ — „Ihr werdet schon sehen,“ sprach sie. Als die gewöhnliche Stunde kam, seht da fand sich der gute Schäfer im Zimmer seiner Dame ein, Gott weiß wie naß, hatte er doch eben den Fluß durchschwommen, und ihr Bruder betrachtete ihn und erkannte den Schäfer seines Nachbarn. Darob war er nicht wenig verdutzt, und der Schäfer noch viel mehr; und wollte fliehen, als er ihn sah. „Bleib, bleib!“ rief er, „du brauchst keine Furcht zu haben. Ist er's?“ fragte er seine Schwester, „von dem Ihr mir gesprochen habt?“ — „Ja, lieber Bruder,“ erklärte sie. — „Dann macht ihm,“ sagte er, „ein gutes Feuer, damit er sich wärmen kann, denn er hat es sehr nötig, und betrachtet ihn als Euer.

Ihr habt wahrhaftig nicht unrecht, wenn Ihr ihm wohlgesinnt seid, denn er setzt sich Euch zu Liebe großer Gefahr aus. Wenn es so um Euch steht, und Ihr Lust habt, ihn zu Eurem Gatten zu machen, so hab' ich nichts dagegen, und verwünscht sei, wer Euch hindert." — „Amen," entgegnete sie, „morgen schon soll es sein." — „Gut," versetzte er. „Und Ihr, was sagt Ihr dazu?" — „Mir ist alles recht." — „Abgemacht!" versetzte er. „Dann seid und bleibt Ihr mein Bruder. Hab' ich vorher schon eine Schäferin zur Schwester gehabt, so darf ich nun wohl auch einen Schäfer meinen Bruder nennen." Um die Geschichte vom Schäfer kurz zu machen: der Edelmann willigte in die Heirat seiner Schwester und des Schäfers, sie ward vollzogen, und er behielt sie alle beide in seinem Haus, obwohl man im ganzen Lande darüber sprach. Und wenn die Rede darauf kam und man meinte, es wäre doch wunderbar, daß er den Schäfer nicht geprügelt oder getötet hätte, so antwortete er, er hätte um keinen Preis dem, den seine Schwester liebte, ein Leid antun können, und er wolle lieber den Schäfer zum Schwager haben nach dem Wunsch seiner Schwester, als einen großen Herrn, der ihr mißgefallen hätte. Und all das sagte er aus Scherz und Spaß, denn er war und ist stets ein freundlicher, lustiger Edelmann gewesen. Und es machte ihm stets Vergnügen, besonders im Kreise seiner Freunde und vertrauten Genossen, von seiner Schwester zu sprechen.

16. Der verschnittene Pfaffe.

Es lebte jüngst in einem Ort, den ich aus guten Gründen nicht nennen will, ein Pfaffe, dessen ganze Freude es war, die Frauen seiner Gemeinde beichten zu lassen. Nicht eine ließ er sich entgehen, besonders von den jüngsten; um die alten freilich kümmerte er sich nicht. Als er lange Zeit dieses heilige Leben geführt und diese tugend-

liche Übung getan, daß sein Ruf sich über das ganze Land und die Umgebung verbreitet hatte, ward er durch eins seiner Pfarrkinder gestraft, dessen Frau er aber noch nicht zu nah getreten war; wie ihr hören werdet. Er war eines Tags im Hause des besagten Pfarrkinds zum Mittagessen geladen und es ging fröhlich her. Und wie sie beim besten Tafeln waren und sich's wohl sein ließen, seht, da kam ein Mann herein, Hodenschneider mit Namen, der sich damit abgab, an den Leuten kleine Operationen vorzunehmen, Zähne zu ziehen und eine Menge ähnlicher Dinge; weiß nicht, was er gerade beim Hausherrn wollte. Der Wirt hieß ihn willkommen, ließ ihn niedersitzen und er stopft sich voll, ohne sich lange bitten zu lassen, neben unserm Pfarrer und den andern. Und da es schon spät war, hatte er Mühe, die andern, die schon vorher tüchtig eingehauen hatten, einzuholen. Der Pfaffe, ein großer Spaßvogel und Schlaukopf, richtete das Wort an diesen Hodenschneider, fragte ihn nach seinem Handwerk und andern Dingen, und der antwortete ihm nach Vermögen. Schließlich wandte sich der Pfaffe an den Wirt und sagte ihm ins Ohr: „Wollen wir nicht diesen Hodenschneider einen Streich spielen?“ — „Jawohl, gern,“ antwortete der Wirt, „doch wie könnten wir's machen?“ — „Meiner Seel,“ versetzte der Pfaffe, „wir könnten ihn tüchtig leimen, wenn Ihr mir helfen wollt.“ — „Ich verlange gar nichts andres,“ erklärte der Wirt.

„Ich will Euch sagen, wie wir's machen wollen,“ sagte der Pfaffe. „Ich werde so tun, als hätt' ich kranke Hoden und ihn bitten, sie mir abzunehmen. Ich werde mich auf den Tisch hinlegen und binden lassen, damit er mir sie schneiden kann. Wenn er dann kommt und sehen will, was er zu tun hat, richte ich mich auf und zeige ihm den Hintern.“ — „Das ist ein guter Gedanke,“ versetzte der Wirt, der dabei dachte: was Ihr tun wollt, könntet Ihr schlauer anpacken. „Laßt uns nur machen, wir werden Euch bei

diesem Scherz gern helfen.“ — „Schön!“ sagte der Pfaffe. Danach sprach der Pfaffe von dem und jenem zu unserm Hodenschneider und sagte ihm endlich, er hätte, weiß Gott, solch einen Menschen wie ihn nötig, denn eine seiner Hoden wäre ganz brandig und zerfressen und er wolle sich's etwas kosten lassen, fände er einen Menschen, der sie ihm geschickt ausschneiden könnte. Und das sagte er so trocken, daß der Hodenschneider wirklich glaubte, es sei so. Er entgegnete ihm: „Herr Pfarrer, ich möchte keinem zu nah treten und mich nicht groß rühmen, aber wißt, kein Mensch in diesem Lande könnt' Euch besser helfen als ich; und unserm Wirt zuliebe werde ich mir, wenn Ihr Euch in meine Hände geben wollt, solche Mühe dabei geben, daß Ihr vollkommen zufrieden sein sollt.“ — „Wahrhaftig, das ist gut gesprochen,“ meinte der Pfaffe. Um es kurz zu machen: sie verständigten sich darüber und bald danach wurde der Tisch abgeräumt und der Meister Hodenschneider begann seine Vorbereitungen für die Arbeit zu treffen und der gute Pfaffe andrerseits rüstete sich für diesen Spaß, der für ihn nicht gut verlaufen sollte, und sprach mit dem Wirt und den andern, wie er tun sollte. Und während von beiden Seiten die Vorkehrungen getroffen wurden, trat der Wirt zum Hodenschneider und sagte ihm: „Merk wohl auf! Was der Pfaffe auch sagen mag, wenn du ihn hältst, um an seinen Hoden zu schneiden, schneid sie ihm alle beide glatt weg und tu es ordentlich, wenn dir dein Leben lieb ist.“ — „Heiliger Martin, ich will's tun,“ erklärte der Hodenschneider, „da es Euch so beliebt. Ich habe ein so sicheres und scharfes Instrument, daß ich Euch, eh' er Zeit hat, nur ein Wörtchen zu sagen, sein Geschlecht wegschneide.“ — „Man wird ja sehen, was du kannst,“ meinte der Wirt. Alles war bereit und der Tisch herbeigetragen. Der Pfaffe war im Wams, tat sehr schmerzhaft und versprach dem Hodenschneider guten Lohn. Der Wirt und die Diener des Hauses, die den guten Pfaffen

halten und darauf acht geben sollten, daß er ihnen nicht entwische, gingen ans Werk. Und sie banden ihn, um ihn noch sicherer zu haben, sehr fest und erklärten ihm, sie täten es nur, um den Scherz noch weiter zu treiben und würden ihn, wenn er es wünsche, sofort loslassen. Und in seiner Torheit glaubte er ihnen. Nun kam der wackre Hodenschneider, sein kleines scharfes Messer in der Hand verborgen und wollte an die Hoden des Herrn Pfarrers. „Macht Eure Sache gut, zum Teufel," sagte der gute Pfaffe, „faßt sie an so sacht ihr könnt, dann will ich Euch schon sagen, welche Ihr mir wegschneiden sollt." — „Schön," versetzte er und nun hob er ganz sachte das Hemd, nahm die großen eckigen Hoden und schnitt sie ihm mit einem Mal, ohne viel zu fragen, plötzlich beide weg. Der gute Pfaffe schrie und tollte, wie nur je ein Mensch tat. „Holla, holla," rief der Wirt, „seid doch still, was geschehen, ist geschehen, laßt Euch nun verbinden." Darauf tat der Hodenschneider alles, was er in einem solchen Fall tun konnte, nahm Abschied und ging in der Erwartung des Lohns, den ihm der Wirt geben würde, schnell von dannen. Ob der Pfaffe, als er sich so verstümmelt sah, sehr betrübt war, braucht man nicht zu fragen. Er schob alle Schuld an seinem Unglück auf den Wirt, doch, Gott weiß, wie der sich rechtfertigte; er sagte ihm auch, hätte sich der Hodenschneider nicht so schnell aus dem Staub gemacht, so würde er ihn bös zugerichtet haben: „Glaubt Ihr," rief er, „mir geht Euer Unglück nicht nah, um so mehr, da es in meinem Haus geschah?" Diese Neuigkeit lief schnell durch die ganze Stadt, und man braucht nicht zu sagen, daß keine Dame darüber betrübt gewesen, daß sie das Werkzeug des Pfaffen eingebüßt hatten; anderseits waren aber auch die verärgerten Gatten so froh, daß man euch nicht den zehnten Teil ihrer Freude berichten könnte. So wie ihr gehört habt, ward der Pfaffe, der so viele andere getäuscht und betrogen hatte, gestraft. Und

seitdem wagte er nicht mehr, sich unter den Leuten sehen zu lassen, sondern endete einsam und voller Schwermut bald danach seine schmerzensreichen Tage.

17. Die Frau im Bade.

Jüngst weilte ich in Saint Omer mit einer großen Menge schmucker Gesellen vom Ort wie aus Boulogne und andern Städten, und wir gingen nach dem Ballspiel zum Abendessen in das Haus eines Gastwirts, eines ehrbaren und überaus lustigen Gesellen. Er hat eine sehr schöne und stattliche Frau und von ihr einen hübschen Jungen, ungefähr sechs, sieben Jahre alt. Als wir alle bei Tisch saßen, der Wirt, seine Frau und ihr Sohn neben ihr und wir andern, begannen die einen sich zu unterhalten, die andern zu singen und wir trieben alle erdenkliche Kurzweil. Und unser Wirt machte uns zulieb mit. Nun war an diesem Tag seine Frau und sein kleiner Sohn mit ihr in der Badstube gewesen. Daher kam unserm Wirt der Einfall, zur Erlustigung der Gesellschaft seinen Sohn nach dem Aussehen und der Aufführung derer zu fragen, die mit seiner Mutter in der Badestube gewesen waren. Daher sprach er zu ihm: „Komm her, Bub, sag mir mal aufrichtig, wer von all den Frauen, die mit deiner Mutter in der Badstube waren, hatte das schönste und größte Vorderteil?" Als das Kind sich vor seiner Mutter fragen hörte, die es, wie Kinder gewöhnlich, fürchtete, blickte es auf sie und sagte kein Wort. Und der Vater, der nicht gewohnt war, ihn so stumm zu sehen, fragte von neuem: „Sag mir doch, mein Sohn, wer hatte das größte Vorderteil? Sag's nur frei heraus!" „Ich weiß nicht, lieber Vater," erwiderte das Kind und blickte immer nach seiner Mutter. „Bei Gott, du lügst," versetzte sein Vater, „sag mir's, ich will es wissen." — „Ich kann's nicht wegen der Mutter," antwortete das Kind, „sie wird mich schlagen." — „Sie wird

es nicht tun," sagte der Vater, „du brauchst keine Furcht zu haben, ich versichere dich." — Und unsere Wirtin, seine Mutter, die nicht ahnte, daß ihr Sohn das sagen werde, was er doch sagte, rief ihm zu: „Sag's nur ruhig, was dich dein Vater fragt." — „Ihr werdet mich schlagen," versetzte er. „Nein, ich werd's nicht tun." Und der Vater, der dachte, sein Sohn hätte die Frage schon vergessen, fragte ihn nochmal: „Also, mein Junge, hast du dir die Vorderseiten der Frauen, die in der Badestube waren, alle ordentlich angesehen?" — „Sankt Jehan, ja, mein Vater!" — „Und es gab doch eine ganze Menge, nicht wahr? Sag die Wahrheit!" — „Ich habe soviel von ihnen gesehen, es sah aus wie eine ganze Karnickelhecke." — „Nun also sag mir jetzt, wer hatte das schönste und größte?" Da meinte das Kind: „Wahrhaftig, meine Mutter hatte das schönste und größte, aber es hatte eine so große Nase." — „So große Nase," rief der Vater, „schau, schau, du bist ein guter Junge." Wir begannen alle zu lachen und tranken kräftig und sprachen von diesem Jungen, der so gut schwatzte. Doch seine Mutter wußte nicht ihre Fassung zu bewahren, so sehr schämte sie sich, daß ihr Sohn von der Nase gesprochen hatte, und ich glaube, er ist später tüchtig dafür geprügelt worden, daß er aus der Schule geplaudert hatte. Unser Wirt tat harmlos, doch später bereute er oft genug diese Frage, deren Antwort ihm die Röte ins Gesicht getrieben.

18. Die Liebesschlinge.

Unter den Rittern von Burgund gab es einen, der gegen Sitte und Brauch des Landes ein schönes, schmuckes Dirnlein in seinem Schloß, das ich nicht nennen will, unterhielt. Sein junger und frischer Kaplan vermochte, als er diese Schöne sah, seine Standhaftigkeit nicht zu behaupten, ward oft in Versuchung ge-

führt und verliebte sich leidenschaftlich in sie. Als es so weit mit ihm gekommen, erzählte er der Dame, die schlauer als ein Fuchs war, von seinem Zustande; sie hatte Gott sei Dank die Welt gründlich kennen gelernt und wußte, wie es in ihr zuging. Sie überlegte, wenn sie dem Pfaffen willfahre, würde es ihr Geliebter, der ein kluger Mann war, wohl bemerken, was sie auch immer täte, und sie könnte also nur verlieren. Daher beschloß sie, die Nachstellung ihrem Gebieter mitzuteilen; er lachte nur darüber, er hatte es wohl vorausgesehen, zumal er das Augenspiel zwischen beiden und die trauliche Unterhaltung beobachtet hatte. Nun befahl er seinem Weibchen, es solle sein Spiel mit dem Pfaffen fortsetzen, doch ohne ihm nachzugeben; und das tat es so trefflich, daß unser Pfaffe höchlich erbaut war. Unser wackrer Ritter sagte oft zum Kaplan: „Ei, ei, Herr, Ihr seid mit meinem Mädchen allzu vertraut. Ich weiß nicht, was ihr beide miteinander habt, doch wüßt' ich, daß Ihr etwas zu meinem Schaden vorhabt, so würd' ich Euch, bei der Mutter Gottes, tüchtig strafen.“ — „Wahr und wahrhaftig,“ entgegnete der Herr Kaplan, „ich will und verlange nichts von ihr. Ich vertreibe mir nur die Zeit und plaudre mit ihr, wie die andern Leute hier im Haus; nie in meinem Leben hab' ich ihr von Liebe oder dergleichen gesprochen.“ — „Das will ich hoffen,“ erklärte der Herr, „wär' es anders, so wär's mir nicht recht.“ Hatte unser Kaplan schon vor diesem Gespräch eifrig sein Unternehmen verfolgt, so tat er es jetzt erst recht und mit aller Kraft; denn wo er dem Weibchen begegnete, hielt er sich dicht an es, so daß es, ob es wollen mochte oder nicht, sein Ohr seiner süßen Bitte leihen mußte. Sie, die für Sporn und Lanze geschaffen war, wußte unsern Priester einzulullen und zu fesseln und bestärkte ihn so sehr in seiner Liebe, daß er für sie einen Oger bekämpft hätte. Sobald sie sich von ihm losgemacht hatte, erzählte sie die ganze Verhandlung ihrem Gebieter,

der seine Freude daran hatte. Um den Scherz beim Schwanz zu packen und dem Kaplan einen tüchtigen Streich zu spielen, befahl er seinem Weibchen, es sollte ihm ein Stelldichein geben zwischen Wand und Bett, wo sie schliefen; es solle zu ihm sagen: „Sobald der gnädige Herr eingeschlafen ist, werde ich alles tun, was Ihr wollt. Kommt also ganz sacht zwischen Bett und Wand.“ „Und du mußt,“ erklärte er, „ihn machen lassen, und ich auch. Ich bin sicher, wenn er mich schlafend glaubt, geht er auf dich los, und ich will gerade vor dein Vorderes die hübsche Schlinge legen, in der er gefangen werden soll.“ Das Weibchen war's zufrieden und richtete seine Botschaft unserm Pfaffen aus, der noch nie in seinem Leben so vergnügt gewesen und nicht im geringsten argwöhnte, es könne ihm Gefahr und Unheil drohen, wenn er in das Zimmer seines Herrn, an das Bett und zu dem Weibchen seines Gebieters schliche, das sich natürlich an die Wandseite legen wollte. Er dachte einzig und allein daran, sein tolles Gelüst (obschon es ja natürlich und vielen Leuten zur Gewohnheit geworden ist) zu stillen.

Kurzum der Pfaffe kam zur festgesetzten Stunde weiß Gott behutsam in den Raum zwischen Bett und Wand, und seine Geliebte sagte ihm ganz leise: „Sprecht kein Wort! wenn der gnädige Herr schläft, will ich Euch mit der Hand berühren und dann kommt nahe heran zu mir.“ — „Glückauf!“ erwiderte er. Der gute Ritter, der nicht gerade schlief, konnte kaum das Lachen halten, doch nahm er sich, um den Scherz weiterzutreiben, zusammen und hatte, wie er sich vorgenommen und gesagt hatte, sein Netz oder seine Schlinge, wie man will, gerade an der Stelle ausgelegt, wo der Priester anzuklopfen die größte Lust hatte. Nun ist alles bereit. Unser Herr Kaplan wird herangerufen und steigt, so sacht er kann, ins Bett und unverweilt näher, um weiter sehn zu können. Sobald er sich einquartiert hatte, zog der gute Ritter die Schlinge fest zu und rief ganz laut: „Ha, du

schurkischer Priester, bist du so ein Kerl!" Nun wollte der gute Priester zurück, aber er kam nicht weit, denn das Instrument, auf dem er dem Weibchen eins aufspielen wollte, hatte sich so gut in der Schlinge gefangen, daß er es nicht lösen konnte; darüber war er sehr verdutzt und fassungslos und konnte sich die Sache nicht erklären. Und sein Herr zog die Schlinge immer fester zu, und hätten ihm nicht Furcht und Verblüfftheit alles Gefühl geraubt, so hätt' er sicherlich große Schmerzen verspürt. Nach einer Weile kam er zu sich, fühlte die Schmerzen sehr wohl und bat seinen Herrn kläglich um Gnade; den packte eine solche Lachlust, daß er kaum sprechen konnte. Trotzdem sagte er zu ihm, nachdem er ihn tüchtig durchs Zimmer gehetzt hatte: „Nun macht Euch fort, Herr Kaplan, und laßt Euch so etwas nicht wieder beikommen. Diesmal soll Euch verziehen sein, das nächste Mal aber gibt's keine Gnade mehr." — „Ach, gnädiger Herr, ich werde es auch nie wieder tun," antwortete er, „nur sie hat mich so weit gebracht." Damit ging er, und der gnädige Herr legte sich wieder im Bett zurecht und vollendete vermutlich, was der andere begonnen. Ihr könnt euch denken, daß sich der Pfaffe mit Wissen seines Herrn niemals mehr zu ihr tat. Vielleicht aber hatte das Weibchen nachher Mitleid mit ihm und überließ sich ihm als Entschädigung für den ausgestandenen Schrecken und um sein Gewissen zu beruhigen, und sie schlossen einen derartigen Vertrag, daß der Gebieter an Gut wie an Ehre schlecht dabei wegkam. Das weitere will ich füglich verschweigen.

19. Das rechte Maß.

In einem deutschen Marktflecken ward, wie ich als wahre Geschichte unlängst von zwei glaubwürdigen edlen Herren hörte, ein etwa fünfzehn-, sechzehnjähriges Mädchen einem guten schmucken Gesellen zur Frau gegeben, der nach Kräften seiner Pflicht nachkam, um ihr zukommen zu lassen,

wonach die Frauen in diesem Alter so gern, ohne ein Wort zu sagen, verlangen. Obwohl der arme Mann sein Geschäft wacker verrichtete und sich vielleicht über seine Pflicht und öfter, als er hätte müssen, abmühte, ward doch all seine Arbeit mißmutig aufgenommen und seine Frau schaute beinah stets sauer drein und weinte oft so bittere Zähren, als wären all ihre Freunde gestorben. Als ihr Mann sie so jammern sah, konnte er sich nicht genug verwundern, was ihr wohl fehlen könne und fragte sie freundlich: „Ach, mein Schatz, habt Ihr nicht schöne Kleider, wohnt Ihr nicht behaglich, werdet Ihr nicht gut bedient, habt Ihr nicht alles reichlich, was sich Leute unsres Standes nur billig wünschen können?" — „Daran liegt's nicht," entgegnete sie. — „Woran denn? Sagt's mir doch!" rief er. „Und wenn ich ein Mittel dagegen weiß, glaubt mir, ich setze Hab und Gut daran." Meist entgegnete sie kein Wort, doch immer blickte sie sauer drein und ward von Tag zu Tag immer verdrossener, sodaß der Mann, da er die Ursache ihres Kummers nicht erfahren konnte, schließlich alle Geduld verlor. Er drang so lang in sie, bis sie's ihm sagte, und sie erklärte ihm, sie wäre so bekümmert, weil er mit dem, was ihr schon kennt, nämlich dem Stab, mit dem man, wie Boccaccio sagt, die Menschen pflanzt, so dürftig versehen sei. „Also darüber," erwiderte er, „seid Ihr so traurig? Wahrhaftig, Ihr habt auch guten Grund dazu. Doch das läßt sich nicht ändern und Ihr müßt's nun tragen, wie es ist, wenn Ihr nicht tauschen wollt." Eine Zeitlang ging es so weiter, bis der Mann, da er sah, daß sie hartnäckig blieb, eines Tags viele ihrer Freunde zum Mittagessen einlud, ihnen die oben erwähnte Geschichte erzählte und erklärte, sie hätte seiner Ansicht nach keinen Grund, sich in diesem Punkt zu beklagen, denn er glaube mit dem natürlichen Instrument so gut wie nur einer seiner Nachbarn versehen zu sein. „Und damit," fuhr er fort, „ich leichter Glauben finde und ihr alle

ihr Unrecht klärlich seht, will ich euch alles deutlich zeigen." Damit legte er sein Geschirr vor sich auf den Tisch vor allen Männern und Frauen und sagte: „Seht, wie's damit steht." Seine Frau aber weinte noch viel heftiger. „Sankt Jehan," sagten ihre Mutter, Schwester, Tante, Base, Nachbarin, „Liebe, Ihr habt unrecht, was verlangt Ihr denn, was wollt Ihr denn noch mehr haben? Welche Frau wäre nicht mit einem so wohl ausgerüsteten Mann zufrieden? Gott helf', ich wäre sehr glücklich, wenn ich ebenso viel, ja sogar noch viel weniger hätte. Beruhigt Euch doch und macht ein freundliches Gesicht! Bei Gott, ich glaube, Ihr habt das beste Teil von uns allen gewählt." Als das junge Weibchen die Versammlung der Frauen also sprechen hörte, sagte es zu ihnen unter heißen Tränen: „Seht doch nur unser kleines Eselchen hier im Haus, das ist kaum ein halb Jahr alt und sein Instrument ist groß und stark und so lang wie mein Arm." Und dabei hielt sie ihren rechten Arm von sich und gab das Maß an. „Und mein Mann, der schon vierundzwanzig Jahre alt ist, hat nur das bißchen, das er euch gezeigt hat. Und ich soll eurer Ansicht nach damit zufrieden sein?" Alle lachten, sie selbst aber weinte noch viel mehr, so daß in der Gesellschaft lange kein Wort gesprochen wurde. Darauf redete die Mutter zu ihrer Tochter von dem und jenem, brachte alles Mögliche vor, bis sie sich wenigstens einigermaßen zufrieden gab; doch kostete es Mühe genug. Seht, so sind die jungen Mädchen in Deutschland und will's Gott wird's in Frankreich bald ebenso sein.

20. Das Merkzeichen.

Nun hört, wenn's euch beliebt, was in unserer Kastellanei von Lille einem Schäfer und einer jungen Schäferin, die zusammen oder ziemlich nah beieinander ihre Lämmer weideten, begegnet ist. Zwischen ihnen ward einmal durch den Antrieb der

Natur, die sie schon in ein Alter gebracht, wo man weiß, wie es in der Welt zugeht, folgender Handel geschlossen: der Schäfer solle, um weiter sehen zu können, auf die Schäferin steigen, doch solle er sie auf keinen Fall weiter aufspießen, als das Zeichen ging, das sie mit ihrer Hand an seinem natürlichen Instrument machte und das, den Kopf abgerechnet, ungefähr zwei Finger breit war; und das Zeichen ward mit einer schwarzen Maulbeere, wie sie auf den Hecken wachsen, gemacht. Darauf machen sie sich in Gottes Namen ans Werk, und der gute Schäfer drängt sich hinein, als ob es nichts koste, ohne sich um Marke und Zeichen und sein der Schäferin gegebenes Versprechen zu kümmern, sondern brachte alles, was er hatte, unter; und hätte er noch mehr gehabt, so hätte er auch dafür ganz gut Unterkunft gefunden. Und die schöne Schäferin, die noch niemals an einer solchen Hochzeit teilgenommen, fand das so angenehm, daß sie nie mehr etwas anderes hätte tun mögen. Nach dem Waffengang zog sich jedes gleich zu seinen Lämmern zurück, die sich infolge ihrer Abwesenheit ein ganzes Stück entfernt hatten. Sie trieben sie wieder zusammen, und der gute Schäfer machte sich, um sich nach seiner Gewohnheit die Zeit zu vertreiben, zwischen zwei Ästen eine Schaukel, vergnügte sich dort und war froher als ein König. Die Schäferin wand sich ein Blumenkränzchen am Rand eines Grabens, der ziemlich weit weg von der Schaukel des Schäfers lag, sang ein hübsches Liedchen und hielt dabei immerfort Umschau, ob er nicht auf den Lockruf wieder zu ihr käme; doch der dachte nicht im geringsten daran. Da sie sah, daß er nicht kam, begann sie aus Leibeskräften zu rufen. „He, Haquin," und er antwortete: „Was willst du? was willst du?" „Komm her, komm her," schrie sie, „dann will ich dir's sagen." Doch brauchte sie das nicht; Haquin, der schon genug hatte, antwortete ihr: „In Gottes Namen, ich habe jetzt etwas Besseres zu tun und unterhalte mich auf die Weise," und

er schaukelte immerfort. Da rief die Dame Schäferin abermals und noch lauter: „Komm her, Haquin, ich will dich's noch weiter hineintun lassen, ohne Marke und Zeichen zu machen, ganz wie du willst." — „Sankt Jehan!" rief Haquin, „ich bin schon über das Maulbeerzeichen gekommen und hab' alles untergebracht; aber jetzt sollst du nichts mehr haben." Und damit begann er von neuem zu schaukeln und ließ seine Schäferin ihr Kränzchen machen, ihr aber mißfiel es aufs höchste, daß er sie müßig gehen ließ.

21. Die Frau, die aufs Wort folgt.

Als ich neulich in der Grafschaft Flandern war, in einer der größten Städte des Landes, erzählte mir ein wackrer Gesell eine heitere Geschichte von einem Manne, dessen Frau so ausschweifend, liebesbedürftig und feil war, daß sie sogar damit einverstanden gewesen wäre, wenn man es ihr auf offener Straße besorgt hätte. Ihr Mann kannte wohl ihre Aufführung, doch konnte er kein Mittel erfahren und finden, um sie davon abzubringen, so sehr war sie ihrem Handwerk ergeben. Er drohte sie zu schlagen, sie zu verlassen oder sie zu töten, doch für die Katz'! ebensogut hätt' er einem tollen Hunde oder einem anderen Vieh drohen können. Sie trieb sich in allen Straßen herum und verlangte nur nach Liebesgenuß. In der ganzen Gegend gab es nur wenig Menschen, mit denen sie nicht zu tun gehabt, um ein Fünkchen ihres großen Feuers zu löschen. Und wer sie kaufen wollte, bekam sie ebensogut auf Kredit wie gegen bar, mochte der Mann alt, häßlich, bucklig oder sonst wie mißgestaltet sein. Kurz, niemand ging von ihr, ohne seine Tracht erhalten zu haben. Als der arme Mann sah, daß sie bei diesem Leben beharrte und daß seine kräftigen Drohungen nichts fruchteten, kam er auf den Gedanken, sie auf eine Art und Weise, von

der er sich viel versprach, zu schrecken. Als er sie in seinem Haus allein hatte, sagte er zu ihr: „Jehanne oder Beatrix," wie er sie nannte, „ich sehe wohl, Ihr besteht hartnäckig auf diesem schändlichen Lebenswandel und, was ich Euch auch an Strafen androhe, Ihr kehrt Euch daran gerade so wenig, als hätt' ich geschwiegen." — „Ach, lieber Mann," entgegnete sie, „ich bin noch weit bekümmerter als Ihr, und es mißfällt mir noch viel mehr. Doch ich weiß kein Mittel dagegen, denn ich bin nun einmal unter solch einem Stern geboren, daß ich den Männern dienstwillig und gefällig sein muß." — „So," sagte der Mann, „seid Ihr dazu bestimmt? zum Teufel, da weiß ich fürwahr ein gutes, schnelles Mittel." — „Ihr wollt mich töten," versetzte sie, „ein andres Mittel gibt's nicht." — „Laßt mich nur machen," entgegnete er, „ich weiß etwas viel besseres." — „Nun, was denn?" fragte sie. — „Gott's Tod!" rief er, „ich werd' Euch eines Tags so lange vornehmen, bis ich Euch ein viertelhundert Kinder gemacht habe, dann Euch verlassen und sie Euch allein ernähren lassen." — „Ihr?" rief sie, „wie wollt Ihr das zuweg bringen? Ihr würdet es nie ausführen können, solche Drohungen schrecken mich wenig, ich fürcht' Euch nicht. Kommt her! Wenn ich Euch weiche, soll man mir das Haar scheren. Wenn Ihr kräftig genug zu sein glaubt, kommt nur heran und fangt gleich an, ich will schon halten." — „Zum Teufel mit solch einem Weib," sagte der Mann, „man kann es auf keine Weise bessern." Er sah sich gezwungen, sie ihre alte Weise fortsetzen zu lassen, allzuoft hatte er sich den Kopf zerbrochen, wie er sie dazu bringen könnte, den Hintern ruhig zu halten; nun ließ er sie laufen wie eine Hündin zwischen zwei Dutzend Hunden und all ihre Begierden und zuchtlosen Wünsche befriedigen.



IV. AUS DEM KURZWEILIGEN LEBEN VON CLÉMENT MAROT.

22. Zwei Neugetraute.

Marot ritt einst mit dem König spazieren und erzählte: Mein Herr König, ich kannte ein Paar junge Eheleute, die hatten erst Hochzeit gehalten. Nun war der Mann zuvor ein großer Hurenliebhaber gewesen, und wie er nun getraut war, da dachte er: du hast nun eine schöne junge Frau, und dabei sollst du bleiben. Doch wollte er gern sein Geschlepp abdanken und bat sie also kurz nach der Hochzeit insgesamt zu Gaste. Seine vormaligen Geliebten nahmen dies gern vorlieb, und es brachte eine jede ihrem Buhler ein Geschenk zum Hausgerät. Hierfür bedankte er sich sehr zierlich, auch noch für die viele Freundschaft, die sie ihm bewiesen und nahm unter vielen Komplimenten seinen Abschied. Sobald als sie weg waren, war seine junge Frau über die Geschenke her, besah sie und fand eins schöner als das andre. Hierüber kam ihr Mann hinzu, den sie fragte, was das für schöne Frauen gewesen, die all das schöne Hausgerät mitgebracht. Ach, Liebste, sagte er, die haben mir oft aus der Not geholfen und sind noch meine alten Freundinnen, in welcher Armen ich manche Nacht geruht, mit welchen ich manches schöne Blümlein gepflückt, ja, mit welchen ich lustig und froh, mit Schlafen und Wachen meine vorige Zeit habe hingebracht. Und weil ich nun Euch, meine Liebste, allein liebe, hab ich sie zu guter Letzt zu Gast gehabt und ihnen damit Adieu gesagt. Ei, Liebster, sagte die junge Frau, das hättet Ihr mir auch sagen sollen, weil ich noch viel mehr Buhler, als diese Frauen waren, gehabt habe, die hätte ich auch wollen bitten und würden ohne Zweifel das ihrige auch gegeben haben, weil ich sie so manche Nacht in meiner Schlafkammer nach ihrem Willen traktieret.

23. Der Schlüssel zum Laden.

An einem Sonntag ging Marot über die Gasse spazieren, und als er zwei Eheleute vor ihrem Hause auf den Beischlägen sitzen fand, gab er sich mit ihnen ins Gespräch. Nun saß der Mann auf dem einen Beischlag und die Frau gegen ihm über auf dem andern und hatte sich etwas überzwerch gesetzt, also daß sie die Beine weit voneinander hielt. Ihr Mann sagte scherzend zu ihr: Frau, tu den Laden zu, es ist heute Sonntag. Dem antwortete Marot: Gevatter, es würde Euch zustehen, weil Ihr den Schlüssel dazu habt.

24. Von einer jungen Frau.

Ein junger Edelmann, der auf einem seiner Schlösser wohnte, hatte sich vor kurzem mit einer schönen Frau verheiratet, die er heftig liebte, daß sie eins ohne das andere nicht sein konnten. Nicht lang nach der Hochzeit entbot der König den ganzen Adel seines Landes auf eine wichtige Sache nach Paris, bei Verlust ihres Adels. Der Edelmann erschrak, daß er die, so er so sehr liebte, eine Zeitlang meiden sollte, denn er befürchtete sehr, daß jemand, wenn er fortzöge, seine Liebste besitzen möchte. Ehe er nun ging, nahm er sie vor, sie heftig zu vermahnen und sie zu unterrichten, wie sie sich in seiner Abwesenheit verhalten sollte. Forderte sie also in sein Gemach und führte ihr zu Gemüt, wie herzlich er sie liebte und wie treulich er es meinte, darum solle sie ihm eine Bitte gewähren, auch solche zu halten mit einem Eid bekräftigen, was sie tat. Also sprach er: Meine Bitte ist diese, daß so lange ich fern bin, Ihr allzeit wollet Nein sagen, es mag einer mit Euch reden, was er wolle, so antwortet Ihr anders nicht als nein. Sie versicherte ihm dieses nochmals mit einem Eide. Damit nahm der Edelmann Urlaub von seiner Frau und ritt auf

Paris. Ein junger Ritter, der auch auf Paris zum König wollte, aber nicht um den Weg wußte, kam gerade den Zaun des Gartens vorbei, worinnen die Frau sich erlustierte. Der Ritter ward ihrer gewahr und fragte: Ist dies der Weg nach Paris? Sie antwortete: Nein. Er fragte weiter, wo denn der rechte Weg wäre. Nein, antwortete sie. Kurz, was er sie fragte, er bekam immer zur Antwort Nein. Er merkte nun dies und gedachte also seine Rede zu verändern, sagte: Schöne Frau, würde es Sie verdrießen, wenn ich die Ehre hätte, ein wenig mit Ihr zu spazieren? Nein, antwortete sie und öffnete die Pforte. Er stieg vom Pferd und küßte sie. Nahm sie hernach bei der Hand und ging mit ihr im Garten spazieren. Alles aber, was er sie fragte, bekam er zur Antwort Nein. Er sah, daß es sich bereits gegen Mittag nahte, sagte: Es wird nunmehr Zeit sein, daß ich Sie verlassen muß, schöne Frau. Nein, antwortete sie. So gingen sie zusammen hinein, die Tische wurden gedeckt, sie setzten sich und aßen in aller Fröhlichkeit. Wie nun das Essen geschehen war, fragte er: Junge Frau, sollte es Ihr nicht mißfallen, wenn ich mein Pferd in den Stall ziehen lasse und wir wiederum in den Garten gehen? Wie sie nun ein paar Stunden sich ergangen hatten, auch wieder ein weniges gegessen und getrunken hatten, sagte er: Junge Frau, wofern es Euch nicht zuwider, wollte ich wohl die Nacht allhier bleiben. Mißfällt es Euch? Nein, sagte sie. Sprach er wieder: wird es Ihr auch mißfallen, daß ich Sie küsse? Sie antwortete Nein. So küßte er sie recht herzlich und konnte wohl daraus abnehmen, daß er weiter fortfahren sollte. Ob es ihr mißfallen würde, wenn sie beieinander schliefen? fragte er. Und sie, die anderes nichts wünschte, antwortete: Nein. Er nahm sie bei den Händlein und führte sie in die Schlafkammer. Lebten auch in gewünschter Wollust bis in den hellen Morgen. Da stand er auf und nahm Urlaub und bedankte sich aller Ehren, die ihm widerfahren und schenkte

ihr auch einen köstlichen Ring zum Gedächtnis. Hiermit stieg er auf sein Pferd und ritt seinen Weg. Wie nun der Tag gekommen war, erschienen alle Edelleute auf des Königs Haus, des Königs Befehl zu hören, und spazierten in dem Saal. Der Ritter, dem dieses Stück widerfahren, erzählte solches allen Rittern, ohne Eingedenken, daß einer unter ihnen sein sollte, der darum wisse. Der Edelmann aber, dem die Frau angehörig, ward bald bleich, bald rot, daß, wann es einer beachtet, er leicht hätte merken können, daß die Frau seine war. Als vier Tage um waren, bekam jeder wieder Urlaub, heimzureisen. Da wandte der Edelmann alles daran, daß er den Ritter, der sein Glück mit der Frau erzählt hatte, möchte mit auf sein Schloß bringen, was auch geschah. Sandte also seiner Frau voraus Botschaft, sie möchte ihn auf einem andern seiner Schlösser erwarten, sandte auch Botschaft zu seiner Frau Sippschaft und ließ sie den andern Abend zur Mahlzeit bitten. Er hatte sich vorgenommen, wenn sie alle beisammen, sollte der Ritter über der Mahlzeit erzählen, was ihm mit der Frau widerfahren, damit es ihre Freunde sollten hören. Die Frau begab sich auf das andere Schloß und bereitete alles aufs köstlichste. Kamen auch alle Freunde zur rechten Zeit. Der Mann aber verzögerte mit dem Ritter bis auf den späten Abend, damit die Frau den Ritter nicht erkennen sollte. Wie nun die fröhliche Mahlzeit halb geschehen, brannte der Edelmann mit Verlangen und sprach zum Ritter: Herr, ich bitt' Euch, um die Gesellschaft lustig zu machen, daß Ihr uns die Historie erzählen wollet, die Ihr am Hofe zu Paris erzähltet. Der andere war's zufrieden und begann: So wisset, als ich nach Paris reiten wollte, da verirrte ich mich auf dem Wege, sah mich hin und wieder um und ward einer schönen Frau gewahr, die zu fragen ich mich unterstand. Bekam aber keine andere Antwort als Nein, wieviel ich sie auch fragte. Als die Frau dies hörte, erschrak sie sehr und sah den

Ritter an und erkannte ihn. Sie forderte rasch zu trinken aus einem silbernen Becher und sagte: Herr Ritter, auf Eure Gesundheit! Dies, daß er sie ansehen und sie erkennen sollte. Doch er erkannte sie nicht. Und erzählte weiter. Die Frau befahl, als sie getrunken hatten, wieder einzuschenken, und als sie den Becher empfing, ließ sie behende den Ring, den sie vom Ritter empfangen, in den Becher fallen. Er war in seiner Erzählung schon zu dem Kusse gekommen, da ihm die Frau die Gesundheit hinreichte und bat, ihr doch bald zu bescheiden. Der Ritter ließ vom Reden, und trank und sah den Ring. Da erkannte er sie, wußte aber nicht, wie er es machen sollte, daß er die Frau nicht zuschanden brächte. Wie er nun langsam eingetrunken, ermahnte ihn der Edelmann, seine angefangene Erzählung zu enden. So fing er wieder an: Wie ich nun in solcher Lust gedachte länger zu ruhen, da warf der Wind ein lose verwahrtes Fenster auf, daß es auf die Erde fiel mit einem Lärmen, daß ich aus Lust und Schlaf zugleich erwachte. Da sagte einer aus der Gesellschaft: So ist es nur ein Traum gewesen? Ja, sagte der Ritter, dachtet Ihr es anders? Und so behielt die Frau die Ehre und der Edelmann einen Dorn in seinem Herzen.

25. Marot soll für eine Witwe freien.

Eine Witwe, die noch jung und reich, begab sich zu Marot und bat ihn, er möchte ihr einen hübschen Mann, der fromm und sittsam wäre, freien. Sagte auch noch, daß es ihr ganz und gar nicht um die fleischliche Liebespflegung zu tun wäre, vielmehr ihr großer Reichtum einen treuen Aufseher verlange, sie auch ihren Vormündern nicht traue, deswegen sie lieber einen Ehemann haben wolle. Marot merkte wohl, was die Glocke geschlagen und daß dies Vorgehen nur für Heuchelei zu achten, versprach ihr also, sich zu bemühen. Kam auch über etliche

Tage zu ihr, sagend, er hätte einen erkundigt, der nach ihrem Willen sein würde, denn er wäre jung, schön, fromm, verständig, eines stillen Lebens und bei jedermann beliebt, wäre auch verschnitten, und würde ihr so nicht viel Leibbeschwer machen. Worauf die junge Wittib rief: Hol ihn der Teufel! Ich hab ihm zwar gesagt, daß ich mich um die ehelichen Liebespflegungen nichts bekümmere, aber ich begehre gleichwohl einen Mann, der auf alle Fälle, wenn zwischen uns sich Streitigkeiten begeben sollten, einen guten Friedenmacher habe und uns bald wieder zu versöhnen wisse. — Darum mag ein jeder, der eine junge Witwe zu heiraten willens, vorher darauf bedacht sein, daß er einen guten Friedenmacher mit sich trage.

V. AUS DEM GRAND PARANGON DES NOUVELLES NOUVELLES.

26. Von einer Jungfrau, die drei in sie verliebte Gesellen auf einem Friedhof nächtigen ließ, den einen als Toten, den anderen als Häscher, den dritten als Teufel verkleidet.

Ihr sollt wissen, daß in dem Lande Poitou sich unlängst eine seltsame Geschichte zugetragen hat. Es lebte da ein kluges Mädchen, ehrbar und von guten Sitten, und war ganz verlassen, denn nach ihrem Vater war vor kurzem auch ihre Mutter gestorben. Nun geschah es, daß sich drei Gesellen heftig in sie verliebten, ohne voneinander zu wissen. Aber es war ein schlimmes Ding um die Versprechungen, die sie ihr machten, denn sie liebten sie nicht ehrlich, dachten durchaus nicht an Heirat. Jedoch das Mädchen war gescheit und wohlerzogen, merkte wohl, wie es mit dieser Liebe bestellt wäre, und bedachte bei sich, wie es die drei Gesellen loswerden könne. Nun eines Tages kam wieder einer der drei und bat um ihre Liebe und versprach ihr so viel schöne Dinge, daß es ihr niemals fehlen konnte. „Nun, Ihr versprecht mir da soviel und sagt, daß Ihr für mich alles tätet, selbst nach Jerusalem pilgern, wenn es möglich wäre, und all Euer Gut solle mein sein. So will ich mich Euch nicht versagen, falls Ihr mir einen großen Dienst leisten wollt, der Euch aber nicht schwer fallen kann." „O mein Schatz," antwortete der Gesell, „was nur möglich ist, will ich Euch zuliebe tun, ganz und gar nach Eurem Gefallen. Mein Besitz und mein Leib stehn Euch zur Verfügung, ganz nach Eurem Belieben." Erwiderte die Jungfrau: „Mein Freund, ich dank Euch; an Gütern habe ich selber genug durch Gottes Gnade. Um einen andern Dienst will ich Euch ansprechen. Ihr wißt ja wohl, daß neulich meine Mutter gestorben ist und, um auf die Sache zu kom-

men, nun kehrt ihr Geist allnächtlich hierher zurück. Ich werde dadurch gequält und habe mir darum bei guten Leuten Rat geholt, hab auch mehrmals gebeichtet. Nun ist das beste Heilmittel, daß ich einen eine halbe Nacht auf dem Grabe meiner Mutter wachen lasse. Habt Ihr Muts genug, dies auszuführen, da Ihr ja sagt, alles für mich tun zu wollen, fürwahr so will ich nichts weiter von Euch verlangen. Ihr mögt dann kommen, ich versprech Euch, mit Euch zusammen zu schlafen." Der gute Gesell war dieser Worte sehr froh. „Wie, mein Schatz, weiter ist nichts zu tun?" „Nein; aber wißt Ihr auch, wie Ihr Euch hinbegeben müßt?" „Nein," antwortete jener. „Ihr müßt im Hemd kommen, und ganz mit weißem Tuch umwickelt, gerade wie ein Geist oder einer, der begraben werden soll." „Ho! meiner Treu, ich schwör's Euch, ich werde hingehen. Aber sagt, wann soll dies geschehen?" „Es muß an einem Freitag sein, und Ihr dürft nicht länger als drei oder vier Stunden verweilen. Ihr sollt abends zwischen acht und neun Uhr hingehen und bis Mitternacht bleiben. Wenn Ihr dort seid, sagt Eure Gebete auf für die Seele meiner Mutter. Und wenn es Mitternacht geschlagen, so kommt und legt Euch bei mir nieder, und ich werd Euch zu Willen sein. Aber Ihr müßt mir schwören! Und wollt Ihr nicht, dann sagt mir's jetzt gleich, so miet ich mir einen, der mir gewiß hingeht, und lass es mich ein Stück Geld kosten, damit ich sicher sein kann." „Ei, mein Schatz, ich versprech Euch hoch und teuer, daß ich Euch zuliebe hingehen werde, in einem schönen Hemd in ein weißes Tuch gewickelt, ganz wie Ihr's vorschreibt, und ich werde bis Mitternacht bleiben. Aber sagt, darf ich nicht heute schon hingehen?" „Nein," erwiderte sie, „es muß an einem Freitag geschehen. Wenn Ihr wollt, am nächsten, oder sonst an einem künftigen." Sie machten aus, daß es am nächsten Freitag geschehen solle. Es war aber erst Montag, was den Kumpan weidlich verdroß, der den Freitag

sehr herbeisehnte. Nahm also Urlaub von der Jungfrau und versprach, den vereinbarten Tag nicht zu versäumen. Nun kam der zweite und versprach ihr die schönsten Häuser und noch mehr, wenn sie mit ihm schlafen wolle. Da sie ihn also bereit sah, beschloß sie, ihm das Kommen geradeso zu vertreiben, und sprach, er müsse auf das Grab ihrer Mutter gehn, was jener willig versprach. „Aber wißt Ihr auch wie? Ihr müßt Euch nächsten Freitag hinbegeben, und müßt wohl bewaffnet und gerüstet sein, für alle Fälle, damit wenn Euch jemand begegnet, Ihr Euch verteidigen könnt." „Macht Euch keine Sorgen, mein Schatz, ich werde mich wohl versehen." „Nun gut. Aber wißt, Ihr müßt abends zwischen neun und zehn Uhr hingehen, nicht früher, nicht später, sonst ist alles umsonst. Bleibt bis Mitternacht und kommt dann zu mir, so will ich Euer Begehr erfüllen, wenn Ihr dies nicht versäumt habt." „Ei, mein Schatz," sagte der gute Gesell, „lieber will ich bittren Todes sterben, als Euren Befehl nicht ausführen." Nahm also Urlaub und ging seines Wegs. Nun sollt ihr wissen, langte der dritte an, der sie nach seiner Gewohnheit um Ihre Liebe anflehte, und sie sprach zu ihm genau wie zu den andern, und trug ihm auch auf, an jenem Freitag hinzugehen. „Aber wißt Ihr, mein Freund, Ihr müßt als Teufel verkleidet hin, für alle Fälle, wenn ein Geist Euch in den Weg käme, würde er vor Eurem Anblick erschrecken. Aber Ihr dürft erst zwischen zehn und elf Uhr kommen und nur bis Mitternacht bleiben, nicht früher, nicht später, sonst ist alles umsonst." „Wohlan, mein Schatz," sagte der gute Geselle, „habt keine Sorge, ich werd es nicht versäumen." Nahm also Urlaub und ging seines Wegs. Nun müßt Ihr wissen, daß man in Poitou große Steinblöcke auf die Gräber legt. So einer lag auf dem Grab jener Frau, bei der sie wachen sollten; er wurde aber von vier Steinen in Schemelhöhe getragen, so daß sich ein Mann darunter verbergen konnte, ohne gesehen zu werden. Alle drei wußten genau,

wo das Grab lag. Als es nun zwischen acht und neun Uhr war, kam der eine Kumpan im schönen weißen Hemd mit weißem Stoff umwickelt, ungeachtet der großen Kälte, — denn es war Winterszeit — und er war auch der, der am meisten ausstehen sollte, wie ihr gleich hören werdet. Nun der arme Liebhaber kam in seinem weißen Hemd, setzte sich auf das Grab und wartete auf die Mitternacht. Als es nun neun Uhr vorbei war, rüstete sich der zweite und kam auf den Friedhof, wohl ausstaffiert und gerüstet wie ein heiliger Georg. Ihr wißt, nachts hört und sieht man besser als am Tage. So bemerkte der, welcher den Geist spielte, schon von weitem, wie der Häscher auf den Friedhof zukam und als jener ihn betrat, packte den Geist gewaltige Furcht, nicht ohne Ursach', und da sich jener Schritt für Schritt dem Grab näherte, verkroch er sich hastig unter dem Grabstein, ohne daß der andere, der den Häscher machte, etwas merkte. Sondern der kam herbei und setzte sich auf den Grabstein, unter dem der andere lag. So saß er lange Zeit, dann ging er auf und ab, um sich nicht zu erkälten, worüber der unter dem Stein nicht sehr erbaut war, denn ihm wurde in seinem Hemde nicht zu heiß. Als es nun zehn geschlagen hatte, kam der dritte, der den Teufel spielen sollte. Der hatte einen schrecklichen Teufelskopf aufgesetzt, und ebenso war seine ganze Kleidung. Er spie Feuer und Flammen aus Mund und Nase, trug eine eiserne Kette, die einen erschrecklichen Lärm machte, und er tat keine Bewegung, da es nicht Funken und Feuer stob. Kurz er sah entsetzlich und furchtbar aus, denn er hatte kein Geld gespart, um sich so herauszumachen und hernach mit der hübschen Jungfrau zu Bett zu liegen. So nahte also dieser Teufel dem Friedhof, als ihn aber der Häscher kommen sah, begann er zu zittern, und nicht ohne Grund, denn er trat herein und begann geradeswegs auf das Grab hinzuschreiten, so daß der Häscher zurückwich. Nun wißt, daß der Geist

unter dem Grabstein den Teufel noch nicht bemerkt hatte, aber nur darauf wartete, daß sich der Häscher ein wenig entferne, um zu entfliehen. Er hob nun den Kopf etwas in die Höhe und sah den Häscher in ziemlicher Entfernung. Von der andern Seite her aber sah er jetzt den Teufel kettenrasselnd nahen, worüber er noch mehr erschrak. Der Teufel aber sah den Häscher, der sich nicht von der Stelle rührte, erschrak auch und blieb gleichfalls stehen. Während sie so still standen, kroch der Geist unter dem Grabstein hervor und begann quer durch den Friedhof zu laufen, als ob alle Teufel hinter ihm her wären. Da ihn der Häscher und der Teufel sahen, meinten sie, es sei der Geist der verstorbenen Dame und flohen eiligst, der eine dahin, der andere dorthin, so daß sie einander nicht begegneten, und jeder der drei Schelme ging nach Haus und alle hatten große Angst. Die Jungfrau merkte wohl, wie der Hase lief. Und als sie bald darauf einen von den drei sah, fragte sie: „Nun, mein Freund, Ihr seid vergangenen Freitag nicht gewesen, wo Ihr zu sein verspracht! Ich bin nie so gequält worden wie in jener Nacht.“ „Wahrhaftig,“ sagte der gute Geselle, „ich schwör's Euch, ich war dort. Aber man hätte mir zehntausend Taler bieten können, ich wäre nicht bis Mitternacht geblieben. Nie in meinem Leben hab ich soviel Angst ausgestanden. Wollt Ihr jemand dort wachen lassen, so sucht Euch einen andern. Gott befohlen!“ Gleichermaßen fragte sie die beiden andern und erhielt dieselbe Antwort. So sind die drei durch die Schlauheit des Mädchens mit ihrer Verliebtheit gefoppt worden.

27. Von einer Jungfrau, der ein Korndrescher die Lektion überhörte, daß sie an ihrem Hochzeitstag tüchtig sei zur Arbeit.

Jüngst lebte in der Champagne, im Flecken Breenne bei Troyes, ein wackerer, ehrenwerter Mann, der eine Schenke

und eine Herberge hielt, der hatte ein hübsches Stubenmädchen, beherzt und geschickt, die das ganze Haus regierte, und es wurde kein Brot noch Wein verteilt, was nicht durch ihre Hände ging. Sie hieß Nicole. Und es waren noch mehr Dienstboten da, die alle keinen Wein tranken, außer wenn sie ihn mausen konnten, denn nach Landesbrauch pflegen solche Bedienstete fast nichts zu trinken. Unter ihnen war auch ein Korndrescher, ein nicht übler Kumpan, hieß Jacquinot und trank so wenig Wein wie die andern, und war ein wenig in jenes hübsche Stubenmädchen Nicole verliebt, die alle regierte und darunter auch etliche Liebhaber; nämlich einmal diesen da, der in sie verliebt war, zum andern hatten ihre Eltern sie einem jungen Gesellen in Breenne zur Ehe versprochen, welcher sehr in sie vernarrt war, und um die Sache zu beschleunigen, sich mit ihr verlobte. Darüber ward der Korndrescher Jacquinot sehr betrübt, aber er wußte kein Mittel dagegen. Bald nach dieser Verlobung plauderten eines Tages Jacquinot und Nicole allein über allerlei Dinge. Da hob Jacquinot an: „Du bist sehr töricht, dich so zu verheiraten, ich bin sehr betrübt über dein Unglück. Denn was willst du mit deinem Mann anfangen? Du wirst nur Mühe und Ärger mit ihm haben, und glaubst du, daß er dich je richtig lieben wird? Du verstehst es nicht, ihn zu lenken, denn du bist nie mit einem Mann umgegangen; weißt nicht, wie man mit einem Mann tun muß, und du willst dich verheiraten! Du wirst alle Tage Schläge bekommen, und da du sie nicht aushalten kannst, so wirst du schließlich vorzeitig sterben. Ich weiß nicht, wer dir das angeraten hat, aber es war ein Narr. Das betrübt mich, denn ich hab dich lieb und kenne dich seit langem, und wünsche dir so wenig Leid wie mir selbst, Ach! hätt' ich dich nie gekannt, so stünd es jetzt besser um mein Herz."

Da Nicole dies gehört, sprach sie: „Ach Jacquinot, ich bitte



dich, weißt du irgend etwas, was ich meinem Mann tun könnte, um Frieden zu haben, so sag mir's doch. Denn ich sehe, daß du mir wohl willst und auf meinen Ruf bedacht bist. Darum bitt ich dich, mein Freund, gib mir Rat!" Da sprach Jacquinot: „Nun, meine liebe Nicole, wann du die erste Nacht bei ihm im Bett liegst, was wirst du da tun?" — „Hilfgott! ich weiß es nicht." — „Ah! Da haben wir's schon, das wird der Zankapfel werden und dir Schläge einbringen." — „Und was soll ich tun, um seine Liebe zu gewinnen?" — „Bei Sankt Jehan, ich muß dir zeigen, was du zu tun hast, und du mußt die Lektion fleißig wiederholen." — „Ich bitte dich, zeig mir's und überhör mich recht gut. Ich will dir auch alle Tage Wein geben." — „Ei potzblitz! das tut man nicht ohne Geld, denn das kostet große Mühe, das Zeigen und Überhören, und ich sag dir, ich hab es auch nicht umsonst gelehrt bekommen. Aber willst du mir etwas Geld geben, so werd' ich dir die Sache zeigen." — „Meiner Treu, Jacquinot, ich hab nicht viel Geld, aber das bißchen, das ich habe, will ich dir geben, wenn du mich fleißig überhören willst, damit ich künftig Frieden habe mit meinem Mann." — „Nun, wieviel hast du denn?" — „Es sind hundert Sous und nicht mehr, die sollst du haben, und zudem versprech ich dir zu allen Mahlzeiten eine Kanne allerbesten Wein, wenn du mir diesen Dienst tun willst."

Also da Jacquinot sie bereit sah, schloß er den Handel ab, nahm die hundert Sous an sich und sprach zu ihr: „Wisse, Nicole, um dich zu belehren, müssen wir zwei ganz allein sein, denn wir dürfen keine Zeugen bei der Sache haben. Komm mit hier hinauf auf den Boden, so will ich dich überhören." So stiegen sie hinauf und Jacquinot hub an, ihr zu zeigen, wie man's machen muß, und überhörte sie ganz sänftiglich, daß ihr nichts angenehmer dünkte, und zeigte ihr, was sie zu tun hätte. „Meine liebe Nicole, wisse, wenn ich einen Stoß tue, sollst du zwei

machen, und sei nicht faul, beweg dich fleißig hin und her, halte dich tüchtig daran, so wirst du's bald lernen."

Nicole besorgte es so gut, daß Jacquinot es wohl zufrieden war, auch hielt sie ihr Versprechen und gab Jacquinot zu jeder Mahlzeit Wein, er aber überhörte sie drum desto besser. Aber um die Sache aus dem Grund zu lernen, wollte sie so häufig überhört sein, daß der arme Jacquinot große Mühe hatte, sie zu versorgen. Denn kaum sah sie sich mit ihm allein, so bat sie ihn loszulegen. So gingen die Lektionen weiter, bis der Tag der Hochzeit herbeikam; und es mochten gut sieben Monate seit dem Beginn verflossen sein, ich versichere euch, sie wußte ihre Lektion vortrefflich. Am Vorabend der Hochzeit sprach Nicole zu Jacquinot, er müsse sie noch einmal überhören, damit sie am nächsten Tag wohl beschlagen und ihr Gatte mit ihr zufrieden sei. „Ei, hab ich nichts andres zu tun?" sagte Jacquinot. „Ich versichere dich, ich hab es satt." — „Ei, zum Kuckuck, Ihr sollt mich aber überhören. Wozu hab ich Euch das viele Geld gegeben und alle Tage Wein!" — „Zum Teufel, man überhört nicht, so oft einem der Gedanke daran kommt. Auch der beste Gaul wird da widerspenstig." — Doch nahm er die Lektion vor. Anderntags, kurz vor dem Abendessen, als der Tanz zu Ende war, zog sich Nicole ein wenig zurück und eilte zu Jacquinot. „Mein Freund, nun müssen wir scheiden. Ich bitte dich inständig, überhör mich noch einmal, damit ich es nachher richtig weiß, wenn ich mich zu meinem Mann lege, und damit wollen wir Abschied nehmen von unserer Übung." Also nahm Jacquinot sie nochmals tüchtig vor, daß sie's zufrieden war.

Bald darauf kamen die Hochzeitsgäste zum Abendessen, nachher war noch ein kleiner Tanz, dann brachte man die Braut zu Bett, nicht ohne Lachen und Scherzen und gute Lehren, wie sie's machen müsse. Aber das wußte die längst besser als einer von der Gesellschaft. Alsdann kam der Gatte, legte sich



bei seiner Frau nieder und machte sich sofort daran und besorgte es ihr fest und sicher und sie ihrerseits nicht minder, ja noch besser. Wer war nicht übel erstaunt? Der Mann, da er seine Frau so geschickt fand. Sie bewegte sich bald hierhin, bald dorthin, also daß er bald die erste Meile zurückgelegt hatte. Da zog er sich etwas zurück und fragte: „Holla, mein Schatz! Ihr seid verdammt geschickt in diesem Handwerk, wer hat Euch das so gut beigebracht?“ — „Ei, zum Teufel, ich hab es nicht umsonst bekommen. Das hat mich hundert gute Sous gekostet.“ Und erzählte ihm die ganze Sache, wie sie es gelernt habe, um ihm einen Gefallen zu tun, damit er sie lieb bekomme und nicht schlage, und berichtete alles, was Jacquinot getan habe. Und wer war nicht wenig verdutzt? Das war der arme Gatte. Der zog sich an den Bettrand zurück und wollte seine Frau nicht mehr berühren, sondern schlief bis zum nächsten Morgen. Dann erhob er sich betrübt, ging zu den Eltern seiner Frau und erzählte ihnen alles, worüber diese sehr traurig wurden, denn sie wußten nicht, daß ihre Tochter beackert worden war. Es wurde nach Jacquinot geschickt und der kam ahnungslos. Da warfen sie ihm vor, was er ihrer Tochter getan habe und begannen auf ihn dreinzuschlagen, der aber nahm die Gelegenheit wahr, entwischte und machte sich aus dem Staub auf Nimmerwiederkehren. Doch die Sache ward ruchbar im ganzen Dorf, also daß die Neuigkeit auch zu den Ohren des Grafen von Breenne drang, von jener Übung, worüber dieser sehr lachte. Er befahl, den Jacquinot herbeizuholen und fragte ihn, wie es sich damit verhalte, und jener erzählte ihm alles. „Wahrhaftig, Herr!“ sagte er, „ich schwör Euch, ich konnte sie nicht voll bringen. Immer wieder kam sie und wollte üben, einmal war ich gezwungen, sie an einem Tage mehr als achtmal zu überhören. Darum, Herr, ist es nicht verwunderlich, wenn sie nun ihr Handwerk versteht, auch meine ich, der Gatte dürfe mir nicht so

sehr zürnen, da er doch die Tür offen fand." Da mußte der Herr Graf heftig lachen und entließ Jacquinot, indem er ihn einen losen Schelm nannte. Der Gatte aber blieb bei seiner wohlunterrichteten Frau, und war ihr nicht mehr gram, denn die Arme hatte ihm ja einen Dienst erweisen wollen, damit er sie lieb gewinne. So mußte er gute Miene zum bösen Spiel machen. — Ich versichere euch, diese Geschichte hat sich wahrhaftig ereignet in dem besagten Orte Breenne im Jahre Eintausendfünfhundertsechsundreißig im Monat Mai.

28. Von einem jungen Gesellen, den sein Vater verheiraten wollte, wollt' aber zwei Frauen haben, und begnügte sich mit einer.

Ist nicht lange her, da lebte in La Rochelle ein reicher Kaufmann, der hatte einen Sohn, der's schon ziemlich weit gebracht hatte, und war keine Jungfer, keine Frau, kein Stubenmädchen, die er nicht anzapfte, wenn er sie erwischte. Eines Tags, da der Vater das Treiben des Sohnes bedachte und auf Heilmittel sann, um ihn zu bessern, denn er betrübte sich sehr darüber, fand er nichts besseres, als ihn zu verheiraten. Begab sich nun zu einem reichen Kaufmann, der ihm befreundet war, sprach für seinen Sohn und sie wurden eins und der Sohn diente besagtem Kaufmann wacker, sodaß der mit ihm zufrieden war.

Nun wisset, bald darauf zog der König in La Rochelle ein und hielt dort großen Hof. Da hatte besagter Kaufmann das ganze Haus voll mit Edelleuten, die bei ihm untergebracht wurden, gegen seinen Willen, also daß er nicht wußte, wo er seine eigenen Leute hintun sollte. Und um es euch zu sagen, der Kaufmann hatte eine gar hübsche Tochter, von etwa fünfzehn, sechzehn Jahren, die allein in einem Bett in der Kammer ihrer Eltern schlief. Nun, da sie in der Eile nicht wußten, wo sie ihren

Diener unterbringen sollten, wagten sie's und ließen ihn bei ihrer Tochter schlafen, legten sie aber Rücken gegen Rücken, fanden sie auch am Morgen genau so wieder und waren's zufrieden. So taten sie wohl sieben, acht Tage, solange der König in La Rochelle blieb. Einige Zeit aber, nachdem der König fort war, nach drei, vier Monaten, bemerkte man, daß das Mädchen schwanger war. Wer war nicht wenig erstaunt? Das waren die Eltern, und der Kaufmann meinte, das sei eine arge Sache. „Ei, Rücken gegen Rücken haben wir sie gelegt, Rücken gegen Rücken haben wir sie vorgefunden und meine Tochter ist doch schwanger, wie kommt das?" — „Sankt Jehan! mein Freund, sie haben sich herumgedreht." — „Wahrhaftig, ich glaub' es auch," sagte er und ging zu seinem Diener, um ihn zu hauen, der aber sah sich vor und floh zu seinem Vater. Bald darauf kam der Vater der Tochter zum andern und klagte über den Schimpf, den der Sohn seiner Tochter angetan, und der andere sagte, er wisse keine andere Genugtuung, um die Ehre des Mädchens wieder herzustellen, sondern es sei das beste, die beiden miteinander zu verheiraten. So ging der Vater des Gesellen zu seinem Sohn, verwies ihm die Unehre, die er über das Haus seines Herrn gebracht habe, das sei nicht wohlgetan, und er müsse ihr die Ehre wiedergeben und sie heiraten, sonst wolle ihn der Vater des Mädchens dem Gericht übergeben. Der junge Gesell erwiderte, er wäre es wohl zufrieden, sie neben andern zu haben.

„Wie?" sagte der Vater, „du willst mehrere haben?" — „Meiner Treu, ich brauche mindestens zwei oder drei!" — „Ei, wahrhaftig! du wirst an einer genug haben. Es gibt niemand, der damit nicht zufrieden wäre." — „Meiner Treu," sagte der Sohn, „ich werde mich nicht verheiraten, wenn ich nicht wenigstens zwei kriege." — „Nun gut, so nimm jetzt diese!" und sagte, er wolle ihm binnen vierzehn Tagen noch eine andere suchen. Vermeinte der Sohn, die Frist sei sehr lang.

„Ei, glaubst du, man schüttelt die guten Frauen nur so von den Bäumen! Ich sage dir, sie sind schwer zu finden.“

Also beschied sich der Sohn mit dieser ersten Frau, und sie wurden vermählt, worüber sich alle Freunde und Verwandte freuten. Nach vierzehn Tagen kam der Vater zum Sohn, zu sehen, wie's ihm ginge. „Gut, mein Vater! alles geht gut, gottlob.“ — „Nun, ich habe dir noch eine Frau gefunden; wenn du sie haben willst . . .“ — „Ach, meiner Treu, mein Vater! ich habe mehr als genug mit dieser, behaltet sie für Euch, wofern sie Euch gefällt!“ — „Ei, glaubst du, ich sei so gierig wie du und wollte zwei, drei haben? Ich habe nie mehr als deine Mutter gehabt und werde keine andere haben, und bin auch dabei betrogen, denn ich glaubte nicht, daß sie so ausdauernd sein würde.“

Also begnügte sich der Sohn mit der Frau, die er hatte. Und ich versichere euch, es gibt viele, die vor der Hochzeit sagen, sie hätten an einem Dutzend nicht genug, wie ein Hahn unter Hennen; sind sie aber erst verheiratet und haben ihre tägliche Arbeit, so werden sie bald satt.

29. Von einem Pfaffen, der in eines Malers Frau verliebt war, wie er sich ganz nackt auf ein Kreuz streckte und was ihm zustieß.

Nun ich euch mehrere andere Geschichten zuvor erzählt habe, will ich euch jetzt eine gar seltsame berichten. Unlängst lebte in der Stadt Troyes ein wackerer Maler, ein tüchtiger geschickter Arbeiter in seinem Handwerk, der hatte ein gutes Geschäft. Und wißt, daß dieser Maler auch eine hübsche und ehrbare Frau hatte; zwar meint man zumeist, das sei nicht das größte Glück für einen Mann, aber sie war nun einmal so. Nun war ein Pfaff in dieser Stadt, der war in diese hübsche

Malersfrau arg verliebt und lief sich fast die Füße ab vor ihrer Tür, sprach sie auch mehrmals an, fand jedoch kein Gehör. Und sie mußte ihn so oft abweisen, daß sie schließlich erzürnte und beschloß, es ihrem Mann zu sagen.

Nunmehr hört, es waren da aus der Umgegend, fünfzehn, sechzehn Meilen weit her, zwei Dorfvorsteher gekommen die nicht die schlausten waren, wollten ein Kruzifix kaufen für ihre Kirche und gerieten zufällig an den Maler, von dem wir eben sprachen. Und wie ich euch sagte, der war ein lustiger Gesell, sah sich seine Leute an und merkte gleich, daß sie nicht auf drei zählen konnten, fragte also: „Was wünscht ihr Herren?“ Antwortete der eine: „Meister, wißt Ihr nicht? wisset, wir haben unsere Kirche hübsch neu mauern lassen, und nun wir es unternommen haben, sie wieder richtig herzustellen, brauchen wir ein schönes Kruzifix, das groß und gut gemacht ist, und wir haben uns an Euch gewandt, damit Ihr uns eins macht für gut bar Geld. Denn man hat uns gesagt, daß Ihr ein großer Meister seid.“ — „Gut, ich werde euch eins machen, aber wie groß wollt ihr's denn haben?“ — „Meiner Treu,“ sagte der eine, „es muß schön und groß sein wie ein Mann.“ — „Schön, aber wollt ihr es lebendig oder tot?“ — „Bei Sankt Jehan! davon war nicht die Rede, da müssen wir noch zusehen. Aber ich will Euch sagen, Meister, wir nehmen Urlaub von Euch bis morgen früh, dann wollen wir wiederkommen und Euch Antwort sagen.“ — „Nun so geht in Gottes Namen!“ sagte der Maler.

So gingen sie in ihr Quartier zurück, von der Sache redend und dachten in ihr Dorf zurückzukehren, um zu fragen, ob sie ein totes oder ein lebendiges nehmen wollten. Aber der eine besann sich und sprach: „Wenn wir umkehren, so machen wir der Gemeinde große Mühe und Kosten. Aber ich hab mir's anders überlegt. Wir nehmen ein lebendiges, bringen es heimlich hin und fragen, wie sie

es wollen. Wollen sie es lebendig, so geben wir es so heraus, wollen sie aber ein totes, dann schlagen wir es tot." So war ihr Entschluß gefaßt und sie legten sich zu Bett.

Kommen wir nun auf den Pfaffen und die Frau zurück. Besagte Malersfrau, die brav und ehrbar war, ging zu ihrem Mann und sagte ihm, wie der Pfaffe ihr ständig zurede und ihr Gold und Silber, Ringe und Geschmeide verspreche, lauter schöne Dinge, denn er hatte große Einkünfte. „Weißt du was?" sagte der Maler, „sobald du ihn wieder triffst und er dir wieder Gold anbietet, so sag ihm, daß du's zufrieden seist, wenn er im Ernst wolle. Ich werde mich stellen, als ob ich die Stadt verließe, dann schnell wieder zurückkommen und ihn nackt im Bett überraschen, und beim Henker, er soll Geld und Kleider dalassen, wenn ihn nicht der Teufel holt." So machten sie es aus.

Es dauerte nicht lang, da begegnete der Pfaffe der Frau und ging sie wie gewöhnlich an. Da sprach sie: „Wüßt ich, Herr, daß Ihr mich nicht verspottet, so wär ich's wohl zufrieden, wenn Ihr mir das Versprochene gäbet." — „O, ich schwör' Euch, ich will lieber sterben als Euch betrügen. Ich geb' Euch gerne hundert Taler im voraus." — „Nun, Herr, das kommt mir ganz gelegen, denn mein Mann hat mir ein Kleid verweigert, das ich haben wollte, das sollt nun Ihr mir geben. Und dann, morgen früh um vier Uhr geht er mit dem Knecht aus der Stadt, um in einem Dorf Bilder zu malen, und sie kommen nicht vor drei Tagen wieder." — „Gottlob, das kommt gelegen, ich versprech Euch zu kommen und werd Euch das Geld wie versprochen mitbringen und noch mehr." So schieden sie und nahmen voneinander Urlaub.

Dann ging die schöne Malersfrau heim und erzählte ihrem Mann den ganzen Hergang und wie der Pfaffe morgen kommen wolle, mit ihr zu schlafen. So verging der Tag und die Nacht, und morgens ging der Maler mit dem Knecht weg, der genau



unterwiesen war, was er zu tun habe, um in dem Dorfe zu malen, aber sie hatten nicht sonderlich Eile. Der gute Pfaffe schlief nicht, sondern stand auf der Lauer, ob der Maler ging und sah ihn das Haus mit dem Knecht verlassen. Als sie ein Weilchen weg waren, da war niemand fröhlicher als er und er begab sich schleunigst zur Tür des Hauses, die schnell geöffnet ward, denn die Frau stand auf der Lauer. Also trat der Pfaffe ein, und kaum war die Tür geschlossen, so umarmte und küßte er die Frau, die ihn fragte: „Habt Ihr auch Wort gehalten, Herr!" — „Ja, auf Ehre! Da nehmt diesen Beutel, es sind hundertundzwanzig Goldtaler, davon zwanzig für Euer Kleid, aber schnell zu Bett!" — „Schön, Herr, zieht Euch nur geschwinde aus." Und der Pfaffe zog sich alsbald splitternackt aus, legte sich ins Bett und sprach zur Frau, sie möge sich geschwinde zu ihm legen. Da schnürte sie ganz sachte den Rock auf, dann kam sie zu den Strümpfen, die sie nicht herunterbrachte (denn sie hörte ihren Gatten kommen), worüber der Pfaffe ärgerlich wurde, daß sie sich nicht endlich zu ihm legte.

Aber plötzlich kam der Gatte an und klopfte an die Haustüre. „Jesus! wer ist das? Ich bin verloren, ich bin entehrt!" — „He, schaut doch hinaus, Gott helf, so ist es nichts Böses." — Sie öffnete das Fenster und erschaute drunten ihren Mann, der ihr zurief: „Öffne die Tür', wir haben etwas vergessen mitzunehmen." — „O weh!" sprach sie, „es ist mein Mann, der irgend etwas vergessen hat und es holen will." — „Wie, mein Schatz! schnell versteckt mich irgendwo, bis er wieder fort ist." — „Nun so steigt schnell hier zum Speicher hinauf und versteckt Euch zwischen den großen Kreuzen, so wird man Euch nicht bemerken." Also stieg der Pfaffe hinauf, splitternackt wie er war, und die Dame ging und öffnete dem Gatten die Tür, der laut zu ihr sprach, er habe allerlei Werkzeug vergessen, leise aber fragte: „Ist der Pfaffe da?" — „Ja; er hat sich

auf den Speicher geflüchtet. Ich will hinauf und ihn ein wenig trösten." Stieg also zum Speicher hinauf und sprach zum Pfaffen: „Ach, Ehrwürden, ich bin sehr betrübt über dies Unglück, aber habt Geduld, sie werden bald wieder gehen." — „Hoffentlich! Aber ich sterbe hier oben vor Kälte, nackt wie ich bin. Hätt' ich wenigstens meine Kleider, so wär mir wohler." — „Nein, mein Freund! Es ist besser, Ihr bleibt so, denn gleich wird der Knecht heraufkommen. Dann streckt Euch auf eins der Kreuze und Ihr werdet aussehen wie ein Kruzifix. Und hier ist ein Loch, da könnt Ihr in mein Zimmer schauen und sehen, wann sie fortgehen. Dann kommt wieder herunter ins Bett, damit ich Euch erwärme." — „Gut!" sprach der Pfaffe.

Also stieg die Frau wieder hinab. Der Meister aber schalt seinen Knecht den faulsten Schlingel auf Gottes Erdboden. Immer vergesse er das halbe Werkzeug. „Nun sieh zu, was wir jetzt brauchen." Also stieg der Knecht hinauf, um Farben zu holen, und der Pfaffe, der ihn durch sein Guckloch kommen sah, streckte sich schnell auf ein Kreuz. Der Knecht sah ihn wohl, ließ sich's aber nicht merken, sondern nahm die Farben an sich und stieg wieder hinab. Der Pfaff war heilfroh, denn er dachte, sie gingen nun fort; schaute also wieder durch seinen Ausguck.

„Schön," sagte der Meister, „haben wir jetzt alles beieinander?" — „Ja, Meister." — „Gehn wir also, in Gottes Namen." — „Meister," sagte der Knecht, „wißt Ihr was? Wir wollen lieber erst frühstücken, denn es ist doch schon spät und zudem verbrauchen wir dann nicht halb so viel wie in einer Schenke." — „Sankt Jehan! das ist ein guter Einfall! Schnell, bring uns Wein, Frau!" Der Pfaff hörte es, weiß Gott, wie er davon erbaut war! Also setzten sich die zwei zum Frühstück. Die Frau machte ein vergnügtes Gesicht und der Mann fragte sie leise, ob sie die Taler habe. „Ja, habt keine Sorge!" Während sie so frühstückten, kamen

die beiden Dorfvorsteher wegen ihres Kruzifixes wieder. Der Meister ließ sie kommen und am Frühstück teilnehmen. Als sie fertig waren, sprach er: „Nun, wie habt ihr euch besonnen?" — „Wir müssen uns Eure Kruzifixe erst besehen." — „Gut, folgt mir, ich will sie euch zeigen." Der arme Pfaffe war sehr verdutzt, da er sah, daß man kam, ihn zu besehen und er streckte sich wieder wie zuvor auf ein Kreuz. Als sie alle oben waren, gingen sie umher und besahen die Kruzifixe, welches wohl das schönste sei.

Wie sie so umherschauten, sprach der Meister zum Knecht: „Ei Jehan! du arbeitest jetzt ganz wacker," und indem er auf das Kreuz deutete, worauf der Pfaffe vergnüglich lag, fragte er: „Wann hast du dies da vollendet? Das ist sehr lebendig getroffen." — „Erst vor acht Tagen," sagte der Knecht. Indem zog der Meister ein großes Messer. „He, du Schlingel, hab ich dich gelehrt, die Hoden so groß zu machen?" Trat an das Kreuz heran und schnitt dem Pfaffen die Hoden ab. Der schrie laut auf: „Jesus, ich sterbe!" Floh so schnell er konnte und rannte splitternackt zum Haus hinaus. „Jesus! ein Wunder!" sprach der Maler, „da läuft mir ein Kruzifix davon. Nun, ihr Herren, das ist ein lebendiges, wollt ihr so eins?" — „Meiner Treu," erwiderte der eine, „ich rate nicht dazu, ein lebendiges zu nehmen, es könnte uns davonlaufen wie dieses da und wir verlören unser gutes Geld." Also kamen sie überein, ein anderes zu nehmen, welches sie dem Meister gut bezahlten, zu seiner Zufriedenheit.

Der Pfaffe aber war nicht zufrieden, denn er hatte seine Hoden, seine Kleider, sein Geld dagelassen und es der Frau nicht einmal gemacht, worüber er am traurigsten war.

30. Von einem jungen Gesellen und einem Mädchen, die früh vermählt wurden, und der Gatte ging für lange Zeit nach Paris, und da er zurückkam, fragte ihn seine Gattin,

was er mit seinem kleinen Glied gemacht hätte, das er einst gehabt.

Nichts außer dem Evangelio ist so wahr, wie daß in Poitiers einmal ein reicher Kaufmann lebte, der hatte eine wunderschöne Tochter und liebte sie sehr herzlich. Und zum andern war da ein anderer reicher Kaufmann, der hatte einen hübschen Knaben, klug und wohlgezogen, der zur Schule ging. Wie nun die beiden Kaufleute sich über allerlei Dinge besprachen, begannen sie von ihren Kindern zu reden, und daß es eine schöne Ehe geben würde, sie zusammen zu tun, aber daß sie noch zu jung wären, andrerseits die Eltern nicht wüßten, ob sie noch lang genug leben würden, um sie heiraten zu sehen; da beschlossen sie zusammen, die Heirat solle stattfinden trotz der Jugend der beiden, und so wurden sie verlobt und vermählt. Nach der Hochzeit blieben sie ungefähr ein halb Jahr beisammen, da aber bedachte sich der Vater des jungen Gatten, welcher kaum fünfzehn Jahre zählte, ihn nach Paris auf die hohen Schulen zu senden. Nach Beratung der Eltern der beiden zog er fort und ließ seine junge Gattin bei Vater und Mutter in guter Hut.

Studierte also zu Paris und lernte wacker und blieb lange, also daß er es überdrüssig ward, da er sechs oder sieben Jahre lang seine Frau nicht gesehen hatte, was ihn verdroß. Schrieb also an Vater und Mutter, daß er es überdrüssig sei und heim wolle, um seine Frau wiederzusehen, worüber sie sehr fröhlich waren und ihn zurückkehren ließen und ihm weiß Gott einen fröhlichen Empfang bereiteten. Das gab eine zweite Hochzeit. Er küßte und umarmte seine Frau, und sie waren wahrhaftig sehr vergnügt. Da es nun Schlafenszeit ward, gingen sie in ihre Kammer. Und wißt, daß der junge Gesell in Paris fast um die Hälfte größer und stärker geworden war, denn alle Glieder waren ihm gewachsen und besonders das kleine, womit seine Frau sehr

zufrieden war. Aber während er es ihr besorgte, erkühnte sich die arme Närrin und fragte ihn: „He, mein Freund, was habt Ihr mit dem kleinen Glied gemacht, da ihr nach Paris ginget?“ — „Ei, wieso? mein Schatz! Was wollt Ihr damit?“ — „Wir hätten einen Keil daraus geschnitzt, um es diesem da anzusetzen.“ — „Sankt Jehan, dies da ist also noch nicht groß genug, um Euch auszufüllen?“ Da schämte sich die junge Frau gar arg, denn sie sah wohl, daß ihr Mann sie verspottete und die Sache ernst nahm. — „Ei, mein Freund,“ sagte sie, „erzürnt Euch nicht, ich hab es ja nur im Scherz gesagt.“ — „Schon gut,“ sagte er.

Ich für mein Teil glaube, daß es viele Frauen auf der Welt gibt, die, wenn sie auch einen von den allergrößten hätten, sich doch noch einen größeren wünschten, wie die arme junge Frau es tat, ohne etwas schlimmes dabei zu denken.

31. Von einem Bäcker, der in ein Stubenmädchen verliebt war, und da er wegen des Teigs kam, sie anzapfte und wie er dann die Meisterin packte, die sie getrennt hatte, und ihr beibrachte, was das Mädchen hatte bekommen sollen.

Ihr sollt wissen und vernehmen, daß einmal in der Champagne ein junger Bäckergesell war, der war arg verliebt in ein Stubenmädchen, das unweit wohnte; und wie besagter Geselle sie liebte, tat sie ebenso. Und sie sprachen häufig miteinander von ihrer Liebe, und es war von nichts anderm die Rede, als davon, einen geeigneten Ort ausfindig zu machen, um ihr Vergnügen und Zeitvertreib miteinander zu haben. Aber sie konnten kein geeignetes, geheimes Plätzchen finden, also daß der Bäcker mit besagter Magd übereinkam, sie solle ihren Teig nach Mitternacht herrichten.

Nun wißt, die Dame jenes Hauses, die eine schlaue Frau

war, hatte den Bäcker öfters mit ihrem Mädchen sprechen sehen, ward mißtrauisch und legte sich auf die Lauer. So kam der ersehnte Tag, wo der Brotteig gemacht werden sollte. Das Mädchen und der Bursche versäumten ihre Verabredung nicht. Sondern wie er versprochen, kam er zwei Stunden nach Mitternacht, um den Teig zu holen. Die Meisterin nun, die, wie gesagt, den Braten roch, hörte ihn kommen, um zu dieser Stunde den Teig zu holen, worüber sie noch mißtrauischer ward. Erhob sich also leise, schlich dem Bäcker und dem Mädchen nach und versteckte sich hinter der Tür. Als der Bäcker in die Stube getreten war, ohne die Nachstellung zu ahnen, umarmte und küßte er das Mädchen und sie ihn, und er warf sie auf den Boden und sie machten sich eifrig ans Werk. Als aber die Meisterin sie lustig bei der Arbeit sah, trat sie aus ihrem Versteck hinter der Tür hervor und rief: „Auf vom Boden, zum Teufel! Auf! Werd ich so bedient von dieser Dirne da und diesem spitzbübischen Bäcker!" Die beiden waren sehr verdutzt, weiß Gott!

So erhob sich der Bäcker schnell von dem armen Stubenmädchen und betrachtete die Meisterin, die sie mitten im besten Augenblick gestört hatte. Die stand im Hemde da und war sehr hübsch und weiß, und ihre Brüste waren entblößt. Da packte den Bäcker das Verlangen, da sein Glied noch steif war und wie ein Schlot rauchte, denn er hatte bei dem armen Mädchen gerade erst angefangen. Er packte die Meisterin um den Leib, warf sie auf eine Pritsche hin und stieß ihr den Dolch in den Leib, den er in der Hose trug, also daß die gute Dame den süßen Saft erhielt, den doch das Mädchen bekommen sollte. Dann ging die Meisterin zufrieden auf ihr Zimmer zurück, und der Bäcker nahm den Teig an sich, um ihn zum Backofen zu bringen.

Die arme Magd stand ganz verdutzt da, da sie um das ihre gekommen war. Doch der gute Gesell tröstete sie und ver-



sprach ihr, den Fehler bald wieder gut zu machen, denn mindestens werde ja die Meisterin sie in Ruhe lassen; wodurch die Magd etwas getröstet ward.

32. Von einem Kaufmann, der eifersüchtig war auf seine Frau, die ein Pfaffe beschlafen hatte, wie er aber in fremde Länder zog und einen Gastfreund traf, der ihm seine Frau selbst hergab.

Einst lebte in der Provinz Bretagne, in der Stadt Nantes, ein ehrbarer Kaufmann, der hatte eine ziemlich ehrbare Frau und sie liebten einander recht wie Eheleute tun sollen. Nun wißt, daß der Kaufmann ein Gelübde getan hatte, jede Woche eine Messe lesen zu lassen, und dazu hatte er sich mit einem Priester, namens Jehan, verabredet, der ihm die Messe alle Samstag las. Nun wißt, daß der besagte Priester Jehan sich in die Frau des Kaufmanns verliebte, ohne daß dieser je Verdacht schöpfte. Der Priester kam alle Tage ins Haus, aß und trank und ließ sich's wohl sein, und der Kaufmann liebte ihn sehr, denn so oft er das Haus betrat, sprach er: „Der Segen Gottes möge hier walten.“ Immer sprach er von Gott und tat sehr ehrbar und dabei besorgte er's der Frau und nahm beiden die Beichte ab, und es war dem Kaufmann sicher, daß ihn Gott einen trefflichen Mann hatte finden lassen, und liebte ihn so sehr, daß er ihn stets zu Essen und Trinken einlud.

Also hatte der Priester gute Zeit, und wenn der Kaufmann auswärts ging, so erhielt der Pfaffe Nachricht von seiner Frau, und er besuchte sie so häufig, daß der Kaufmann bemerkte, daß da etwas nicht hasenrein wäre, und dem Pfaffen und seiner Frau nachspähte. Einmal bemerkte er auch ganz klärlich, daß sich der Priester mit seiner Frau unterhielt, konnte sie aber nicht auf der Tat ertappen.

Der arme Gatte ward darüber sehr betrübt, wünschte den Pfaffen zu allen Teufeln und verbot ihm sein Haus; dann sprach er zu sich selbst: „Zum Henker, da bin ich hübsch gehahnreit! Und gar von mir selber, denn ich hab ihn ja eingeführt! Zur Hölle mit dir, Jehan! Ihr spracht immer: Der Frieden Gottes sei mit Euch! und Ihr meintet den Frieden nah beim Arsch meiner Frau. Mög der Teufel Teil dran haben!“ — Alsdann bedachte er bei sich, daß er selber schuld wäre und tat Gott ein Gelübde, nicht eher zu ruhen, bis er einen noch größeren Hahnrei finden würde.

Kurze Zeit darauf stieg er zu Pferd und zog aus auf Abenteuer. Mehr als zehn Tage ritt er fort ohne Aufenthalt, da kam er eines Abends in ein Dorf und kehrte in einer Schenke ein, woselbst eine ganz hübsche Wirtin war, die ihn gut und fröhlich empfing, während er nicht sehr freundlich tat, also daß ihn die Wirtin fragte: „Was habt Ihr, mein Gast, Ihr scheint nicht guter Laune.“ — „Bei Gott, Frau, da habt Ihr recht!“ — „Aber, warum seid Ihr's?“ — „Meiner Treu, Frau, ich wag es nicht zu sagen, denn es ist nicht anständig und für mich ist's eine Schande und beschämend, es zu erzählen.“ — „Ach was!“ sagte die Wirtin, „Ihr könnt mir's ruhig erzählen.“ — „Nun wenn Ihr's wollt, gut. Wißt, daß ich sehr unglücklich bin und sehr töricht, denn ich verstand nie, mit Frauen Gemeinschaft zu haben, und weiß nicht, wie man's machen und wo man anfangen muß.“ — „Sonderbar! Aber habt Ihr denn kein Glied wie die andern Männer?“ — „Doch! aber ich weiß nicht, wie man's macht. Ich gäbe wohl hundert Taler irgend einer ehrbaren Frau wie Euch, um es zu lernen.“ — „Ei, so helf mir Gott! Das ist schnell gelehrt.“ Sie brachen das Gespräch ab und redeten von etwas anderem, denn der Wirt kam, um den Gast zum Essen zu bitten.

Nach Tisch nahm die Wirtin ihren Mann beiseite und erzählte von dem Reichtum dieses Kaufmanns, und daß er hundert Taler geben wolle, um dies Handwerk zu lernen. Und



wenn es ihm recht sei, so wolle sie die Taler bald haben für die Lehre. „Meiner Seel," sagte der Wirt, „der ist ein rechter Narr, das ist doch eine so leichte Sache." — „Ja, er versteht gar nichts davon." Und so kamen sie überein, sie solle es lehren, um die hundert Taler zu bekommen. Also führte die Wirtin den Kaufmann in ihre Kammer, legte sich ins Bett und zeigte ihm, wie man's machen müsse, und der Kaufmann stieß sein Glied auf ihren Bauch, einmal tiefer, einmal höher, also daß er nie zurechtkam und unverrichteter Dinge wieder abzog.

Nun erzählte die Wirtin alles ihrem Mann, und wie er's nicht hineingebracht hätte. „Mein Gott" sagte er, „bist du so dumm? Konntest du's nicht selber hineinstecken." — „Wahrhaftig, das konnt ich nicht." — „Weißt du was? Bestell ihn für morgen wieder und sag ihm, daß du es ihn richtig lehren würdest. Ich werde mich unters Bett verstecken und dir helfen und ihn hineinstecken. Also geschah es. Am andern Tag führte ihn die Wirtin in ihre Kammer und legte sich ins Bett und der gute Kaufmann tat wieder gerade wie am Tag zuvor. Der Wirt, der unterm Bett versteckt lag, merkte, daß er ihn nicht hineinbrachte, kam hervor, packte das Glied und steckte es selber in die Fud seiner Frau. Als der Kaufmann bemerkte, daß der Zapfen eingestoßen war, machte er sich daran und dankte es dem Wirt. Und da er es gut gelernt hatte, erfreute er die Wirtin und den Wirt mit den Talern, und dann schlief er noch eine Nacht bei der Wirtin, damit er das Handwerk nicht so schnell wieder vergesse.

„Nun, Gott sei gelobt!" sprach er. „Ich hab einen gefunden, der noch anderthalb mal soviel Hahnrei ist wie ich, und ich glaub nicht, daß man viele derart trifft." Also glaubte sich der Kaufmann genug getan.

33. Von einem jungen Gesellen, der auf dem Weg nach Lyon bei einer Äbtissin schlief und wie ihm ein Eremit einen

Ring gab, der das Glied um einen halben Fuß wachsen machte, und was einem Bischof zustieß, der besagten Ring fand.

Es war einmal ein sehr reicher Kaufmann, der mehrere Kinder hatte, und unter ihnen einen jungen Gesellen, einen hübschen Kerl von wohl fünfundzwanzig Jahren, der hieß Anthoine. Den rief sein Vater eines schönen Tags zu sich: „Komm her, Anthoine, ich habe mit dir zu reden." — „Was beliebt Euch, mein Vater?" — „Du mußt wissen, daß du mein Sohn bist, aber ein Bankert, denn du bist nicht der Sohn meiner Frau, und wenn ich aus dem Leben schiede, so würde man dich davonjagen wie einen Schelm und dir keinen roten Heller herausgeben. Darum will ich für dich sorgen, solang ich am Leben bin, sag mir also, womit du dich beschäftigen willst, damit ich dir nach Möglichkeit helfe vorwärts zu kommen."

Der Gesell war arg verdutzt, da er hörte, er sei nicht der Sohn des Hauses, sprach aber ehrerbietig zu seinem Vater: „Mein Vater, wenn es sich so verhält, wie Ihr sagt, und da Ihr mir Eure Unterstützung gewähren wollt, so bin ich Euch sehr verpflichtet, und wenn es Euch gefällt, so bin ich entschlossen, mich dem Handel zu widmen, dank Euerer Unterweisung." — „Schön," sprach der Vater, „du sollst nach Lyon gehen und einkaufen, wie ich's dich gelehrt habe. Hier schenk ich dir fünfhundert bare Goldtaler, lege sie gut an, daß du Nutzen davon hast. Ich werde dir ein Haus für dich allein geben, da kannst du deine Ware unterbringen und nach Herzenslust kaufen und verkaufen; und das soll dein bleiben. Nun sieh zu, daß du bald ein gemachter Mann bist." — „Ich dank Euch, mein Vater!" sprach der Gesell. Der Vater zahlte ihm die fünfhundert Taler aus und ließ ihm ein gutes Pferd geben. Dann nahm jener Abschied von seinem Vater, schlug die große Straße nach Lyon ein und zog seines Wegs mehrere Tage, bis er ganz nahe an Lyon heran war.

Doch da stieß ihm ein schlimmes Abenteuer zu; denn er kam gegen Abend in einen Wald und verlor den Weg, daß er bald nicht mehr wußte, wo er war. Aber er ritt immerfort kreuz und quer durch den Wald, immer in der Hoffnung einen Weg zu finden, doch es wurde Nacht und er wußte nicht mehr weiter. Doch er ritt noch ein wenig weiter und durch Gottes Hilfe sah er ein Haus.

Er hielt darauf zu und gelangte an eine große Pforte und rüttelte daran mit aller Macht, aber nichts regte sich. Aber er klopfte weiter, bis jemand ans Fenster kam, das war die Pförtnerin und fragte nach seinem Begehr. Also antwortete er: er habe sich verirrt. Nun kam die Pförtnerin mit einem Licht herbei, öffnete ein Schiebefensterchen und fragte was er wolle. „Ach," sagte der Gesell, „ich bin ein armer Reitersmann, der nach Lyon zieht, habe mich in diesen Wäldern verirrt und weiß nicht Weg noch Steg. Möcht es Euch gefallen, mich für heut nacht aufzunehmen, ich wollt Euch wohl lohnen." — „Ei, mein Freund," sprach die Pförtnerin, „man beherbergt hier nicht, das ist ein Kloster von Nonnen, die hier eingeschlossen sind, und kein Mann hat hier Zutritt. Und wenn Ihr tausend Taler gebt, dürft Ihr doch nicht hier schlafen." Als Anthoine diese Antwort bekam, ward er sehr betroffen, denn er wußte nicht, wohin er sonst gehen sollte. Zudem aber sah er die hübsche Pförtnerin und da wollte er erst recht nicht fort.

Also fing er wieder an: „Dame, möge es Euch doch gefallen, mich für diese eine Nacht um gut bar Geld zu beherbergen." — „Ei! ich bin keine Dame und habe hier keine Macht, ich bin nur die Pförtnerin." — „Wie, bestellt man so schöne Damen wie Euch zur Pförtnerin?" — „O, Ihr verspottet mich, Herr! Wahrhaftig, ich bin nicht wert, die Dienerin der Frau Äbtissin zu sein, inbetreff der Schönheit." Da bekam Anthoine noch mehr Verlangen als vorher, hier zu übernachten, da er von der großen Schön-

heit der Äbtissin hörte und er sprach: „Frau Pförtnerin, mög es Euch gefallen, der Frau Äbtissin zu melden, daß an der Pforte ein armer Edelmann steht, der sich verirrt hat und nicht weiß, wohin er sich wenden soll, und daß es ihr gefallen möge, mich für eine Nacht aufzunehmen, um gut bar Geld. Ich will Euch zehn Taler für den Gang geben."

Da ging die Pförtnerin vergnügt zur Äbtissin, und als diese hörte, daß er der Pförtnerin zehn Taler gegeben habe, merkte sie, daß es wohl ein Edelmann sein müsse, ließ ihn eintreten und gut aufnehmen, und das Pferd in den Stall führen. Dann trat Anthoine in das Zimmer der Äbtissin, grüßte sie höflich wie es ihr gebührte, und sie erwiderte den Gruß. Darauf begann er von seinen Geschäften zu erzählen, daß er nach Lyon ziehe und wie er sich im Wald verirrt hätte. Nun, die Äbtissin nahm ihn freundlich auf und ließ ihn mit sich speisen, wobei von allerlei kurzweiligen Dingen geredet wurde. Aber immer hielt Anthoine die Augen auf die Äbtissin gerichtet, denn sie war vollendet schön. Nach dem Essen, da das Geschirr abgetragen worden, war vom Schlafengehen die Rede, aber Anthoine wollte nicht, sondern plauderte immer weiter mit der Dame, von Liebesgeschichten und ähnlichem, bis er schließlich Mut faßte und sprach: „Dame, ich kann es nicht länger zurückhalten. Möchte es Euch gefallen, mich ein wenig zu küssen und umarmen; ich will Euch auf der Stelle hundert Taler geben." — „Wie, Herr! Ihr wollt Klosterfrauen küssen?" — „O, Dame! ich wäre der glücklichste Mensch auf der Welt, wenn ich Eure Gnade besäße." — „Nun, ich sag Euch, Ihr habt sie ein wenig, aber nicht allzuviel." Da zog er seinen Beutel und zählte ihr hundert Taler auf. Dann küßte und umarmte er sie; aber das war ihm nicht genug, er wollte mehr haben.

Die Äbtissin nun sprach: „Herr, es ist Zeit, daß Ihr in Eure Kammer geht und schlaft." — „Wie? schlafen? es ist noch nicht Zeit, es ist noch nicht die Stunde!" — „So, aber ich



will schlafen gehn," sagte die Äbtissin. Da konnte Anthoine nicht mehr zurückhalten, immer wieder schaute er die Dame an, schließlich zog er den Beutel und sprach: „Dame, ich bitt Euch, laßt mich Euer Freund sein und mit Euch die Nacht schlafen. Hier habt Ihr noch vierhundert Taler." — „Wie, Herr! seid Ihr toll, daß Ihr mit mir schlafen wollt?" — „Meiner Treu! Dame, ich will Euch soviel erweisen als Ihr mir, ich bitt Euch, schiebt es nicht länger auf!" Und er küßte und umarmte sie, und die Dame küßte ihn auch, raffte das Geld an sich, und sie gingen miteinander zu Bett.

Also machte er seinen Einkauf und blieb volle acht Tage da, dann als die Frau Äbtissin sah, daß er's nicht mehr machen konnte, sagte sie zu ihm, er müsse fort, damit man nicht merke, daß ein Mann im Kloster sei. Also nahm er aufs höflichste Abschied von der Äbtissin und sagte ihr betrübt Lebewohl.

Als er nun draußen war, wußte er nicht, wohin er gehen sollte. Nach Lyon zu reiten hatte keinen Sinn, denn er hatte ja keinen roten Heller mehr. Also beschloß er zu seinem Vater zurückzukehren, und da er kam, nahm ihn sein Vater fröhlich auf und fragte, ob er tüchtig Waren eingekauft habe. Er bejahte, er habe all sein Geld ausgegeben und noch mehr und die Ware würde bald nachkommen. Ging einige Zeit vorüber, ohne daß die Ware ankam. Da erkundigte sich der Vater heimlich bei andern Kaufleuten, die in Lyon gewesen, aber nicht einer sagte: ich hab Euern Sohn gesehen. Da merkte er gleich, daß sein Geld verloren war, rief den Sohn zu sich und fragte, was er mit dem Geld gemacht hätte, und er solle die Wahrheit sagen, denn er wisse wohl, daß er nichts gekauft habe. Da war Anthoine sehr verdutzt und wußte nicht, was reden, denn er sah wohl, daß er überführt war und mit der Wahrheit herausrücken müsse. Also sprach er zu seinem Vater, er möge verzeihen, er habe das Geld verspielt. — „O, du arger

Schelm! Vermaledeiter! hast du all mein Geld verspielt? Ich schwör dir, es soll dich gereuen!" Also war der Vater seinem Sohn lange gram.

Nun geschah's nach einiger Zeit, daß Jahrmarkt war in Lyon, da rief er Anthoine zu sich und sprach: „Komm her, du nichtsnutziger Galgenstrick, du Taugenichts! Ich will es noch einmal mit dir versuchen. Hier! da hast du nochmals fünfhundert Taler, aber merk dir auch dies: Komm mir nicht heim und laß dich nie mehr vor mir blicken, wenn du nicht tüchtig Waren heimbringst." — Also nahm Anthoine die fünfhundert Taler, stieg zu Pferd und ritt auf der großen Straße nach Lyon, bis er an den Weg kam, der seitab zum Kloster führte, und er wußte nicht, sollte er hin oder nicht. Wie er so überlegte und immerfort bedachte, welchen Weg er einschlagen sollte, sah er einen großen Mann auf sich zukommen, in Einsiedlertracht, mit langem Bart und schneeweißen Haaren. Der trat vor ihn hin und sprach: „Gott behüte dich, mein Sohn." — „Ehrwürdiger Vater, Gott schenk Euch ein langes Leben." — „Wohin gehst du, mein lieber Sohn?" — „Ich schwör' Euch, ich weiß nicht, welche Richtung ich einschlagen soll." — „Ich kenne dein Verlangen," sprach der Einsiedler, „du möchtest ein wenig nach der Äbtissin sehen. Da ich dich von Herzen lieb habe, will ich dir ein schönes Geschenk machen." Darob war Anthoine ganz verdutzt und wußte nicht, was er davon halten sollte. „Sieh Anthoine, hier gebe ich dir einen Zauberring, damit kannst du leicht die fünfhundert Taler wiedergewinnen, die du der Äbtissin gegeben, wenn du ein wenig Witz hast. Dieser Zauberring hat die Eigenschaft, daß wenn ihn einer am Finger trägt und schlägt ein Kreuz, so wächst ihm das Glied um einen halben Fuß. Nimm ihn hin." — „Ich dank Euch von Herzen, ehrwürdiger Vater," sagte Anthoine, „und ich weiß nicht, wie ich Euch das lohnen könnte. Aber, beliebt es Euch, so sagt

mir doch, wenn das Glied so groß ist, kann man's auch wieder verkleinern?" — „Ei, jawohl!" sagte der Einsiedler, „man muß nur das Kreuzeszeichen rückwärts machen." — Also nahm Anthoine Urlaub von dem Einsiedler und dankte ihm für den großen Dienst, den er ihm erwiesen.

Alsdann schlug er den Weg zum Kloster ein und kam bald angeritten. Kaum sah ihn die Pförtnerin, so machte sie auf, empfing ihn fröhlich und fragte, wie er sich befinde. Der sprach, es gehe ihm gut, und fragte nach der Gesundheit der Frau Äbtissin. Sie sagte: gut. Und alsbald ging er zu ihr, und fand fröhlichen Empfang und herzlichen Willkomm. „Ich dank Euch, Dame, wißt, daß ich nur aus Liebe zu Euch gekommen bin. Und ich habe wieder fünfhundert Taler bei mir und trage das allergrößte Verlangen, wieder mit Euch zu schlafen. Aber ich muß mein Vergnügen eine ganze Nacht lang haben und Ihr sollt mich die ganze Nacht aushalten, so will ich Euch die fünfhundert Taler geben, sonst aber nicht." — „Ei, ich schwör Euch, ich bin's zufrieden, und noch mehr, wenn ich Euch nicht aushalten kann, so geb ich Euch die fünfhundert Taler zurück, die Ihr mir schon gegeben habt." — „Meiner Treu, das ist mir recht," sprach Anthoine, zog den Beutel und zeigte ihr die Taler, dann holte sie die andern und tat alle zusammen.

Alsdann speisten sie zu Nacht, plauderten nachher ein wenig und gingen dann zu Bett. Der Gesell, der frisch bei Kräften war, brach auf den ersten Anhieb drei Lanzen mit seinem Glied, das gut einen halben Fuß maß. Dann steckte er den Ring an den Finger und schlug ein Kreuz, da ward es einen halben Fuß länger. Also begann er das Ringelstechen zum viertenmal und die Äbtissin empfand es sehr angenehm. Aber das verging ihr bald, denn er schlug abermals ein Kreuz, also daß es die arme Äbtissin nicht mehr aushielt, sondern laut schreiend aus dem Bett sprang, ihn im Stich ließ und ihm die tausend Taler gab. Und sie verwunderte sich, wo zum Teufel

er dies Werkzeug aufgefischt hätte, das er doch vorher nicht hatte, und er wollte ihr's immer noch besorgen, sie aber litt nicht, daß er sie anrührte, und so verging die Nacht, und am Morgen erhob sich der Gesell, nahm Urlaub von der Frau Äbtissin und ging mit seinen tausend Talern. Er schlug wieder die Straße nach Lyon ein und da fand er am Weg einen gar schönen Quell, an dem stieg er ab, um sich zu erfrischen, wusch sich und legte dabei den Ring auf einen Stein am Rande hin. Alsdann, wie er fertig war, saß er wieder auf und ritt weg und vergaß den Ring; und ritt auf Lyon zu.

Nun wißt, daß bald darauf ein Bischof mit seinem Gefolge dort vorbeiritt. Der sah den Ring, hob ihn auf und steckte ihn an den Finger, ohne viel zu überlegen, denn er war unansehnlich, und jener kannte ja seine Kraft nicht. Da sich nun der Bischof ein wenig erfrischt hatte, bestieg er wieder sein Maultier und ritt weiter.

Nun wißt, dieser Bischof zog nach einer kleinen Stadt in der Auvergne, um seinen Einzug zu halten, denn er war dort Bischof, und alles erwartete seine Ankunft. Da er nun in die Vororte einritt, kamen ihm die Stadtherren entgegen, und er begann sie zu segnen mit dem Kreuzeszeichen, wie es Brauch ist, und sein Glied wuchs je um einen halben Fuß. Da er nun durchs Tor kam, lag alles auf den Knien, um den Segen zu empfangen, er machte das Zeichen und jedesmal wuchs sein Glied, also daß es zwischen den Ohren des Maultieres hervorschaute, ihm und seinen Leuten zum Schimpf, die sich nicht Rat wußten. Endlich, da man an der Kirche angelangt war, ließ er sich zornig und traurig über sein Unglück in seine Wohnung tragen, und dort begann er, Gott und die Jungfrau anzurufen und bekreuzigte sich fortwährend und immer wieder wuchs das Glied, bis er es nicht mehr in der Stube halten konnte.

Die Stadtherren kamen, nach ihm zu sehen, und alle



Welt war höchlich erstaunt über den Fall, die ganze Stadt erfuhr es und von da verbreitete sich das Gerücht in die Umgegend, bis es schließlich nach Lyon und Anthoine zu Ohren drang. Der merkte gleich, daß der Bischof seinen Ring gefunden habe, und erkundigte sich, wo jener Bischof sich befinde. Alsdann stieg er sofort zu Pferd und hielt auf jene Stadt zu, und da er angekommen, ließ er Flugblätter verbreiten, die besagten, es sei ein Arzt angekommen, der alle Krankheiten heile und noch einige andere. Kaum erfuhr dies der Bischof, so ließ er ihn zu sich bescheiden, ob er vielleicht etwas auszurichten vermöchte.

Der Arzt kam, betrachtete das Glied, das mehr als zehn Ellen lang war, dann jenes Hände und entdeckte gleich seinen Ring, ließ sich's aber nicht merken. Da man ihn nun fragte, ob er dem Bischof von diesem großen Glied verhelfen könne, sprach er ja, aber man müsse ihn gut bezahlen. — „Ach, Meister, vom Bezahlen ist nicht die Rede," sprach der Bischof, „Ihr sollt haben, soviel Ihr wollt, seien es auch zehntausend Taler." — „Schön," sagte der Arzt, „ich schwör Euch, ehe noch vierzehn Tage um sind, werde ich Euer Glied wieder klein machen. Aber zunächst müßt Ihr mir alle Ringe geben, die Ihr an den Händen tragt." Der gab sie sogleich; dann ließ er ihn irgend ein Gebräu trinken und bekreuzigte ihn rückwärts. Und für diesen Tag, zum Anfang, machte er das Glied um einen Fuß kürzer, worüber alle sehr froh waren. Er hätte es wohl an einem Tag verkleinern können, wollte aber nicht, und so fuhr er damit fort, während vierzehn Tagen, bis jener nur noch ein ganz kleines hatte.

Darüber war der Bischof hoch erfreut, und hernach lohnte er ihm reichlich und gab ihm viertausend Taler, womit Anthoine vergnügt nach Lyon zog und dort lustig lebte mit guten Gesellen und wackeren Damen, denen er es mit seinem Glied besorgte, womit sie sehr zufrieden waren. Und

er brachte viel Geld zusammen und, da er mehr als ein halb Jahr in Lyon gewesen war, kaufte er tüchtig Ware ein und sandte sie seinem Vater. Der war nicht wenig erstaunt, da er sah, daß er so wohl gelernt hatte, und tadelte ihn nicht mehr.

Aber dergleichen Abenteuer begegnen nicht jedermann.

34. Von zwei Teppichwirkern, deren einer seine Frau schlug, die entfloh und beim andern schlief, der's ihr zweimal besorgte, wovon seine Frau erwachte und sie heftiglich schlug.

In der Touraine geschah es unlängst, da lebten zwei Teppichwirker nebeneinander als Nachbarn und gute Freunde. Und es verhielt sich so, daß sie öfters zusammen den Tag über bei einem andern Meister arbeiteten, wie das oft vorkommt. Und wißt, der eine hieß Jehan, der andere Guillaume. Nun geschah es eines Abends, da Jehan sich schlafen legte, daß er etwas sagte, was seine Frau ärgerte, sie geriet in Zorn und es hagelte Hiebe auf die arme Frau. Sie schrie: „Laß mich, du Lump! du Bösewicht! du Taugenichts! so oft du von deinen Huren und Dirnen kommst, haust du mich, Vermaledeiter!"

Da sich Jehan also benennen hörte, packte er einen Prügel von dritthalb Fuß Länge, der schon öfters dazu gedient hatte, und begann auf seine Frau loszudreschen und sie entfloh vor seiner Wut und eilte zu seinem Nachbar Guillaume. Und begann ihm ihr Leid zu klagen und bat, man möge sie diese Nacht beherbergen bis zum Morgen, wann der Zorn ihrem Mann verraucht wäre. Guillaume und seine Frauen waren's zufrieden.

Aber wisset, Guillaume war keiner von den reichsten und besaß nur ein Bett, in dem sie also zu dritt schlafen

mußten. Das taten sie und Guillaume schlief vorn, seine Frau in der Mitte und die Frau Jehans ganz hinten, und so verbrachten sie einen Teil der Nacht, bis nach Mitternacht etwa. Denn die Frau Jehans schlief nicht, sondern sie hatte wohl bemerkt, wo sich Guillaume hingelegt hatte, stand sachte auf und legte sich neben ihn. Begann dann an ihm herumzutasten und zu greifen, bis Guillaume erwachte und ihr an den Brüsten und der Fud herumfingerte. Und er merkte bald, daß es nicht seine Frau wäre, meinte aber, diese da möchte die Hantierung besser verstehen als die seine. Stieg also auf, um es genauer zu erproben, und tat einen guten Stoß, ohne daß seine Frau es merkte, denn die schlief fest, und Guillaume besorgte es tüchtig. Dann schlief er wieder ein, aber um zwei Uhr nach Mitternacht hob die Frau Jehans wiederum an, Guillaume anzugreifen, und Guillaume stieg wieder auf.

So besorgten sie's einander wacker, aber die Frau Guillaumes hörte Geräusch, erwachte, tastete um sich und merkte, daß ihr Mann seine Nachbarin bis an den Bauch aufgespießt hatte. — „Ho, zum Teufel, ich bin verraten! Ho, gnad euch Gott, das geht nicht so weiter!" Schnell erhob sie sich und zündete eine Kerze an, und da dies der arme Guillaume sah, sprang er eilig aus dem Bett und die Frau Jehans blieb verdutzt liegen und vermochte kein Wort zu reden. Die Frau Guillaumes fand nichts, um sie zu schlagen, da packte sie schnell den Pisstopf, der halb voll war, und schlug ihr den ins Gesicht, also daß der irdene Topf ganz und gar zerbrach und riß ihr noch mit dem Henkel das ganze Gesicht blutig. „Ha, du niederträchtige Hure!" rief sie, „ist das der Dank, daß ich dich aufgenommen und vor Schlägen bewahrt habe, willst du mir so lohnen?"

Und sie begann wieder mit dem Henkel draufzuschlagen, also daß es den armen Guillaume erbarmte und er sie auseinander brachte. „Liebe!" sprach er zu seiner Frau, „erzürn

dich nicht, ich schwöre dir, ich meinte, du wärst es selbst. Nimm mir's nicht übel." Also besänftigte sich seine Frau ein wenig und schenkte ihrem Manne Glauben, aber der andern rief sie wieder zu: „Elende, warum kamst du herüber, dir's von meinem Manne besorgen zu lassen?" — Also sprach die Frau Jehans, sie möge ihr verzeihen, sie habe es ohne zu denken getan und gemeint, sie wäre zu Haus und ihr Mann nehme sie vor zur Versöhnung. Und wirklich glaubte ihr die andere ein wenig, und sie versöhnten sich und verbrachten den Rest der Nacht.

Am Morgen zur gewohnten Stunde ging Guillaume zur Arbeit bei dem Meister und traf Jehan schon vor. Nun wißt, die Frau Jehans nahm von ihrer Wirtin Abschied und bedankte sich höflich, aus Angst verraten zu werden, und kehrte in ihr Haus zurück, sehr betrübt über ihr zerschundenes Gesicht. Sie betrachtete sich in einem Spiegel und war gar nicht schön. Also ging sie weg und zu ihrem Mann, da wo er arbeitete.

Da er sie also verwundet sah, ward er sehr erstaunt und fragte: „He Frau, wer hat Euch so verwundet? Als ich Euch gestern abend schlug, tat ich's nicht." — „Sankt Jehan! nein, das hat die Frau dieses bösen Guillaume getan, der da neben Euch sitzt, die hat mich so zugerichtet." — „Meiner Seel," sprach Jehan zu Guillaume, „das ist nicht wohlgetan!" — „Ei, mein Freund," sprach seine Frau, „er hat beim Henker noch viel schlimmeres getan!" — „Wie? was?" — „Meiner Seel," sagte sie, „dieser Bösewicht da hat mich zweimal gevögelt, als ich in ihrem Bett lag." — „Ei, zum Henker!" sprach Jehan, „das ist übel getan!"

„Bei Gott," sprach Guillaume, „Ihr habt gelogen, denn Ihr habt nicht geschlafen. Ich werde die Wahrheit sagen, wie es sich gehört, hier gerade vor Euerm Mann. Denn Ihr seid neben meiner Frau aufgestanden und habt Euch neben mich gelegt. Dann habt Ihr mir am Bauch herumgetastet und den Schwanz

gekitzelt, bis er aufrecht stand, und da bin ich Euch auf den Bauch gestiegen, aber im guten Glauben, denn ich vermeinte, es wäre meine Frau. So ist's gegangen," sprach Guillaume. Da war Jehan arg erstaunt und wollte seine Frau wiederum hauen, aber die entfloh. Und die Männer versöhnten sich, gingen und tranken eins auf die Versöhnung.

Denn eine gute Versöhnung taugt mehr als einander totschlagen.

35. Von einem Kaufmann, der seiner Wirtin hundert Taler gab, um bei ihr zu liegen, und alsdann gereute es ihn und er sprach, er halte sich an die Suppe, und wolle kein Fleisch für sein Geld.

Um unsern Bericht fortzusetzen, so sag ich euch für wahrhaftig, daß ein junger Kaufmann von Paris, der nach Lyon reiste zum Jahrmarkt, Geschäfte halber, dort eines Abends eintraf und in einer Herberge einkehrte, allwo eine gar wunderschöne Wirtin war, und überdies der Wirt abwesend. Der Kaufmann betrachtete seine Wirtin beim Abendessen mit ihr immerfort und betrachtete und beäugelte sie soviel, daß er sich verliebte. Nach dem Essen plauderten sie miteinander von allerlei Dingen und immerzu betrachtete er sie, bis er es wagte, ihr einen Teil seiner Gedanken zu gestehen und sprach, er wolle sich's hundert Taler kosten lassen und eine Nacht bei ihr schlafen. Als ihn die Dame von hundert Talern reden hörte, da erwiderte sie nicht faul: „Ei, Herr! wenn ihr Männer euer Vergnügen gefunden habt bei irgend einer ehrbaren Dame, dann macht ihr euch über sie lustig, sagt es weiter und gebt ihnen nichts, wenn ihr sie nicht gar noch betrügt. Darum will es keine ehrbare Dame wagen, euch einen Dienst zu erweisen."

„Ei, sagt Ihr das mir?" sprach der Kaufmann. „Ich

schwör Euch, meiner Seel, daß ich mich nie über eine Dame lustig mache, wer es auch sei, und wenn Ihr glaubt, ich spotte Euer, so will ich Euch das Gegenteil beweisen." Zog seinen Beutel, zählte ihr hundert Taler auf und sprach: „Hier! Heißt das verspotten? Hier geb ich Euch hundert Taler, um mit Euch diese Nacht zu schlafen." Als die Dame die Taler sah, raffte sie diese an sich, schloß sie in ihren Kasten ein und sprach fröhlich: „Einverstanden, Herr! Seid mir willkommen!" Da war der Kaufmann sehr fröhlich, daß ihm seine Forderung bewilligt ward. Die Dame ließ das Bett zurecht machen und der Kaufmann ging und schaute nach seinem Pferd. Inzwischen aber überlegte er, wie sich ihm die Dame so schnell gegeben habe, und dachte, sie müsse es auch mit andern schon gemacht haben. Dann taten ihm auch seine hundert Taler leid, die er so schnell weggegeben hatte, es reute ihn bitter, und er hätte sie gern wieder zurückgezogen, ob sie auch schon weggegeben waren.

Nun kam die Dame zu dem Kaufmann und sprach: „Wenn es Euch beliebt, Herr, wollen wir uns niederlegen, das Bett ist bereit." Also gingen sie in die Kammer, um sich hinzulegen; immerfort dachte der Kaufmann an seine Taler und trauerte ihnen nach. Da sprach er zu der Dame: „Laßt einen Becken bringen, um Wasser abzuschlagen." Es geschah sogleich. Nun wollte die Dame den Kaufmann ins Bett steigen lassen, aber er ließ sie vor, dann nahm er das Becken, hob es ihr hin und sprach: „Habt Ihr Lust zu pissen, Dame? Hier ist das Becken." Sie erwiderte: „Ich habe keine große Lust." Aber er bat sie dringend, also daß sie hineinpißte. Dann stellte es der Kaufmann auf die Bank, und beim Auskleiden dachte er fortwährend an die hundert Taler und überlegte, ob er Mittel fände, sie wieder zu gewinnen.

Da er sich nun entkleidet hatte, nahm er sein Glied und begann, es in dem Becken zu waschen, naß zu machen und



zu waschen. Die Dame erwartete ihn ganz nackt im Bett, nun schaute sie, was er mache und sagte, er möge sich zu ihr legen, und da sie ihn sich also waschen sah, fragte sie: „He, mein Freund, was macht Ihr da, warum legt Ihr Euch nicht zu mir?“ — „Bei Gott,“ sprach der Kaufmann, „ich halte mich an Eure Suppe und verzichte auf Euer Fleisch, das ist mir zu teuer. Um den Preis werd ich nicht mit Euch schlafen, das schwör ich Euch.“ — „Wie? wollt Ihr mich verhöhnen?“ — „Nein, aber ich will meine Taler wieder.“ — „Herr, kommt, legt Euch zu mir. Ich will Euch die Hälfte wiedergeben.“ — „Nein, meiner Treu, ich tu's nicht, ich will sie alle wieder.“

Da war die Dame sehr betrübt, stand weinend auf und sprach: „Ach, ich unglückliche Frau! Nun hab ich Euch Euer Vergnügen zugestanden und jetzt verhöhnt Ihr mich. Hier habt Ihr Eure hundert Taler wieder, jammert nicht länger darum. Aber dies eine bitt ich Euch. Sagt keinem Menschen auf der Welt, was wir miteinander geredet haben.“ — „Meiner Treu, ich werd es nicht zweien auf einmal sagen, außer wenn ich vier beisammen finde.“ — „Wie? Ihr wollt mich so entehren?“ — „Nein, mein Schatz!“ sprach der Kaufmann, „kommt, wir wollen uns zu Bett legen, dann versprech ich Euch, es niemand zu erzählen.“ — Die Dame sah, daß es um ihre Ehre ging, und willigte ein. So legten sie sich zusammen, und der Kaufmann schlief nun ruhiger, da er seine hundert Taler hatte, und so geschah ihr Übereinkommen.

VI. AUS DEN CONTES ET DISCOURS D'EUTRAPEL VON NOEL DU FAIL.

36. Von einer Dame und einem Gärtner, der ihre Tür offen fand.

In Turin, damals als der gute Fürst von Melfi dort Königsleutnant war, geschah einer Dame dieses. Sie schlief eines Nachmittags in einem Sessel, halb kriegerisch, halb friedlich, will sagen, sie war sehr weit zurückgelehnt und ihre Füße standen auf zwei hohen Schemeln, also daß ihr Paradiesgärtlein sichtbar war (die große Jeanne de l'Eschiquier in Alençon pflegte von ihrem Oval zu sprechen). Unversehens trat der Gärtner ein, um seine Herrin zu fragen, in welches Gartenbeet er den Kohl pflanzen solle, und da er das Türlein so einladend offen stehn sah in dieser heißen Zeit, so brachte er sein Eisen langsam sachte unter. Die Dame fühlte, wie das Werkzeug an ihre Kniehosen stieß und den Schornstein fegte; sie erwachte und rief: „Wer hat dir erlaubt, mein Zimmer zu betreten, du Tölpel!" Der arme Gärtner, der gerade dabei war, sein Korn in diese fruchtbare Erde fallen zu lassen, wollte den Rückzug antreten. Aber die Dame sprach: „Das hab' ich nicht gesagt. Aber ich will wissen, warum hast du mein Zimmer betreten?" Inzwischen besorgte es die Natur, die nicht müßig blieb, und entlud auf allen Punkten ihre Artillerie gegen dies reizende Bollwerk. — Wer weiß welch großer Herr aus dieser verstohlenen Zusammenkunft hervorging.

37. Der Herr du Plessis, von seiner Frau abgewiesen, besteigt ihre Zofe, und wie er von ihr abgeworfen wurde.

Der Herr du Plessis plauderte eines Tags mit einer Dame, mit der er, da beide witzige Köpfe waren, in stetem Wortgefecht lag. Sie machte ihm Vorwürfe, da sie gehört hatte (ohne sich weiter zu erkundigen),



daß er Abwechslung liebe und von seiner Gattin weg kleine Seitensprünge mache. Und diese in ihrer Einfalt sollte ihn noch gepflegt und ihm die Wunde verbunden haben, die er sich geholt, als er von einer ihrer Kammerjungfern zurückgekommen sei. „Ich schwör Euch auf Ehre," sagte sie mit zürnender Miene, „wärt Ihr mein Gatte, Ihr wäret anders kuriert worden." Eine alte Kammerfrau meinte, hätte ihr seliger Gemahl („ach der gute! ich konnte ihn nach meiner Pfeife tanzen lassen, wie es mir paßte") sich dergleichen unterstanden, es wäre ihm nicht gut ergangen. Ebenso äußerten sich alle anwesenden Frauen, die nach Weiberart auf die erste beste Klatscherei hin alles, wahr oder falsch, für bare Münze hinnehmen.

„Ich bitte Sie," sagte du Plessis, „um ein Weilchen Gehör, ehe Sie mir den Prozeß machen, den Sie eröffnet haben, ohne mir zu meiner Verteidigung und Rechtfertigung Zeit zu lassen. Ihr Frauen, nehmen Sie mir's nicht übel, seid sehr geneigt, die ersten Eindrücke auf euch wirken zu lassen, und was ihr einmal glaubt, falsch oder wahr, das geht euch nur schwer aus den Köpfen." Die ganze Gesellschaft hob an, ihn laut zu schmälen, man habe genug, man wolle nichts mehr hören. Doch jene zuerst erwähnte Dame sagte zu du Plessis, wenn sie so im Bausch und Bogen nach der Aufschrift den Inhalt beurteilten, so folgten sie hierin nur den Männern, die sie, ohne auf sie zu hören oder sie vorzuladen, durch die Bank durchhechelten. Das wolle sie jedoch nicht tun, sondern ihn gnädig anhören. Aber er müsse die reine Wahrheit sagen und dürfe nichts unterwegs lassen. Man werde ihn hernach lehren, wie er seinen ehelichen Pflichten nachzukommen und seine Pflichtvergessenheit zu sühnen habe.

„Nun denn," sagte du Plessis, als er sich sicher sah, „spitzt alle eure Ohren. Leise, leise! Meine bessere Hälfte hörte, wie ich in den wunderbaren Geschichten des Gaudentius Merula die Stelle las, wo er berichtet, eine wackere Mailänderin habe

ihn gelehrt (denn die Ärzte verständen davon nichts), daß um Kinder zu erzeugen, der Gatte abends um acht Uhr nach dem Essen sich zu Bett legen müsse, und die Frau bald darauf. Er solle sie an seinen gewärmten Platz legen und so zwischen den Laken liegend mit kleinen, festen Stößen vordringen; dann werde sich unschwer Rahm ansetzen, und nach gehöriger Zeit würden die Füßchen schon herauskommen.

Wir beschlossen das Rezept zu probieren. Aber da sie sich bei der Wäsche und dem Spinnrocken einige Zeit aufgehalten hatte, so fand sie mich schlafend. Als ich mich dann, um elf Uhr etwa, auf die andre Seite legte, erwachte ich, fand meinen Stecken steif geschwollen und wollte mein Geschäft verrichten. Allein sie maulte wie eine einäugige Katze, tat als ob sie schnarche und drehte sich mürrisch auf die andre Seite. Diese verdrießliche Miene mußte ich für Weigerung ansehen, und da sie wieder einschlief, erhob ich mich, zündete die Kerze an und trat leise in die Mägdekammer. In einem Bett sah ich eine kräftige Kammerjungfer aufgedeckt auf dem Rücken liegen (denn in der heißen Jahreszeit bewirkt oft ein niederträchtiger Floh, daß die jungen Mädchen im Schlaf das Bettzeug durcheinander werfen und hübsch ausgespreizt daliegen), sah zwei kurze, fleischige, feste Schenkel, einen hier, einen dort; ein Arm hing nachlässig halb herab, zwei Brüste hoben und senkten sich beim Atmen, die selbst einen reformierten Christen verführt hätten, und zu guter Letzt unter all diesen Schätzen ein Ding, so weislich gekraust und geschwellt . . .“

„Holla!“ sagte die Dame, „übergeht das!“ — „Wie?“ sagte du Plessis, „das ist doch der wichtigste Punkt meiner Verteidigung! Um alles zu sagen, wie ich zu Beginn versprochen habe, ich stieg aufs Bett, sachte, sachte, zitternd, schnaufend, in ganz kleinen Zügen; wie Maulwurfsfänger etwa, die auf einem Bein stehend ihre Beute erwarten. Und, um nicht zu lügen,

Madame, ich steckte ihr zwei Finger hinein. Das Mädchen schlief immer weiter, fictione poetica (Ihr versteht doch kein Latein?), und nochmals zwei Finger, und abermal und noch einmal." „Hoho!" sagte die Dame und wandte sich den andern zu, „das sind viele Finger." „Ich kann nicht helfen," sagte du Plessis. „Indessen streckte und reckte sich das Weibsbild unter der stoßenden Last, tat als ob sie nichts merkte, und drehte sich so ungestüm auf die andere Seite, daß sie mich aus dem Sattel und zum Bett hinauswarf, wo ich mir an einem Nagel meinen ganzen linken Arschbacken blutig riß. Meine gute Frau, nicht sehr ärgerlich (denn Schlaf schlägt jeden Zorn und Ärger nieder), eilt auf mein Schreien und Jammern schnell herbei. Ich beichte, bitte um Verzeihung, beteuere, verspreche („wird nicht lang anheben," warf eine Alte ein). Die Zofe, ebenfalls befragt, antwortet, sie habe nichts gesehen noch gehört, und wahrhaftig, sie wolle lieber ... hm!

‚Künftighin wird unsern Kammerjungfern anbefohlen, sich zuzudecken und ihre Bunze nicht offen liegen zu lassen! Hätt' ich kein Messer, so braucht ich auch keine Scheide dafür. Verwünscht sei die Katze, die nicht die Pfote in den Topf steckt, wenn der Deckel fehlt. Das heißt man einen Schelm in Versuchung führen. Würden die Männer nicht durch die Künste der gefallsüchtigen Törinnen verführt, so würden die Armen nie daran denken.'

‚Ich verzeih' Euch, mein Freund, aber tut es nicht wieder. Ich für mein Teil werde nie mehr den Starrkopf spielen und werde Euch auch niemals abfallen lassen,' erwiderte sie, und zur Versöhnung pflegte und heilte sie mich. Nun Madame, ist es nicht richtig, daß das Recht der Unterstützung bedarf? Ich war verloren, hätte ich nicht sprechen dürfen."

Bei all dem hörten die Alten doch nicht auf zu murren und zu brummeln. Und damit nicht von Mund zu Mund Schlechtigkeiten über ihn verbreitet würden, so sagte er, indem er auf-

brach: „Ihr Damen, wollt Ihr geliebt, gehätschelt und geherzt sein von Euren Gatten, mit ihnen umgehen, wie mit den Kohlköpfen in Euren Gärten; wollt Ihr sie vor Lastern und Schwächen behüten, glaubt mir, so macht ihnen stets ein freundliches und fröhliches Gesicht, versagt ihnen nicht vernünftige Wünsche, so geratet Ihr nie in Hader und Zank mit ihnen. Kümmert Euch nur um Eure Spinnrocken und das bißchen Haushalt, außer wenn Ihr zu besonderen Bürden gerufen werdet. Geschieht aber das Gegenteil, will die Henne ebenso hoch singen wie der Hahn, so gibt das ein ewiges Durcheinander und ein unglückliches Dasein, über dem Gott nimmer walten wird."

38. Von einem fruchtbaren Ehepaar, das Waffenstillstand vereinbarte und wie es den Vertrag brach.

Guillemin Colleaux und Jacquette Ollivaud, seine Frau, lebten in St. Laurentii Weinbergen bei Rennes, und waren so fleißige Arbeiter, daß sie in den vier Jahren, da sie ihren Grund und Boden bebauten, sieben Kinder bekommen hatten. So war ihr Same fruchtbar und es stimmte alles, nur daß sie infolge ihrer Armut sie nicht ernähren konnten. Darum taten sie ein Gelübde, einander nicht zu berühren noch miteinander zu schlafen bis über vier Jahre. So herrschte lange Zeit Waffenstillstand und Hahn-in-Ruh, sie lebten zusammen außer im Bett, so daß sie es schließlich ganz vergaßen. Denn wenn die Kuh nicht regelmäßig gemolken wird, so versiegt sie und gibt keine Milch mehr.

Eines Morgens aber, da es regnete und hagelte, mußte Guillemin, der zum Markt gehn wollte, um ein wenig Garn zu verkaufen, beschmutzt und patschnaß wieder umkehren, zündete sich, seinen Kittel zu trocknen, ein Feuer an und

stand zitternd und zusammengeduckt dabei. Jacquette, die mollig unter ihrem Federbett lag, sah das ganze Unglück und hörte ihren armen Guillemin auf den Tod erkältet schnauben und pusten, da sprach sie mitleidig, er möge sich neben ihr niederlegen und sich in ihrem Bett erwärmen. Wenn es vollends Tag wäre, wolle sie in den Wald gehen und etwas Holz lesen, um seine Kleider zu trocknen. Guillemin nahm den Vorschlag an, kroch bei seiner Frau unter und steckte sich tief unter die Decke, während sie ihn zudeckte, rieb und liebkoste. Aber — warum sollt' ich's verhehlen! — die Laken gerieten in Flammen, dann der Heuschober der Frau, und gegen ihre Abmachung und ihre Versprechungen (die gegen Brauch und Sitte verstießen) erhob sich zwischen ihnen ein so hitziges Gefecht und die Samenkörner wurden so reichlich ausgestreut (ich will hier nicht weiter von unserer Ärzte Meinung und der des Aristoteles reden), daß Jacquette weidlich genug bekam und mit vier hübschen, kleinen Knaben schwanger ging, die sie nach neun Monaten auf die Welt setzte. Und sie wurden getauft unter dem Jubel und der Freude der Pfarrkinder. Jeder gab und brachte Geschenke für diese berühmten Kindererzeuger, die es gleich dutzendweis machten; allwo es sich bewahrheitet: Zur Unzeit gespart bringt doppelte Kosten.

VII. AUS DEN COMPTES DU MONDE ADVENTUREUX.

39. Der betrogne Betrüger.

In der reichen Stadt Lyon wohnte ein Kaufherr, der ordentlicher bei seinem Handel war als bei seinen Liebschaften, und da er durch seinen Kredit eine große Handelschaft hatte, brachte ihm einer seiner Genossen seinen Sohn in die Lehre im Alter von 18 bis 20 Jahren; die Sache wurde abgemacht, er sollte ihn zwei Jahre im Hause behalten und ihn in die Handelschaft einführen und dafür die Summe von vierzig Goldstücken erhalten. Der Kaufmann heiratete (es waren kaum sechs Monate vergangen) eine junge Lyoneserin aus reichem Haus, die dazu recht schön war, und wie es kommt, daß eine junge Frau die Listen der Ehe noch nicht kennt, nimmt sie eine Dienerin in ihrem Alter, ohne den Gelüsten zu mißtrauen, die darauf oft die Gatten überkommen. Das tut also die junge Dame, und ihrem wohlgenährten Gatten paßt es und er verliebt sich in das junge, appetitliche, feiste Kammermädchen und er verfolgte sie so heftig mit schönen Worten und Versprechungen, daß das Mädchen, indem sie entweder ihrer Herrin eine Annehmlichkeit zu erweisen glaubte, daß sie dem Befehl des Herrn gehorchte, oder daß sie das Ding', womit die Mädchen zu Frauen werden, noch nicht experimentiert hatte, nicht lange brauchte, bis sie dem Herrn die Bitte gewährte, der über eine so freundliche Zusage höchlich zufrieden war. Es blieb nur noch übrig, auf das Mittel der Vereinigung zu denken, das so sein sollte, daß er in der folgenden Nacht bei ihr schlafen wollte, und sie sollte außer dem Lohn noch ein Korsett aus dem feinsten Tuch im Laden erhalten. Das Mädchen (ebenso sehr wegen des Vergnügens, das sie erwartete, wie wegen des Korsetts) war es zufrieden. Wie nun der Kaufherr sah, daß sein Unter-

nehmen nach der Absicht seines Herzens gelingen sollte, und wie er einerseits in banger Erwartung brannte, andrerseits fürchtete, von seiner Frau entdeckt zu werden, kann er in seinem Kopf kein andres Mittel finden, als seinen Lehrling ins Geheimnis zu ziehen. Er vertraute auf seine dumme Jugend und auf seine anscheinende Torheit und sagte zu ihm: „Höre, ich habe eine wichtige Sache zu tun, bei der ich in dieser Nacht um meiner Handelschaft willen sein muß, und wenn ich nicht hinginge, könnte ich großen Schaden erleiden, weil aber deine Herrin (denn sie würde fürchten, es könnte mir etwas Ärgerliches zustoßen) mir keinen Urlaub geben würde, da sie ja jung ist und furchtsam, und in der Nacht nicht allein schlafen kann, so bitt ich dich um das: ich habe dich als treu erkannt, gewissermaßen in ihrem Alter, und du willst mir treu dienen um der Ehre deiner Verwandten willen, die dich mir empfohlen haben, ich werde ihr also gar nichts sagen, du sollst dich nur, zu ihrer Sicherheit, sogleich nachdem sie sich niedergelegt hat und eingeschlafen ist, an meinen Platz legen, aber hüte dich, zu reden oder dich nur im geringsten zu bewegen, damit sie dich nicht erkennt, denn dann wärst du verloren. Der Tölpel von Lehrling, der an eine solche Schlafgenossenschaft noch in keiner Weise gewöhnt war, weinte darüber, daß er so etwas besorgen sollte. Da er jedoch von seinem Vater den ausdrücklichen Befehl erhalten hatte, seinem Herrn in allem und jedem zu gehorchen, wagte er keinen Widerspruch, aus Furcht, der Herr möchte sich bei seinem Vater über ihn beklagen, und also legte er sich am Abend zur bestimmten Stunde zitternd vor Entsetzen zu der Dame. Der Gatte seinerseits (der seinen Hinterhalt gut gedeckt zu haben glaubte) suchte herzensfröhlich seine Handelschaft nicht weiter als im Bett seines Kammermädchens, bei der er, wie Eingeweihten solcher Freuden bekannt ist, aufs beste empfangen und bewirtet wurde. Der Lehrling, der beim ersten Hineinlegen

sowohl vor Kälte, wie vor Furcht zitterte, spürte die Wärme des Bettes und des Weibes und fing an, ein wenig sicherer zu werden. Die Dame bekam mitten im Schlafe Lust, ihren Gatten zu genießen, und rückte näher an ihn heran und glaubte, es sei der, von dem sie nach Gott Befriedigung verlangen konnte. Der junge Bursch spürte ihre Annäherung und rückte nach dem Befehl seines Herrn von ihr ab, aber je mehr er wich, desto mehr drückte die Dame ihren Schenkel an den seinigen, so daß er sich endlich auf dem Bettrand befand und nicht weiter rücken konnte, wenn er nicht hinausfallen wollte. So verharrte er denn eine Weile, von Leidenschaft bedrängt, bis eine ihm ganz ungewohnte Hitze ein solches Fieber in ihm hervorrief, daß er den Befehl seines Herrn vergaß, und sich so richtig rührte, daß er von der Herrin für ihren Gatten genommen wurde: und der Lehrling machte sich so gut zum Meister, daß sie bei der trefflichen gegenseitigen Traktierung nicht die geringste Lust ankam, ein Wort zu reden. Erstaunt darüber, eine so neue Arbeit vollbracht zu haben, vergaß er nicht, sich frühzeitig zu erheben, weil er auch fürchtete, erkannt zu werden, und begab sich ganz fröhlich in den Laden, ohne sich der Gunst zu rühmen, die er von der Dame empfangen. Diese aber geht am Morgen auf den Markt zum Einkaufen, und wie sie wieder nach Hause kommt, trifft sie auf ihren Gemahl im Laden, und wie er sieht, daß sie einen fetten Kapaun hat, frägt er sie, ob einer ihrer Verwandten zu Tisch käme. Die Dame antwortete ihm im Weitergehen: Nein! Der Gatte, der nicht gewöhnt war, sonst so nobel zu speisen, war mit einer solchen Antwort nicht zufrieden, und folgte ihr fragend. Die Frau schüttelte den Kopf und antwortete, es ist schon ein Kapaun, mir scheint, du solltest dich nicht so geziert stellen, du hast ihn nämlich wohl verdient; heut nacht, wo du von dem andern Wildpret gegessen hast, da warst du schon wild. Bei dem Worte ‚wild' war der Gatte sehr betroffen über

seine Hörnerkrone, er erkannte seine offenbare Torheit, und holt sich in dieser großen Wut, ohne mehr von dem Kapaun zu reden, den jungen Burschen, der vor den argen Drohungen, aus Furcht vor der Wut und der Gewaltsamkeit seines Herrn das Quartier verläßt und zu seinem Vater flüchtet, der ihn streng empfängt und ihm sagt, er sei ein verlorenes Kind, das nichts tauge, und das nur aus der Lehre laufen wollte. Der arme Bursche war so überall weggejagt und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, zu seinem Meister wagte er nicht zurückzukehren, so ging er durch die Stadt, um einen Ort zu suchen, an dem er sich verstecken konnte, aber wie der Vater seinen Geschäften nachgeht, trifft er ihn und sieht, daß sein Sohn ein so furchtsames und klägliches Gesicht macht, daß ihm plötzlich die Meinung ankam, er habe seinem Herrn etwas gestohlen, darüber wollte er nun die Wahrheit wissen und führte ihn ins Haus, wo er ihn mit Liebe und Strenge dazu brachte, recht erbarmungswürdig die Wahrheit des ersten Versuches seiner Jugend zu erzählen, und daß ihn der Meister gezwungen hatte, bei der Dame zu schlafen, worüber er nachher so zornig gegen ihn geworden sei, daß er ihn habe töten wollen. Sobald der Vater den guten Streich, den die Torheit des Kaufmanns herbeigeführt, vernommen hatte, beruhigte er sich und suchte ihn ehestens in seinem Haus auf, begrüßt ihn und fragt ihn, ob ihn sein Sohn bestohlen hätte, da er ihn davongejagt wie einen Dieb. Und wenn sich das so verhielte, würde er ihn exemplarisch schlimm bestrafen, und Unrecht und Diebstahl sollten mehr als gesühnt werden. Darauf antwortete ihm der Meister, dem der Kopf noch ganz wirr war von der verflossenen Betrügerei: Nein! Aber er sei ein schlechter Bursch und ein Zieraff, den er nie wieder in Dienst haben wolle. Also (sagte der Vater) müßt Ihr mir den Überschuß von meinen 40 Talern wiedererstatten und die Zeit bezahlen, die ihr ihn gehabt habt und die er Euch gedient hat. Der Kaufmann ärgerte

sich darüber maßlos, daß ihm die Dienstleistung eine so üble Sache zugezogen, er dachte an nichts als zu klagen und zu wüten, daß sie in solche Streitigkeiten kamen, daß der Vater, böse über die Weigerung, den Kaufmann vor den Stadtrichter holen hieß, um den Rest seines Geldes bezahlt zu bekommen. Der Prozeß hatte zur Folge, daß der Lehrling verhört, die Tat entdeckt, und der arme Meister der Schande ausgeliefert wurde.

VIII. AUS DEM HEPTAMERON DER KÖNIGIN MARGARETE VON NAVARRA.

40. Zwei Franziskaner von Niort wollen einer Schifferin Gewalt antun, sie führt sie jedoch so trefflich hinters Licht, daß es ihr gelingt, sie der Justiz zu überliefern.

In Toulon bei Niort war eine Schiffersfrau, die Tag und Nacht nichts anderes zu tun hatte, als Leute über den Fluß zu setzen. Eines Tages nun begab es sich, daß zwei Franziskaner aus Niort allein mit ihr im Kahn waren, und da die Überfahrt eine der längsten in ganz Frankreich ist, begannen diese, damit ihnen die Zeit nicht lang würde, ihr von Liebe zu sprechen. Sie antwortete jedoch, wie es sich schickte. Die beiden Mönche aber, die weder die Länge des Weges, den sie schon hinter sich hatten, ermüdet hatte, noch die aus dem Wasser emporsteigende Frische abzukühlen schien, und die sich auch die Zurückweisung der armen Frau nicht zu Herzen nahmen, beschlossen, ihr Gewalt anzutun und, wenn sie etwa sich sträuben sollte, sie ins Wasser zu werfen. Sie war aber gerade so klug wie jene töricht und boshaft waren, und sagte zu ihnen: „Ich bin gar nicht so ungeneigt, wie es den Anschein hat, aber ich bitte euch, mir zwei Bitten zu gewähren, dann sollt ihr sehen, daß ich euch ganz gern zu Diensten sein will."

Die Mönche schwuren beim heiligen Franziskus, daß sie ihr jede Bitte gewähren wollten, wenn sie nur dann auch ihnen zu Wunsch wäre. Sie sagte nun: „Ich bitte euch erstens, mir zu schwören, zu keinem lebenden Wesen jemals von unserer Sache zu sprechen." Sie versprachen das bereitwilligst. Dann fuhr sie fort: „Dann soll, wenn der eine von euch bei mir ist, der andere nicht zugegen sein, ich würde sonst vor Scham vergehen, wenn der andere uns zusähe. Macht also unter euch ab, wer der erste sein soll." Die beiden

Mönche fanden diese Bitte ganz vernünftig, und der jüngere gab dem älteren den Vorrang. Als sie nun in der Nähe einer kleinen Insel angelangt waren, sagte sie zu dem jüngeren: „Hier könnt Ihr Eure Gebete hersagen, lieber Pater, ich fahre indes mit Eurem Klosterbruder nach der nächsten Insel dort, und wenn wir zurückkommen, bleibt er hier und Ihr kommt mit mir.“ Der jüngere sprang also ans Ufer, und die Schifferin fuhr mit dem zweiten nach einer anderen Insel. Als sie dort angelangt waren, beschäftigte sie sich noch eine Weile mit dem Anbinden des Kahnes und sagte zu ihrem Begleiter: „Sieh dich doch um und suche eine passende Stelle.“ Der Mönch ging eine Strecke in das Innere der Insel hinein, um einen geeigneten Fleck ausfindig zu machen. Kaum sah sie ihn aber vom Ufer entfernt, als sie sich gegen einen Baumstamm abstieß und mit ihrem Kahn nach der Mitte des Flusses zurückruderte, beide Mönche auf den unbewohnten Inseln lassend. Mit lauter Stimme rief sie zu ihnen herüber: „Nun wartet, bis ein Engel Gottes euch trösten kommt, von mir werdet ihr nie mehr eine Gefälligkeit bekommen.“

Als sich nun die armen Mönche hintergangen sahen, fielen sie am Ufer auf die Knie und flehten sie an, sie möchte ihnen nicht diese Schande antun, und verschwuren sich hoch und teuer, sie wollten sie ganz in Ruhe lassen, wenn sie sie nur nach dem andern Flußufer bringen wollte. Sie entfernte sich aber immer weiter und rief: „Ich müßte töricht sein, mich wieder in eure Hände zu geben, denen ich eben entronnen bin.“ Nachdem sie in ihr Dorf zurückgekehrt war, rief sie ihren Mann und Leute vom Gericht, um die zwei wilden Wölfe, denen sie mit Gottes Hilfe entflohen war, festnehmen zu lassen. Fast das ganze Dorf ging mit, groß und klein wollte am Vergnügen dieser Jagd teilnehmen. Als die armen Klosterbrüder diese große Anzahl Menschen zu sich kommen sahen, versteckten sie

sich, ein jeder in seiner Insel, wie es Adam getan hatte, als er sich nackend vor dem lieben Gott sah. Nun endlich wurde ihnen ihre Sünde klar, und die Furcht vor der Strafe machte sie erzittern, so daß man sie fast halbtot antraf. Nichtsdestoweniger wurden sie ins Gefängnis geführt und auf dem Wege dahin wurden sie weidlich verhöhnt und verspottet von Männern und Frauen. Die einen sagten, sie sind wie die Grabmäler, von außen schön anzusehen, und innen ist alles Staub und Fäulnis. Andere riefen: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Das ganze Evangelium wurde den Heuchlern vorgehalten. Schließlich wurden sie auf Verwenden des Abtes, der schleunigst hergereist kam und das weltliche Gericht versicherte, er würde sie schon schwerer bestrafen, als es selbst vermöchte, und ihnen so viel Fürbitten und Gebete herzusagen aufgeben, als man nur wünsche, aus der Haft befreit. Der Richter gab sich also damit zufrieden und lieferte die beiden Mönche aus; sie sind auch von ihrem Abt, der ein sittenstrenger Mann war, dermaßen abgekanzelt worden, daß sie niemals wieder über einen Fluß setzten, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen und sich dem Schutz Gottes zu empfehlen.

41. Bornet will gern mit dem Kammermädchen seiner Frau schlafen und zieht seinen Gesellen mit ins Spiel und es kommt dahin, daß dieser bei seiner Frau schläft und ihn zum Hahnrei macht, ohne daß seine Frau irgendwas davon weiß.

In der Grafschaft Allez lebte ein Mann namens Bornet, der eine Frau aus gutem Hause geheiratet hatte, deren guter Ruf ihm sehr am Herzen lag. Obgleich er nun verlangte, daß sie ihm die Treue bewahrte, wollte er umgekehrt für sich nicht gleiche Beschränkung und verliebte sich in das Kammermädchen seiner Frau, denn Abwechslung ergötzt den

Menschen. Er hatte überdies einen Nachbarn namens Sandrus, der Schneider seines Standes und im übrigen gerade so geartet wie er selbst war. Die Freundschaft zwischen ihnen war so groß, daß, von ihren Frauen abgesehen, sie alles miteinander teilten. Er teilte deshalb seinem Freunde seine Absichten wegen des Kammermädchens mit. Der fand sie nicht nur vortrefflich, sondern half ihm nach Kräften, allerdings in der Hoffnung, an der Beute mit beteiligt zu werden. Das Kammermädchen war aber nichts weniger als fügsam, und als sie sich von allen Seiten bedrängt sah, teilte sie ihrer Herrin alles mit und bat, ihr eine Reise zu ihren Eltern zu erlauben, weil sie in dieser ewigen Bedrängnis nicht weiter leben könnte. Da die Herrin aber ihrem Manne sehr zugetan war und schon lange Verdacht gegen ihn hatte, war sie über die Gelegenheit, ihm einmal zeigen zu können, wie recht sie mit ihrem Zweifel gehabt hatte, ganz erfreut. Sie sagte deshalb ihrem Kammermädchen: „Haltet nur aus, und sprecht recht hübsch und entgegenkommend zu meinem Mann und gebt ihm für eine Nacht ein Stelldichein in meiner Garderobe, sagt mir aber genau die Nacht, und tragt Sorge, daß kein anderer etwas davon erfahre.“ Das Kammermädchen tat ganz, wie ihre Herrin ihr geheißen, worüber deren Mann so vergnügt wurde, daß er seinen guten Freund festlich bewirtete. Über dem Essen bat ihn dieser, er solle ihm, da er seinerseits ihm behilflich gewesen, einen Teil der nächsten Nacht abtreten, was jener versprach. Als nun die verabredete Stunde gekommen war, ging er zu dem Stelldichein, und zwar, wie er vermutete, mit dem Kammermädchen. Seine Frau aber hatte die Rollen vertauscht und war für diese Nacht aus der Herrin ihre Dienerin geworden und empfing ihn nicht wie eine verheiratete Frau, sondern wie ein verschüchtertes Mädchen, und zwar so gut, daß ihr Mann nichts merkte.

Es wäre schwer zu sagen, wer von beiden vergnügter war, er in dem Gefühl, seine Frau zu hintergehen, oder sie in dem



Bewußtsein, ihren Mann zu täuschen. Nachdem er ziemlich lange bei ihr geblieben war, verließ er sein Haus und suchte seinen Freund auf, der viel jünger und kräftiger als er selbst war, und rühmte ihm vor, was er für eine Unschuld gefunden. Sie zechten eine Weile zusammen, bis dieser ihm sagte: „Ihr wißt doch noch, was Ihr mir versprochen habt?“ „Nun,“ erwiderte jener, „dann geht schnell, daß sie nicht erst aufsteht oder meine Frau sie ruft.“ Der gute Freund ging hinüber und fand auch noch das vermeintliche Kammermädchen, das in der Meinung, es sei ihr Mann, ihm nichts verweigerte. Er blieb viel länger bei ihr als ihr Mann, was sie einigermaßen in Erstaunen setzte, denn sie war von seiten ihres Mannes nicht mehr recht an solche Nächte gewöhnt. Dennoch hielt sie geduldig aus und freute sich schon im voraus auf die Bemerkungen, die sie ihm am andern morgen machen, und den Spott, mit dem sie ihn empfangen würde. Bei Tagesanbruch verließ sie der Freund und als er fortging, zog er ihr wie im Scherz einen Ring vom Finger. Es war ihr Trauring, den die Frauen jener Gegend sorgfältig hüten, denn es wird dort eine Frau, die ihn bis zum Tode trägt, hoch geschätzt, während man von einer, die ihn auch nur durch Zufall verliert, gleich sagt, sie habe ihrem Manne die Treue gebrochen. Sie war ganz zufrieden, daß er ihn mitnahm, weil sie vermeinte, sie würde ihrem Manne vermittelst dieses Ringes seinen Irrtum am besten beweisen können.

Als der gute Freund zum Ehemann zurückgekehrt war, fragte ihn dieser, wie es gewesen sei, worauf jener antwortete, er sei ganz zufrieden und seiner Meinung, und wenn es nicht Tag geworden wäre, wäre er noch länger geblieben. Darauf gingen beide zu Bett und schliefen solange sie konnten. Als sie am andern Morgen sich anzogen, sah der Ehemann am Finger seines Freundes einen Ring, der ihm große Ähnlichkeit mit dem Trauring seiner Frau zu haben schien. Er fragte deshalb, von wem er den Ring habe, und als er

hörte, daß ihn jener dem Kammermädchen vom Finger gezogen habe, wurde er sehr verdutzt, schlug sich mit der Faust vor die Stirn und sagte: „Donnerwetter, sollte ich mir am Ende selber Hörner aufgesetzt haben, und meine Frau weiß nichts davon?“ Der gute Freund suchte ihn aber zu trösten, indem er ihm sagte: „Vielleicht hatte nur Eure Frau am Abend den Ring ihrer Zofe zum Aufheben gegeben.“

Der Mann stürzte nach Hause, wo er seine Frau schöner und vergnügter als gewöhnlich vorfand. Sie freute sich eben, ihrem Kammermädchen aus der Verlegenheit geholfen und bezüglich ihres Mannes alles, was sie wollte, erfahren zu haben, ohne daß es sie mehr als ihre Nachtruhe gekostet hatte. Als ihr Mann sie so voller Freude sah, sagte er bei sich selbst, wenn sie wüßte, was mir diese Nacht widerfahren ist, würde sie mich nicht so gleichmütig empfangen. Dann unterhielt er sich mit ihr, nahm wie zufällig ihre Hand in die seine und bemerkte, daß sie den Ring nicht mehr trug, der sonst nie von ihrem Finger kam. Darüber ward er sehr erschreckt und fragte sie mit zitternder Stimme: „Was hast du mit deinem Ring gemacht?“ Sie war sehr froh, daß er selbst auf den Gegenstand zu sprechen kam und sagte lächelnd: „O du böser Mann, wann willst du ihn denn weggenommen haben? Du glaubst wohl, es war meine Zofe, der zuliebe du mehr Kräfte verschwendet hast, als je für mich. Denn als du das erstemal bei mir lagst, warst du so verliebt, daß ich mir nicht vorstellen konnte, daß du es noch mehr sein könntest; aber als du eine Weile fortgegangen und dann wiedergekommen warst, warst du ganz außer Rand und Band. Und dann stelltest du dich hin, du Tor, und lobtest meinen Körper, meine Schönheit und meinen Wuchs, die du so lange schon kennst, ohne darüber je in solches Entzücken geraten zu sein. Es ist also gar nicht etwa die Schönheit des Mädchens, die dir das Vergnügen zu einem so großen machte, sondern der Betrug, die gemeine Begierde

und die Hinterlist verlieh ihm einen besonderen Reiz, daß du ganz blind wurdest und in deiner Liebesglut für die Zofe auch eine aufgeputzte Alte für ein schönes junges Mädchen gehalten hättest. Nun aber wird es Zeit, mein Herr Gemahl, daß Ihr Euch bessert und Euch mit mir zufriedengebt, die ich Eure Frau und eine ehrbare Frau bin, wenngleich ich einmal die Rolle einer armen Koketten spielte. Was ich getan habe, geschah nur, um Euch vom schlechten Wege abzubringen, damit wir fernerhin in Frieden und Eintracht weiterleben. Denn wenn Ihr so fortfahrt wie bisher, will ich mich lieber von Euch trennen, als zusehen, wie Ihr Euch Seele und Leib zugrunde richtet. Wenn Ihr aber Euren Irrtum einsehen und Euch vornehmen wollt, fernerhin ein Gott gefälliges Leben zu führen und auch seine Befehle tun, so will ich Euch Euren Fehler verzeihen, wie ich Gott bitte, mir zu verzeihen, daß ich ihm nicht in allen Stücken so diene, wie ich müßte." Der arme Mann war sehr niedergeschlagen und der Verzweiflung nahe. Er sah, wie schön und sittsam seine Frau war, und nicht genug, daß er sie um einer andern willen, die ihn gar nicht liebte, vernachlässigt hatte, war sie auch ein Opfer seines eigenen Betruges geworden, und ein anderer hatte ihre Liebe mitgenossen, die ihm allein gehörte. Und nur sich allein hatte er die ganze Schande und den Spott zuzuschreiben. Nur er hatte sich die Hörner angeschmiedet. Als er sie nun erregt und zornig sah, hütete er sich wohl, ihr zu sagen, welchen Streich er ihr gespielt hatte. Er bat sie um Verzeihung, versprach reuig, seinen liederlichen Lebenswandel aufzugeben und gab ihr ihren Ring zurück, den er seinem Freunde vorher abgenommen hatte. Obwohl er diesen inständig gebeten hatte, nichts von der Nacht zu erzählen, ging es ihm mit seinem Abenteuer wie mit allen derartigen Geheimnissen, von denen bald die Sperlinge auf den Dächern erzählen, und bald hieß er nur der von seiner Frau wider ihren Willen Betrogene.

42. Madame de Roncex muß bei den Franziskanern aufs heimliche Gemach gehn, und macht sich so dreckig, daß sie um Hilfe schreit und gereinigt werden muß.

Im Schlosse der Madame de la Tremoille lebte die Madame de Roncex, diese empfand eines Tages, als ihre Herrin zu den Franziskanern von Thouars gegangen war, eine große Not, an den Ort zu kommen, wohin man selber gehen muß. Und rief mit sich ein Mädchen, Fräulein Lamothe, um ihr Gesellschaft zu leisten; weil sie aber ehrbar und züchtig war, ließ sie die Lamothe in der Kammer und begab sich ganz allein auf einen ziemlich dunkeln Abtritt, der allen Franziskanern gemein war, die hier von ihrem fleischlichen Leben ein solches Zeugnis ablegten, daß der ganze Abtritt, die Brille und der Deckel und das Brett voll von dem Mostrich des Bacchus und der Göttin Ceres waren, der den Bauch der Franziskaner durchlaufen hatte. Die arme Frau, die so bedrängt war, daß sie kaum Zeit hatte, ihren Rock in die Höhe zu nehmen, um sich auf die Brille zu setzen, läßt sich unglücklicherweise auf dem dreckigsten und schmutzigsten Fleck im ganzen Abtritt nieder. Und da war sie denn wie auf der Vogelstange angeleimt und alle ihre guten Hinterbacken, ihr Popo, ihre Kleider und ihre Beine waren so wunderbar in der Scheiße, daß sie nicht weiter zurücken und nirgendshin sich zu wenden wagte, aus Furcht, es noch schlimmer zu machen. Darob fing sie an zu schreien, so laut wie möglich. „Lamothe, liebe Freundin, ich bin verloren und entehrt.“ Das gute Mädchen, das von der Schlechtigkeit der Franziskaner gehört und argwöhnte, es hätten sich welche drin versteckt und wollten sie vergewaltigen, lief so schnell sie konnte und rief: „Zu Hilfe, eilt helfen der Madame de Roncex, die Franziskaner wollen ihr im Abtritt Gewalt antun.“ Man lief in Eile herzu und fand die arme Dame, die nur nach einer Frau verlangte, die sie reinigen sollte. Und fürchtete, über ihren bloßen

Hintern ihre Kleider zu bringen, aus Furcht, sie zu verderben. Auf das Geschrei aber kamen die Edelleute und sahen das schöne Schauspiel, keinen Franziskaner, aber ihren ganzen Hintern beschissen und beleimt. Darüber groß Gelächter, und sie schämte sich sehr, anstatt von Frauen sah sie sich von Männern nackigt gesehen, im schlimmsten Zustand. Darum wollte sie sich lieber ganz dreckig machen und ließ ihre Röcke herunter. Sobald sie aber aus dem übeln Orte heraus war, mußte sie sich ganz nackt ausziehen und die Röcke wechseln, bevor sie das Kloster verlassen konnte. Sie wollte sehr erzürnt sein über die Lamothe; da sie aber hörte, daß diese gleich das schlimmste vermutet, verwandelte sich ihr Zorn in Lachen wie bei den andern.

43. Der Herr von Bonnivet rächt sich an einer Mailänder Dame, indem er sich seinen Nebenbuhler zum Freund macht, sich in seine Gestalt verkleidet und von ihr den Liebeslohn für lange treue Ergebenheit genießt.

In Mailand lebte, während daselbst der Großmeister von Chaumont Gouverneur war, ein Edelmann, namens de Bonnivet, der später wegen seiner Verdienste französischer Admiral wurde. Da er beim Großmeister und aller Welt wegen seiner Vorzüge sehr beliebt war, war er auch auf allen Festen zu finden, wo die schönen Damen zusammentrafen, bei denen er mehr angesehen war, als sonst ein Franzose, sowohl wegen seiner Schönheit, Anmut und Redegewandtheit, als auch weil er in dem Rufe stand, einer der geschicktesten und kühnsten Ritter seiner Zeit zu sein. Eines Tages ging er in Maske auf den Karneval, wo er mit einer der schönsten Damen der Stadt tanzte, und als die Musik eine Pause machte, machte er ihr Liebesanträge, was keiner besser verstand als er. Sie wollte sich aber auf

nichts einlassen und statt aller Antwort schnitt sie ihm das Wort ab und sagte nur kurz, sie liebe ihren Mann und werde nie einen andern lieben, und daß es vergeblich sei, von ihr etwas zu erwarten. Er ließ sich aber durch diese Antwort nicht abschrecken und verfolgte sie bis zu Mittfasten. Aber sie verblieb dabei, weder ihn noch einen andern zu lieben. Er glaubte es ihr aber nicht, denn ihr Mann war ohne Anmut und sie eine große Schönheit. Er beschloß also, da sie sich verstellte, ein gleiches zu tun; er gab es auf, ihr nachzulaufen, erkundigte sich aber im geheimen sehr genau nach ihrem Leben und hatte auch bald ausfindig gemacht, daß sie einen sehr achtungswerten Edelmann liebte. Bonnivet befreundete sich allmählich mit diesem und kam bald in einen vertraulichen Umgang mit ihm, und zwar, ohne daß dieser merkte, worauf er hinaus wollte; vielmehr schätzte er ihn bald so, daß, von seiner Geliebten abgesehen, niemand ihm mehr am Herzen lag. Um ihm sein Herzensgeheimnis zu entlocken, stellte sich Bonnivet, als erzähle er ihm sein eigenes, und schwatzte ihm von einer Dame vor, die er liebe und auf deren Gegenliebe er gar nicht gehofft hatte usw. und bat, diese Mitteilung geheim zu halten und ihm auch seinerseits sein Herz zu öffnen. Der gute Edelmann wollte ihm zeigen, daß sein Vertrauen nicht geringer sei und erzählte ihm lang und breit von seinem Verhältnis mit der Dame, an der Bonnivet sich rächen wollte.

Von da an kamen sie jeden Tag zu einer festgesetzten Zeit an einem bestimmten Ort zusammen und erzählten sich gegenseitig, was ihnen der Tag gutes bei ihren Damen gebracht hatte, der eine immer erfindend und lügend, der andere die Wahrheit sagend. So beichtete der Edelmann, daß er seit drei vollen Jahren jene Dame liebe, ohne etwas anderes von ihr zu erhalten, als schöne Worte und Beteuerungen ihrer Gegenliebe. Bonnivet gab ihm gute Ratschläge,

um eine endliche Erhörung herbeizuführen, und es glückte jenem in der Tat schon nach wenigen Tagen, von ihr ein Versprechen zu erhalten; es handelte sich nun nur noch darum, wie es ausführen, aber auch in dieser Beziehung half Bonnivet aus. Eines Tages vor dem Abendessen sagte denn auch der Edelmann zu ihm: „Ich bin dir mehr verpflichtet, als irgend jemand sonst auf der Welt, denn dank deinem guten Rat darf ich hoffen, heute nacht endlich zu erlangen, wonach ich so lange gestrebt habe." — „Ich bitte dich, mein Freund," sagte Bonnivet, „teile mir das Nähere der Verabredung mit, vielleicht ist Hinterlist dabei im Spiele und ich könnte dir irgendwie behilflich sein." Er teilte ihm also mit, daß sie in diesen Tagen gerade die Möglichkeit habe, die große Eingangstür aufstehen zu lassen; es könne das unter dem Vorgeben geschehen, daß für einen ihrer Brüder, der krank sei, sehr oft auch nachts in die Stadt nach Arznei und sonstigen nötigen Sachen geschickt werden müsse; so könne er in den Hof gelangen; dort solle er aber nicht die Freitreppe hinaufsteigen, sondern eine kleine Stiege rechter Hand benützen und in die erste Galerie eintreten, auf welche die Türen aller Zimmer ihres Schwiegervaters und Schwagers mündeten, von diesen solle er die dritte zunächst der Treppe nehmen, und wenn er sie verschlossen fände, solle er umkehren, dann sei nämlich ihr Mann zurückgekehrt, der zwar erst in zwei Tagen erwartet werde; fände er sie unverschlossen, dann solle er leise eintreten und sie hinter sich verschließen, sie werde dann allein im Zimmer sein. Vor allen Dingen solle er sich aber Filzschuhe anschaffen, damit er keinen Lärm mache, und sich auch hüten, vor zwei Uhr nachts zu kommen, weil ihre Schwäger, die das Spiel leidenschaftlich liebten, sich nie vor ein Uhr zur Ruhe begäben. „Gehe also mit Gott," sagte Bonnivet, „möge er dich vor Unheil bewahren; wenn ich dir irgendwie dienlich sein kann, stehe ich, so weit meine Kräfte reichen, zu deiner Verfügung."

Der Edelmann bedankte sich, sagte, daß er seiner Sache schon ganz gewiß wäre, und ging fort, um seine letzten Anordnungen zu erteilen.

Bonnivet aber ging seinerseits nicht zur Ruhe; er sagte sich, daß jetzt die Stunde gekommen sei, sich an der Grausamen zu rächen, und ging frühzeitig in seine Wohnung, wo er sich den Bart verschneiden ließ, bis er nur noch so lang wie der des Edelmanns war; auch die Haare ließ er sich stutzen, damit der Unterschied nicht auffiele. Er vergaß auch nicht die Filzschuhe und zog im übrigen Kleider von ähnlichem Schnitt wie die des Edelmannes an. Außerdem traf es sich sehr günstig für ihn, daß er mit dem Schwiegervater der Dame bekannt war; er stand deshalb nicht an, frühzeitig hinzugehen, weil er sich sagte, daß er, wenn er gesehen würde, einfach zu dem alten Edelmann gehen würde, mit dem er eine Angelegenheit zu besprechen hatte. Um Mitternacht betrat er also das Haus der Dame, in dem noch viele aus- und eingingen. Er kam an allen vorüber, ohne erkannt zu werden und gelangte nach der Galerie; die ersten beiden Türen fand er verschlossen, die dritte aber gab seinem Drucke nach. Als er eingetreten und den Schlüssel hinter sich herumgedreht hatte, fand er das Zimmer ganz mit weißem Tuch austapeziert, Fußboden und Decke desgleichen, und ein Bett mit der zartesten Leinwand überzogen und voller weicher Pfühle. In demselben lag die Dame, in Nachthäubchen und Hemd, welche beide mit Perlen und Edelsteinen besetzt waren; er sah das alles durch eine Spalte im Vorhang, ohne daß er von ihr bemerkt werden konnte, obgleich das Zimmer von einer Wachskerze ganz hell erleuchtet war. Vor allem nun löschte er die Kerze aus, um nicht von ihr erkannt zu werden. Dann entkleidete er sich und legte sich zu ihr ins Bett. Sie dachte nicht anders, als daß es der sei, der ihr schon seit so langen Jahren ergeben war, und gab sich ihm ganz

hin. Er aber vergaß nicht, daß er als ein anderer hier war, und hütete sich wohl, auch nur ein Wort mit ihr zu reden. Er war nur darauf bedacht, sich an ihr zu rächen und ihr die Ehrbarkeit zu nehmen. Aber ganz gegen seine Erwartung war die Dame diese Art der Vergeltung sehr zufrieden; erst um ein Uhr schien sie ihn für seine bisherigen fruchtlosen Bemühungen genugsam entschädigt zu haben, und sie dachten daran, daß es Zeit sei, sich zu trennen. Dann erst fragte er sie mit ganz leiser Stimme, ob sie mit ihm so zufrieden sei, wie er mit ihr. Sie war immer noch der Meinung, ihren Freund neben sich zu haben und sagte ihm, daß sie nicht nur zufrieden mit ihm, sondern aufs angenehmste von der Ausdauer seiner Liebe überrascht sei, so daß er eine ganze Stunde sich nicht einmal Zeit gegönnt habe, auch nur ein Wort mit ihr zu reden. Hier lachte er laut auf und sagte: „Nun wohlan, Madame, wollt Ihr mich weiter zurückweisen, wie Ihr bisher getan habt?“ Jetzt erkannte sie ihn an seinem Sprechen und Lachen; sie war ganz verzweifelt vor Scham, nannte ihn in einem fort Verräter und Betrüger und wollte sich aus dem Bett stürzen, um einen Dolch zu holen und sich zu töten, da sie das Unglück gehabt habe, von einem Manne entehrt zu sein, den sie nicht liebte, und der aus Rache von seinem guten Glück in allen Gassen erzählen könnte. Er hielt sie aber in seinen Armen zurück, versicherte sie mit vielen zärtlichen Worten, daß er sie mehr liebe als der andere und daß er verschwiegen sein werde, so daß ihr keine üble Nachrede daraus entstehen sollte. Die arme Betörte glaubte ihm auch schließlich; er erzählte ihr, welche Mühe er sich gegeben und wie er es angestellt habe, um sie zu gewinnen. Immer von neuem beteuerte er, daß er sie mehr liebe als jener, der ihr Geheimnis ausgeplaudert habe, und sagte weiter, sie wisse nun auch, daß die Ansichten bezüglich der Franzosen nur Vorurteil seien, daß sie viel rücksichtsvoller, ausdauernder und verschwiegener

als die Italiener wären. Deshalb möge sie für die Zukunft sich von der Meinung ihrer Landsleute lossagen und ihm vertrauen. Sie bat ihn aber, für die nächste Zeit an keinem Ort und zu keinem Fest, wo sie auch wäre, anders als in Maske zu kommen, denn sie empfinde so große Beschämung, daß sie vor allen Leuten erröten würde. Er versprach ihr das und bat sie auch, wenn um zwei Uhr sein Freund käme, ihn freundlich zu empfangen, dann aber nach und nach sich von ihm loszumachen. Anfangs widerstrebte sie dem sehr und nur nach vielem Zureden sagte sie, daß sie aus Liebe zu ihm selbst seine Bitte erfüllen wolle. Vor seinem Abschied beglückte er sie nochmals so sehr, daß sie es nun ganz gern gesehen hätte, wenn er noch länger geblieben wäre. Nachdem er sich erhoben und wieder angekleidet hatte, verließ er das Zimmer und ließ die Tür nur angelehnt, wie er sie gefunden hatte. Und da es beinahe zwei Uhr war und er befürchten mußte, unterwegs den Edelmann zu treffen, ging er auf der Treppe noch einige Stufen hinauf und sah auch bald seinen Freund ankommen und in das Zimmer der Dame eintreten. Er selbst ging nach Haus, um sich von der gehabten Anstrengung auszuruhen und schlief bis neun Uhr morgens. Als er bei der Morgentoilette war, kam sein Freund und erzählte ihm seine Erlebnisse der letzten Nacht, die ihn aber nicht so zufriedengestellt hatten, als er gehofft hatte. Als er nämlich zu der Dame gekommen war, habe sie in vollem Fieber in ihrem Nachtgewand mitten im Zimmer gestanden; ihre Pulse hätten geschlagen und ihr Gesicht, auf dem dicke Schweißperlen standen, sei ganz erhitzt gewesen. Sie habe ihn gebeten gleich umzukehren, denn nur aus Furcht, daß ihre Unüberlegtheit ruchbar würde, habe sie noch nicht ihre Frauen gerufen, und wegen jener sei sie in einer ganz verzweifelten Stimmung, sie denke vielmehr ans Verderben als an Liebe, und wolle lieber von Gott als von Cupido hören; sie be-

dauere, daß er umsonst gekommen, aber sie könne seinem Verlangen nicht nachkommen. Er war hierüber so erstaunt und betrübt, daß seine Liebesglut und seine Freude sich in Kälte und Traurigkeit umwandelten, und hatte sich wieder entfernt. Am Morgen habe er sich nach ihrem Befinden erkundigen lassen und in der Tat gehört, daß sie sehr krank sei. Während er in seinem Schmerz alles erzählte, war er ganz aufgeregt und weinte heftig. Bonnivet, dem das Lachen so nahe war, wie jenem das Weinen, tröstete ihn, so gut er konnte, immer sei bei Dingen, die lange gewährt hätten, gerade der Anfang einer Änderung das Schwerste, und wenn sein Glück jetzt noch eine Verzögerung erleide, so werde die endliche Erreichung des Zieles nur um so genußreicher sein; hierüber trennten sie sich. Die Dame mußte einige Tage das Bett hüten; nachdem sie gesund geworden war, gab sie ihrem ersten Liebhaber den Laufpaß und begründete das mit ihrer Furcht vor dem Tode und Gewissensbissen. Dagegen hielt sie sich an Herrn von Bonnivet, dessen Liebe so lange währte, wie es gewöhnlich ist, d. h. wie auf einem Felde die Blumen blühen.

44. Der Ritter von Ryant liebt eine verwitwete Edeldame, die ihm gegenüber sehr ehrbar tut und ihn nicht erhören will. Er erlebt eine schöne Überraschung und ist sogleich von seiner Liebe geheilt.

Es lebte in der Dauphiné ein Edelmann, der Ritter von Ryant, ein Nachkomme des Königs Franz I., ein schöner und angesehener Mann. Dieser bewarb sich lange Zeit um eine Witwe, die er so sehr liebte und achtete, daß er aus Furcht, ihre Gunst zu verlieren, nicht in sie zu dringen wagte, ihn für seine Treue und Ausdauer zu belohnen. Er wußte, daß er schön war und wert geliebt zu werden, und

er glaubte fest an ihre häufigen Schwüre, daß sie ihn mehr als irgendwen auf der Welt liebe und daß, wenn sie sich einmal bewegen ließe, einem Manne gefällig zu sein, nur er dieser sein würde, da sie ja auch nie einen vollkommeneren Menschen gesehen habe. Sie brachte ihn auch dahin, sich mit dieser Freundschaft zufrieden zu geben, ohne weiteres zu begehren, indem sie ihm versicherte, daß, wenn sie einmal erführe, daß sein Verlangen weiter gehe, sie auf keine Gründe hören und sie für ihn ganz verloren sein würde. Der arme Ritter wurde nicht nur ganz still und demütig, sondern schätzte sich auch noch glücklich, das Herz einer so ehrbaren Frau gewonnen zu haben. Es würde zu weit führen, die langen Versicherungen ihrer Freundschaft wiederzugeben, und von ihrem Umgang und den langen Reisen zu erzählen, die er unternahm, um sie zu besuchen. Kurz, der arme Märtyrer dieses Liebesfeuers, das, wenn es den Menschen erst einmal erfaßt hat, immer nach neuer Nahrung trachtet, suchte nur immer nach neuen Mitteln, sein Martyrium zu vergrößern. Eines Tages kam ihm die Lust an, mit schneller Post seine angebetete und hochgepriesene Geliebte zu besuchen. Als er angekommen war, fuhr er beim Schloß vor und fragte nach ihr. Man sagte ihm, sie wäre eben vom Nachmittagsgottesdienst gekommen und sei in den Garten gegangen, um ihre Andacht zu beenden. Er stieg aus und ging geradewegs in den Park, in dem sie sein sollte, fand auch ihre Frauen dort, die ihm sagten, daß sie allein in einer großen Allee spazieren gehe. Sofort kam ihm der freudige Gedanke, daß er heute vielleicht vom Glück begünstigt sein würde; so leise er konnte und ohne den geringsten Lärm zu machen, suchte er nach ihr und wünschte vor allen Dingen, sie allein anzutreffen. Als er aber an eine aus niedergebogenen Baumzweigen errichtete Laube kam, einen wie zum Ausruhen geschaffenen Ort, trat er mit raschen Schritten ein, wie einer, den es



drängt, seine Geliebte nun endlich zu sehen. Und er fand die Dame auf dem Grase in den Armen eines ihrer Stallknechte liegen, eines ebenso häßlichen und schmutzigen Kerls, als er selbst schön und anmutig war. Die Verachtung und den Ärger, den er empfand, will ich euch nicht zu schildern versuchen; erstere war aber so groß, daß sie in einem Augenblick sein so lange sorgfältig unterhaltenes Liebesfeuer auslöschte. Dann sagte er ihr, jetzt ebenso von Unwillen wie vordem von Liebe erfüllt: „Wohl bekomm's, Madame! Jetzt hat mich Eure Gemeinheit mit einem Schlage von meinem Liebeskummer, deren Veranlassung Eure vermeintliche Ehrbarkeit war, geheilt und befreit.“ Und ohne weiter ein Wort zu sagen, kehrte er schneller heim als er gekommen war. Die Frau vermochte kein Wort der Antwort zu sagen; sie deckte die Hand über ihre Augen, denn da sie ihre Schande nicht verdecken konnte, wollte sie den nicht sehen, der sie trotz ihrer langen Verstellung vollständig erkannt hatte.

45. Bernhard du Ha führt einen Sekretär listig hinters Licht, der ihn selbst zu täuschen glaubte.

Als der König Franz I. in Begleitung seiner Schwester, der Königin von Navarra, in Paris war, befand sich in ihrem Gefolge ein Sekretär, namens Jehan, der nicht zu den Leuten gehörte, die Geld auf die Erde fallen lassen, ohne es aufzuheben, so daß es keinen Rat und Präsidenten, keinen Kaufmann und reichen Mann gab, den er nicht kannte und besuchte. Damals kam nach Paris auch ein Kaufmann aus Bayonne, namens Bernhard du Ha, der sich teils Geschäfte halber, teils, weil der Kriminalrichter aus seiner Heimat war, an diesen um Rat und Hilfe in seinen Angelegenheiten wandte. Der Sekretär der Königin von

Navarra besuchte als guter Diener seiner Herrschaft auch oftmals diesen Richter. Als er einst an einem Feiertage wieder hinging, traf er weder ihn noch seine Frau, sondern nur besagten Bernhard du Ha an, der mit einer Leier oder einem andern Instrumente die Stubenmädchen lehrte, die Tänze der Gascogne zu tanzen. Als der Sekretär das sah, wollte er ihm einreden, daß er übel täte, und wenn der Richter und dessen Frau es erführen, sie sehr unzufrieden mit ihm sein würden. Und nachdem er ihm so Angst gemacht hatte, daß du Ha ihn bat, nichts davon zu sagen, fragte er ihn: „Was gebt Ihr mir, wenn ich nichts wiedersage?“ Bernard du Ha, der sich furchtsamer stellte als er war und sah, daß der Sekretär ihn betrügen wollte, versprach, ihm eine bessere Schinkenpastete zu geben, als er je gegessen habe. Der Sekretär, der sehr zufrieden damit war, bat ihn, ihm die Pastete am Sonntag nach dem Essen zu geben, was der andere auch versprach. Beruhigt über dies Versprechen, ging er nun zu einer Dame in Paris, die er gern heiraten wollte und sprach zu ihr: „Wenn Ihr es erlaubt, werde ich am Sonntag bei Euch essen; aber sorgt für nichts weiter als für gutes Brot und guten Wein, denn ich habe einen dummen Gascogner so übers Ohr gehauen, daß er das Übrige selbst schaffen muß, und so werdet Ihr durch meine Schlauheit den besten baskischen Schinken zu essen bekommen, der je in Paris zu haben war.“ Die Dame glaubte ihm das und lud noch zwei oder drei ihrer besten Nachbarinnen ein, indem sie ihnen versicherte, sie würden eine neue Fleischspeise zu essen bekommen, die sie noch nie gekostet hätten.

Als der Sonntag herangekommen war, suchte der Sekretär seinen Kaufmann auf und fand ihn auf der Wechslerbrücke, wo er ihn zierlich begrüßte, indem er ihm zurief: „Hol Euch der Teufel, was hat es mir für Mühe gemacht, Euch zu finden!“ Bernhard du Ha antwortete, daß mancherlei Leute

sich schon größere Mühe gegeben hätten als er und dann doch nicht mit so guten Bissen belohnt worden wären; dabei zeigte er auf die Pastete, welche er unter seinem Mantel hatte und die groß genug war, ein ganzes Heerlager zu füttern. Darüber freute sich der Sekretär so, daß er seinen sonst so großen und häßlichen Mund so klein zusammenzog, daß man nicht hätte glauben sollen, er könne in den Schinken hineinbeißen, und indem er diesen hastig ergriff, ging er, ohne den Kaufmann mit einzuladen, mit seinem Geschenk zu seiner Dame, die sehr neugierig war, zu erproben, ob die Guyenner Delikatessen ebenso gut wie die Pariser wären. Als nun die Essensstunde gekommen war und sie ihre Suppen aßen, sprach der Sekretär: „Lasset doch diese faden Speisen beiseite, wir wollen lieber dies durstreizende Gericht versuchen." Indem er so sprach, öffnete er die Pastete und wollte den Schinken anschneiden, fand ihn aber so hart, daß das Messer nicht durchdringen konnte. Nachdem er mehrmals vergeblich versucht hatte, überzeugte er sich, daß man ihn betrogen hatte, und daß es ein Holzschuh war, wie man sie in der Gascogne trug, der angeschwärzt und dann mit Ruß und Eisenstaub vermischt, mit wohlriechendem Gewürz bestreut war. Der Sekretär war äußerst verblüfft, ebensowohl weil er von dem, den er betrügen wollte, selbst betrogen war, als weil er diejenige, der er nur die Wahrheit zu sagen dachte und wollte, getäuscht hatte; außerdem ärgerte er sich, daß er mit einer Suppe für seine Mahlzeit zufrieden sein sollte. Die Damen, die ebenso betrübt waren, wie er, hätten ihn des Betrugs beschuldigt, wenn sie nicht in seiner Miene gelesen hätten, daß er noch ärgerlicher war als sie. Nach dieser leichten Mahlzeit ging der Sekretär zornig fort; er beschloß, da Bernhard du Ha sein Versprechen nicht gehalten hatte, das seine auch zu brechen, und ging zu dem Richter, bereit, ihm das Schlechteste über Bernhard du Ha zu sagen; aber er kam zu spät, denn du Ha hatte

dem Richter schon das ganze Geheimnis erzählt, und der sprach dem Sekretär das Urteil, indem er sagte, daß er nun auf eigene Kosten gelernt habe, einen Gascogner zu betrügen, und als Lohn seine eigne Beschämung davontrage.

46. Ein Pfarrer, den ein alter Bauer bei seiner jungen Frau überrascht, zieht sich durch seine Geistesgegenwart aus der Schlinge, so daß niemand was merkte.

In der Grafschaft Maine lebte in dem Dorfe Larrelles ein reicher Bauer, der, als er schon alt war, eine schöne junge Frau geheiratet hatte, die von ihm keine Kinder hatte, sich aber über diesen Verdruß mit einigen guten Freunden tröstete. Und wenn es ihr an Edelleuten und sonstigen höherstehenden Persönlichkeiten mangelte, nahm sie zur Geistlichkeit ihre Zuflucht und machte denjenigen zum Genossen ihrer Sünde, der sie von derselben absolvieren sollte, ihren Pfarrer nämlich, der als Seelenhirt dieses Schaf seiner Herde sehr oft besuchen kam. Der alte und schwerfällige Mann hatte keinen Verdacht, da er aber stark und kräftig war, handelte seine Frau so heimlich wie möglich, da sie befürchtete, daß ihr Mann, wenn er etwas merkte, sie töten würde. Als er eines Tages auf dem Felde war und seine Frau annahm, er würde nicht so bald wiederkommen, schickte sie nach dem Pfarrer, um ihr die Beichte abzunehmen. Und als sie sichs gerade im heimlichsten Glücke wohl sein ließen, kam ihr Mann so plötzlich wieder, daß jener nicht Zeit hatte, aus dem Haus zu kommen; um sich zu verstecken, stieg er auf Anraten der Frau auf den Boden über dem Zimmer und deckte die Falltür mit einer Kornschwinge zu. Der Mann trat ins Haus, und da sie befürchtete, er möchte Verdacht schöpfen, setzte sie ihm viele Gerichte vor und gab ihm reichlich zu trinken; er sprach auch der Flasche gut

zu, und da er von seiner Feldarbeit ermüdet war, wurde er schläfrig und schlummerte in einem Stuhl vor dem Herde ein. Der Pfarrer fing auf seinem Boden sich an zu langweilen, und da er kein Geräusch mehr im Zimmer unter sich hörte, ging er nach der Falltür, machte einen langen Hals und sah, daß der gute Alte schlief; beim Heruntersehen aber stützte er sich zu sehr auf und fiel mitsamt der Kornschwinge durch die Öffnung hinunter neben den Schlafenden, der von dem Lärm erwachte. Er hatte aber noch nicht ordentlich die Augen aufgemacht, als der andere schon wieder auf seinen Füßen stand und zum Bauer sagte: „Mein lieber Alter, hier ist Eure Kornschwinge, ich danke Euch bestens.“ Dann machte er sich eilig davon. Der Bauer fragte erstaunt: „Was war denn das?“ worauf seine Frau ihm antwortete: „Der Pfarrer hatte sich Eure Schwinge geborgt und hat sie jetzt zurückgebracht.“ Der Alte sagte brummig: „Nun, das nenne ich aber recht grob wiederbringen, wenn man was geliehen hat; ich dachte, das Haus fiele ein.“ Durch diese Geistesgegenwart rettete sich der Pater auf Kosten des guten Alten, der nur die grobe geräuschvolle Art, mit der der Geistliche die Schwinge wiederbrachte, zu tadeln fand.

47. Ein Franziskanermönch hat eine Grausamkeit und Gewalt gegen eine Demoiselle verübt und das Kloster wird dafür verbrannt.

In den Ländern, über die der Kaiser Maximilian von Österreich herrschte, lag ein sehr angesehenes Franziskanerkloster, in dessen Nähe ein Edelmann sein Schloß hatte, und er war dieser Brüderschaft so zugetan, daß er ihnen von seinem Reichtum reichlich abgab, um an ihren Wohltaten, Fasten und Kasteiungen teilzuhaben. Unter andern

war in jenem Kloster ein großer und schön gewachsener Mönch, den der Edelmann zum Beichtvater genommen hatte und auf dessen Wort im Hause desselben ebenso wie auf sein eigenes gehört wurde. Dieser Mönch verliebte sich in die sehr schöne und liebliche Frau des Edelmanns dermaßen, daß er Essen und Trinken und alle vernünftige Überlegung vergaß. Eines Tages wollte er seinen Plan ausführen, ging ganz allein in das Haus des Edelmanns, den er nicht antraf, und fragte seine Frau, wohin er gegangen sei. Sie antwortete, er wäre nach einem seiner Güter gereist und würde nicht vor zwei, drei Tagen zurück sein; wenn er ihm aber Wichtiges mitzuteilen habe, wolle sie einen eiligen Boten zu ihm senden. Er sagte, das sei nicht nötig, und begann im Hause hin- und herzugehen, wie einer, der etwas besonderes vorhat und überlegt. Als er das Zimmer verlassen hatte, sagte die Dame zu einer ihrer Frauen, von denen sie nur zwei hatte: „Geht zum Pater und fragt ihn, was er hat; er sieht mir gar nicht recht zufrieden aus." Die Kammerfrau ging in den Hof, um ihn zu fragen, ob er etwas wünschte. Er sagte ja, zog sie in eine Ecke des Hofes, nahm einen Dolch, den er in seinem Rockärmel trug und stieß ihn ihr in die Brust. Kaum war er fertig, als in den Hof ein Diener des Edelmanns einritt, der die Pacht eines Gutshofes brachte. Sowie er vom Pferde gestiegen war, umarmte ihn der Mönch und stach ihm seinen Dolch zwischen die Schulterblätter, dann verschloß er das Hoftor. Als die Dame sah, daß ihre Kammerfrau nicht zurückkam, wunderte sie sich, was sie so lange mit dem Franziskaner zu sprechen habe und sagte zu ihrer zweiten Frau: „Geh doch nachsehen, warum deine Genossin nicht wiederkommt." Das Mädchen ging; kaum war sie aber die Treppe hinuntergestiegen und vom Mönch gesehen worden, als dieser sie ebenfalls in eine Ecke schleppte und mit ihr dasselbe tat wie mit der ersten. Als er sich nun allein im Hause sah, ging er zu der Dame und sagte

ihr, daß er sie schon seit langer Zeit liebe und daß nun die Stunde geschlagen habe, wo sie ihm zu willen sein müßte. Sie hatte niemals etwas dergleichen vermutet und sagte ihm: „Ich glaube, mein Vater, daß, wenn ich eine solche ungeheuerliche Absicht hätte, Ihr mich als der erste steinigen würdet." Der Mönch antwortete: „Kommt mit in den Hof und sehet, was ich gemacht habe." Als sie nun ihre beiden Frauen und den Diener ermordet sah, blieb sie starr vor Schrecken stehen und konnte vor Furcht keine Silbe hervorbringen. Der Mönch wollte sie aber nicht nur für eine Stunde genießen und wollte deshalb auch keine Gewalt anwenden; er sagte ihr also: „Fürchtet Euch nicht, Ihr seid in den Händen des Mannes, der Euch am meisten liebt." Bei diesen Worten öffnete er seine weite Kutte und zog darunter eine kleinere hervor, reichte sie der Dame und drohte ihr, wenn sie sie nicht anzöge, würde er sie töten wie die andern.

Die Dame, die mehr tot als lebendig war, hielt es für das beste, sich gehorsam zu stellen, einmal, um ihr Leben zu retten, und dann, um Zeit zu gewinnen, in der Hoffnung, ihr Mann könnte früher zurückkommen. Wie ihr der Mönch befohlen, begann sie ihre Frisur zu lösen, aber so langsam wie möglich; als ihre Haare nun frei herniederwallten, sah der Mönch nicht auf die Schönheit, die sie hatten, sondern schnitt sie eiligst ab, zog sie dann bis aufs Hemd aus und ließ sie die kleine Kutte anlegen, die er mit sich gebracht hatte, nahm die seine wieder um und machte sich schleunigst fort, indem er seinen langbegehrten kleinen Franziskanerbruder mit sich führte. Aber Gott, der mit dem Unschuldigen in der Not Mitleid hat, sah auch die Tränen dieser armen Frau. Ihr Mann nämlich, der seine Angelegenheiten früher als er gedacht, beendet hatte, kehrte auf demselben Wege, den seine Frau kam, nach Hause zurück. Als der Franziskaner ihn von ferne sah, sagte er zu der Frau: „Dort

sehe ich Euren Mann kommen. Wenn er Euch sieht, wird er Euch gewißlich aus meinen Händen befreien wollen, deshalb geht vor mir und wendet nicht den Kopf nach seiner Seite, denn beim geringsten Zeichen werde ich früher den Dolch Euch in die Brust gestoßen, als er Euch aus meinen Händen befreit haben." Während dieser Worte war der Edelmann herangekommen und fragte ihn, wo er herkäme. Er antwortete: „Aus Eurem Hause, wo ich Eure Frau ganz gesund und Eure Rückkehr erwartend verlassen habe."

Der Edelmann ritt vorbei, ohne seine Frau zu bemerken; sein Diener aber, der gewohnt war, mit dem Begleiter des Franziskaners, einem gewissen Bruder Jehan sich zu unterhalten, rief seiner Herrin, in der Meinung, es sei Bruder Jehan, einige Worte zu. Die arme Frau wagte jedoch nicht, den Kopf nach der Seite zu wenden und antwortete keinen Ton; der Diener aber wollte das Gesicht sehen, ritt quer den Weg, und die Dame machte ihm, ohne zu sprechen, mit ihren Augen, die voller Tränen waren, ein Zeichen. Der Diener ritt schleunigst seinem Herrn nach und sagte ihm: „Herr, als ich über den Weg ritt, habe ich den Begleiter des Mönchs gesehen, und es war nicht Bruder Jehan, sondern er glich ganz Eurer Frau, die mir mit tränendem Auge einen flehenden Blick zuwarf." Der Edelmann sagte ihm, er träume, und hörte nicht auf ihn; der Diener blieb aber bei seiner Meinung und bat um Erlaubnis, jenem nacheilen zu dürfen, er selbst möge auf der Straße warten, bis er sich überzeugt hätte, ob er recht gesehen habe. Der Edelmann war damit einverstanden und hielt an, um zu sehen, was sein Diener ihm berichten würde. Als der Franziskaner den Diener hinter sich herkommen sah und ihn nach Bruder Jehan fragen hörte, zweifelte er nicht mehr, daß die Frau erkannt worden sei, kam auf jenen mit einem großen, eisenbeschlagenen Stock zu und versetzte damit dem Diener einen so schweren Hieb über die Lende, daß er vom Pferd zu

Boden stürzte. Sofort warf er sich über ihn und schnitt ihm den Hals durch. Der Edelmann sah von weitem seinen Diener fallen, und da er dachte, daß er durch irgendwelchen Zufall gestürzt sei, eilte er zu ihm, um ihn aufzurichten. Kaum sah ihn aber der Mönch, als er auch auf ihn mit dem Stock einschlug und gerade wie seinen Diener zu Boden warf und sich auf ihn stürzte. Der Edelmann aber, der sehr kräftig war, preßte den Mönch so an sich, daß er ihm nichts anhaben konnte, und rang ihm den Dolch aus der Hand; seine Frau nahm ihn sofort auf und gab ihn ihrem Mann, und während sie mit aller Kraft den Mönch an seiner Kapuze festhielt, versetzte ihm der Mann mehrere Dolchstiche, so daß er schließlich um Gnade bat und seine Untat bekannte. Der Edelmann wollte ihn nicht töten, er bat vielmehr seine Frau, aus seinem Hause Leute herzuschicken und eine Karre, um ihn fortzubringen. Sie tat es, zog die Kutte aus und lief im Hemde mit bloßem Kopf bis nach Haus. Sofort rannten alle ihre Leute zusammen, eilten zu ihrem Herrn, um ihm behilflich zu sein, den eingefangenen Wolf fortzubringen, und fanden ihn auf der Straße, von wo der Franziskaner gebunden in das Haus des Edelmanns geschleppt wurde. Der ließ ihn darauf vor das kaiserliche Gericht nach Flandern führen, wo er seine böse Schuld eingestand. Sein Geständnis und eine besondere Untersuchung an Ort und Stelle ergab auch, daß in jenes Kloster eine ganze Menge von Edelfrauen und Mädchen geschleppt worden waren, ganz auf dieselbe Art und Weise, wie dieser Mönch jene Frau hatte dorthin bringen wollen, was ihm auch ohne die Gnade unseres Herrn Jesus Christus gelungen wäre, der immer denen hilft, die ihre Hoffnung auf ihn setzen. Das Kloster wurde von den Diebesgehilfen und den schönen Frauen, die darin waren, gesäubert, dann wurden die Mönche darin eingeschlossen und zum ewigen Gedächtnis ihrer Untat verbrannt, woraus sich ergibt, daß es nicht Grausameres

gibt als Liebe, wenn sie mit Laster gegründet ist, wie es nichts Menschlicheres und Lobenswerteres gibt, als wenn sie in einem tugendhaften Herzen wohnt.

48. Bernage lernt eine deutsche Demoiselle kennen, die für eine Untreue von ihrem Mann härter als mit dem Tode bestraft wird, es gelingt ihm, den Zorn des Gatten zu sänftigen und das Paar kommt zu langem kindergesegneten Leben.

Der König Karl VIII. schickte einmal nach Deutschland einen Edelmann, namens Bernage von Civrai, aus der Nähe von Amboise; der, um in möglichster Geschwindigkeit seine Reise zu vollenden, Tag und Nacht ununterbrochen fuhr, so daß er eines Abends zu schon vorgerückter Stunde auf das Schloß eines Edelmanns kam, bei dem er um Nachtquartier bat, das ihm, allerdings erst nach langem Hin- und Herreden eingeräumt wurde. Als aber der Edelmann hörte, daß der Fremde in Diensten eines so mächtigen Königs stehe, ging er ihm entgegen und bat ihn wegen der Gröblichkeit seiner Dienerschaft um Entschuldigung; wegen einiger ihm übelwollender Verwandten seiner Frau sei er nämlich genötigt, sein Haus vor allem Besuch verschlossen zu halten. Darauf erzählte der fremde Edelmann den Zweck seiner Gesandtschaft, worauf der Edelmann sich erbot, dem König, so weit es in seinen Kräften stehe, ebenfalls behilflich zu sein, und seinen Gast in sein Schloß führte, wo er ihn gut unterbrachte und standesgemäß bewirtete.

Als nun die Stunde des Abendessens herankam, führte ihn der Edelmann in einen sehr schönen Saal mit herrlichen Teppichen. Als die Speisen aufgetragen waren, sah er hinter einem Vorhang eine Frau von ganz besonderer Schönheit heraustreten, deren Haupthaar jedoch bis auf die Wurzel ab-

geschnitten und die im übrigen nach deutscher Sitte ganz in Schwarz gekleidet war. Nachdem sich der Edelmann und Bernage die Hände gewaschen hatten, brachte man die Schüssel zu jener Dame, die sich ebenfalls die Hände bespülte und dann am unteren Ende der Tafel Platz nahm, ohne zu jemandem zu sprechen, und ohne daß ein anderer mit ihr sprach. Der Ritter von Bernage sah sie oft an, und sie schien ihm eine der schönsten Frauen zu sein, die er je gesehen hatte, nur daß sie sehr blaß und sehr traurig aussah. Nachdem sie etwas gegessen hatte, begehrte sie zu trinken; ein Diener brachte ihr Wasser in einem Totenkopf, an dem die Augen mit Silber verlötet waren, und aus dem sie zwei- bis dreimal trank. Nachdem sie zu Ende gespeist und sich die Hände gewaschen hatte, verbeugte sie sich vor dem Hausherrn und ging wieder hinter den Vorhang zurück, ohne ein Wort zu sprechen. Bernage war sehr verwundert über dieses seltsame Gebaren und wurde ganz nachdenklich und traurig. Sein Wirt sah es und sagte: Ich sehe wohl, daß Ihr über das, was Ihr hier an diesem Tische gesehen habt, sehr erstaunt seid; da ich Euch aber für sehr ehrbar halte, will ich Euch den Zusammenhang mitteilen, damit Ihr nicht denkt, ich sei ohne Veranlassung so grausam. Die Dame, die Ihr gesehen habt, ist meine Frau, die ich mehr geliebt habe, als je ein Mann die seine lieben konnte; so ließ ich, um sie zu heiraten, alle Rücksichten außer Berechnung und führte sie gegen den Willen ihrer Eltern hierher. Auch sie zeigte mir so große Zuneigung, das ich tausendmal mein Leben hingegeben hätte, um das ihre zu einem glücklichen zu machen. So lebten wir lange in Ruhe und Zufriedenheit, und ich hielt mich für den glücklichsten Edelmann der Christenheit. Während einer Reise aber, die ich notwendig um meiner Ehre willen machen mußte, vergaß sie ganz ihre Ehre, ihr Gewissen und ihre Liebe zu mir und verliebte sich in einen jungen Mann, den ich hier groß ge-

zogen hatte. Schon bei meiner Rückkehr hätte ich es bemerken können. Aber meine Liebe zu ihr war so groß, daß ich an ihr nicht zweifeln wollte, bis die Erfahrung mir die Augen öffnete und ich das sah, was ich mehr als den Tod fürchtete. Meine Liebe wandelte sich nun in Verzweiflung und Zorn; ich lauerte ihr also auf und eines Tages tat ich, als ginge ich aus, versteckte mich aber in ihrem Zimmer, in dem sie heute noch wohnt, und sah, wie sie bald nach meinem vermeintlichen Weggehen sich dorthin zurückzog und den jungen Ritter zu sich kommen ließ; dieser kam mit der Vertraulichkeit herein, wie nur ich sie mir ihr gegenüber erlauben darf. Als ich aber sah, daß er sich zu ihr in ihr Bett legen wollte, trat ich aus meinem Versteck hervor, packte ihn in ihren Armen und tötete ihn. Doch das Verbrechen meiner Frau schien mir zu groß, als daß ihr Tod Strafe genug für sie gewesen wäre, ich legte ihr deshalb eine Buße auf, die mir schwerer schien, als den Tod zu erleiden. Ich schloß sie in das Zimmer ein, in das sie sich immer, um ihrem Vergnügen nachzugehen, mit dem, den sie mehr als mich selbst liebte, zurückgezogen hatte. In einem Schrank dieses Zimmers hing ich alle Knochen ihres Geliebten auf, wie man etwas besonders Kostbares in einem Kabinett aufbewahrt. Damit sie auch immer an ihr Vergehen erinnert wird, lasse ich ihr bei Tische in meiner Gegenwart die Getränke, anstatt in einem Becher, im Schädel dieses Treulosen darreichen; damit sie den, den sie durch ihren Fehler sich zum Todfeind gemacht hat, nämlich mich, lebend und ihren Vielgeliebten, dessen Freundschaft sie der meinen vorzog, tot immer vor Augen habe. So sieht sie bei ihren Mahlzeiten die beiden Dinge, die ihr am schlimmsten sein müssen, ihren Feind am Leben und ihren Freund tot, und alles durch ihre Schuld. Im übrigen wird sie wie ich selbst behandelt, nur geht sie mit geschorenem Kopf, denn der Haarschmuck geziemt sich nicht für eine Ehebrecherin, wie

der Schleier nicht für eine Unzüchtige. Deshalb habe ich ihr die Haare abschneiden lassen, um damit anzuzeigen, daß sie ihre Ehre, Scham und Keuschheit verloren hat. Wenn Ihr Euch die Mühe nehmen wollt, will ich Euch zu ihr führen.“ Bernage war gerne damit einverstanden. Sie gingen hinunter und fanden sie in einem sehr schönen Zimmer vor dem Kamin sitzend. Der Edelmann zog einen Vorhang fort, der vor einem Schrank hing, und dahinter sah man die Knochen eines toten Mannes sämtlich aufgehangen. Bernage wollte gern mit der Dame sprechen, aber aus Rücksicht für den Edelmann unterließ er es. Dieser aber bemerkte es und sagte ihm: „wenn Ihr zu ihr reden wollt, werdet Ihr sehen, wie gut und gewandt sie spricht.“ Bernage sagte ihr nun: „Madame, Eure Geduld kommt Eurer Marter gleich. Ich schätze Euch für die unglücklichste Frau der Welt.“ Sie antwortete mit tränendem Auge und einer demutsvollen Anmut: „Ich weiß Herr, meine Sünde ist so groß, daß alle Qualen, die mein Herr und Geliebter (den ich nicht wert bin, meinen Gatten zu nennen) mir auferlegen kann, nichts im Vergleich zu dem Bedauern darüber sind, daß ich ihn beleidigt habe.“ Während sie das sagte, begann sie heftig zu schluchzen. Der Edelmann zog Bernage am Arm mit sich fort. Am andern Morgen reiste dieser frühzeitig fort, um den Auftrag seines Königs auszuführen. Als er sich aber von dem Edelmann verabschiedete, sagte er zu diesem: „Lieber Herr, die Liebe, die ich für Euch hege, und die ehrenvolle und freundschaftliche Aufnahme, die ich in Eurem Hause gefunden habe, mögen es entschuldigen, wenn ich Euch sage, daß Ihr, in Anbetracht der aufrichtigen Reue Eurer Frau, Mitleid mit ihr haben solltet und auch berücksichtigen, daß Ihr noch jung seid und keine Kinder habt; es wäre schade, wenn ein so angesehener Name mit Euch ausstürbe, und daß vielleicht Leute, die Euch nicht wohlgesinnt sind, Eure Erben würden.“ Der Edelmann, der entschlossen

war, kein Wort mehr mit seiner Frau zu sprechcn, dachte lange über den Rat nach, den er vom Herrn de Bernage erhalten hatte; und sah schließlich ein, daß dieser recht habe, versprach ihm auch, wenn sie in dieser demütigen Reue verharre, mit ihr Mitleid zu haben. Bernage reiste dann wegen seines Auftrages ab, als er aber wieder an den Hof seines Herrn, des Königs, gekommen war, erzählte er ihm diese ganze Geschichte, die des Fürsten lebhafte Teilname erweckte, und da jener auch viel von der Schönheit der Dame gesprochen hatte, schickte er seinen Maler, Jehan von Paris, aus, um von dieser Dame ein Porträt nach dem Leben zu nehmen. Dieser tat es mit Bewilligung des Edelmanns, der nach langer Zeit der Reue, sowohl im Verlangen, Nachkommen zu haben, wie auch aus Mitleid mit seiner Frau, die in großer Demut die schwere Buße getragen hatte, sich mit ihr versöhnte; und er erhielt von ihr nachher eine ganze Reihe schöner Kinder.

49. Von der Heuchelei eines Pfarrers, der seine Schwester geschwängert und sie dann als vom heiligen Geist befruchtet ausgibt, und von seiner Bestrafung.

Als der Graf Karl von Angoulème, der Vater des Königs Franz I., ein getreuer und gottesfürchtiger Prinz, in Lögat war, erzählte ihm jemand, daß in dem benachbarten Dorfe Cherves eine Jungfrau sei, die so zurückgezogen und streng sittlich lebe, daß man sie nur bewundern müsse; nichtsdestoweniger sei sie schwanger, verheimliche das auch gar nicht, versichere aber allen Leuten, sie habe sich nie mit einem Mann eingelassen, und wisse nicht, wie ihr das habe passieren können, es sei denn, daß der heilige Geist zu ihr gekommen. Das Volk glaubte es leichtlich und sah in ihr eine zweite Jungfrau Maria. Jeder

wußte ja auch, daß sie schon von frühester Kindheit an große Vernunft gezeigt und niemals irgendwelchen weltlichen Hang offenbart hatte. Sie hielt nicht nur die gebotenen kirchlichen Fasten inne, sondern fastete noch mehrmals die Woche aus eigenem Antrieb und bei jedem, auch dem kleinsten Gottesdienst, war sie in der Kirche zu finden. Alle Welt war deshalb von ihrem heiligen Leben erbaut, und man kam, sie wie ein Mirakel besuchen, und war glücklich, ihr Kleid berühren zu können. Der Dorfpfarrer war ihr Bruder, ein Mann in gesetzten Jahren und von strengem Lebenswandel, der von seiner Gemeinde hochgeschätzt und für einen heiligen Mann gehalten wurde. Der verfuhr sehr streng mit dem Mädchen und schloß es in ein Haus ein. Das Volk war aber unzufrieden damit und schlug soviel Lärm deshalb, daß (wie ich schon gesagt habe) das Gerücht auch dem Grafen zu Ohren kam, der das Volk von dem Mißbrauch, der mit seinem Glauben getrieben wurde, befreien wollte. Er schickte deshalb seinen Kanzler und Großalmosenier, zwei sehr angesehene Männer, aus, um die Wahrheit herauszubekommen. Sie begaben sich an Ort und Stelle und zogen unter der Hand Erkundigungen ein; sie wandten sich auch an den Pfarrer, dem die ganze Sache so unangenehm war, daß er sie bat, der Vernehmung, die er am anderen Tage anzustellen gedachte, beizuwohnen.

Der Pfarrer zelebrierte am andern Morgen die Messe, der seine Schwester schon in sehr vorgeschrittenem Stadium der Schwangerschaft auf den Knien zuhörte. Am Ende der Messe nahm er den Leib Christi und sagte in Gegenwart der ganzen Versammlung zu seiner Schwester: „Du Unglückliche, hier halte ich dir den vor Augen, der für dich gelitten hat und gestorben ist, und frage dich vor seinem Angesicht, bist du Jungfrau, wie du mir immer beteuert hast?“ Ohne zu schwanken und ohne Furcht antwortete sie: „Ja!“ „Wie ist es dann möglich, daß du schwanger und doch noch

Jungfrau bist?" Sie antwortete: „Ich kann nichts anderes annehmen, als daß der heilige Geist zu mir gekommen ist; aber ich kann auch nicht in Abrede stellen, daß Gott mir die Gnade erwiesen hat, mich jungfräulich zu erhalten, denn ich hatte niemals Neigung, mich zu verheiraten." Darauf sagte ihr Bruder: „Ich reiche dir hier den kostbaren Leib Jesu Christi, den du zu deiner ewigen Verdammnis nehmen sollst, wenn es sich anders verhält als du sagst, und die Abgesandten des Herrn Grafen hier sind Zeugen deines Tuns." Das Mädchen, das ungefähr dreizehn Jahre alt war, leistete folgenden Eid: „Ich nehme den Leib meines Herrn Jesu Christi vor Euch, meine Herren, und von dir, mein Bruder, zu meiner Verdammnis, wenn jemals ein Mann mich anders berührt hat als du." Mit diesen Worten empfing sie den Leib unseres Herrn Jesu Christi. Der Kanzler und Großalmosenier des Grafen gingen ganz verwirrt nach Hause, denn sie konnten nicht glauben, daß bei einem solchen Eid Lüge unterlaufen könnte, berichteten dann dem Grafen und wollten ihn ihre eigne Ansicht glauben machen. Er aber war sehr weise, dachte lange nach, ließ sich die Worte des Schwurs wiederholen, und nachdem er sie wohl überdacht hatte, sagte er zu ihnen: „Sie hat Euch die Wahrheit gesagt und Euch also getäuscht, denn sie sagte, niemals habe sie ein Mann anders berührt, als ihr Bruder, und ich glaube nun, daß ihr Bruder sie geschwängert hat und sein Verbrechen unter dieser ganzen großen Vorstellung verdecken will; wir, die wir an den auf die Erde gekommenen Herrn Jesus Christus glauben, dürfen nicht einen neuen erwarten. Geht deshalb und setzt den Pfarrer gefangen; ich bin überzeugt, er wird schon die Wahrheit beichten." Sein Befehl wurde trotz vieler Einwendungen, den Geistlichen nicht so bloßzustellen, ausgeführt. Sobald der Pfarrer ins Gefängnis gebracht war, gestand er seine Missetat ein, und daß er seiner Schwester eingegeben habe, damit sie ungestört ihren verbrecherischen Verkehr weiter

fortsetzen könnten, die Angelegenheit so zu drehen, daß nicht nur eine Beschönigung, sondern ein Betrug daraus würde, unter welchem sie vor aller Welt weiter geachtet wurden. Als man ihm dann vorhielt, wie verwerflich er gehandelt habe, sie auf den Leib Christi einen Meineid schwören zu lassen, sagte er, er sei nicht so vermessen gewesen, er habe ein ungeweihtes Brot genommen. Man berichtete nun dem Grafen von Angoulème, der die Sache zur weiteren Verfolgung den Gerichten übergab. Man wartete bis zur Niederkunft der Schwester, und nachdem sie einen kräftigen Knaben zur Welt gebracht hatte, wurden sie und ihr Bruder verbrannt. Alle Leute, die nun sahen, daß unter der Scheinheiligkeit ein so schreckliches Verbrechen begangen, und unter einem äußerlich so heiligen und frommen Leben ein so verabscheuungswürdiges Laster getrieben worden war, waren im höchsten Grade betroffen.

50. Eine Bürgersfrau von Tours vergilt ihrem Mann Böses mit Gutem und zeigt sich freundlich und gütig gegen seine Geliebte.

In Tours lebte eine schöne und ehrbare Bürgersfrau, die wegen ihrer Tugenden von ihrem Mann nicht nur geliebt, sondern auch geschätzt und gefürchtet wurde. Da es die Unbeständigkeit der menschlichen Natur aber mit sich bringt, daß es den Menschen auch langweilig wird, wenn sie es zu gut haben, verliebte er sich in die Frau eines seiner Pächter und reiste oft von Tours fort, um seinen Meierhof zu besuchen, wo er dann zwei bis drei Tage blieb. Wenn er dann nach Haus kam, war er so abgemattet, daß seine Frau alle Mühe hatte, ihm wieder aufzuhelfen. Kaum war er aber wieder gesund, so ging er wieder aufs Land, und das zu erwartende Vergnügen ließ ihn die ausgestandenen Schmerzen vergessen. Seiner Frau lag vor allen Dingen

sein Leben und seine Gesundheit am Herzen, und da sie ihn immer in schlechtem Zustande zurückkommen sah, ging sie nach der Meierei, wo sie die von ihrem Manne geliebte junge Frau antraf. Sie sagte ihr, ohne Zorn, ja sogar mit ganz freundlichem Sinn, daß sie wohl wisse, daß ihr Mann oft zu ihr komme, sie sei aber unzufrieden damit, daß sie ihn so schlecht verpflege, da er immer ganz kränklich nach Haus zurückkomme. Die arme Frau leugnete aus Scheu vor ihrer Herrin und der Wahrheit zu Liebe nicht und erhielt Verzeihung. Die Dame wollte nun das Bett und das Zimmer sehen, in dem ihr Mann die Nacht zubrachte und fand letzteres so kalt, unsauber und in schlechtem Zustand, daß das Mitleid sie erfaßte. Sie ließ deshalb schleunigst ein gutes Bett mit Laken, Kissen und Zudecke, so wie ihr Mann es liebte, herausschaffen; dann ließ sie das Zimmer austapezieren und schickte ordentliches Geschirr zum Essen und Trinken hinaus, auch Wein, Zuckerwerk und Eingemachtes und bat die Frau, ihr ihren Mann nicht so mitgenommen nach Haus zu schicken. Der Mann kam seiner Gewohnheit gemäß sehr bald wieder zu Besuch zu seiner Meierin, war sehr erstaunt, die armselige Wohnung so hergerichtet zu finden, noch mehr aber, als sie ihm in silbernem Becher zu trinken reichte, und er fragte, wo alle diese Schätze herkämen. Die Arme sagte unter Tränen, seine Frau habe es getan, ihre schlechte Behandlung habe ihr leid getan, und deshalb habe sie das Zimmer so hergerichtet und ihr seine Gesundheit ans Herz gelegt. Als er nun die große Güte seiner Frau inne wurde und sah, daß für das Schlimme, das er ihr angetan hatte, sie ihm nur Gutes erwies, hielt er seine Sünde für ebenso unehrenhaft, als seine Frau gütig mit ihm verfahren war. Er gab deshalb der Meierin eine Summe Geldes, ermahnte sie, fernerhin als anständige Frau zu leben, und kehrte dann zu seiner eigenen zurück. Er beichtete ihr seine Untreue und sagte ihr, daß er ohne diese große Milde und Güte jeden-

falls von dem schlechten Lebenswandel, den er zu führen begonnen, nicht abgelassen hätte. Seitdem lebten sie in Frieden und dachten nicht mehr an das Vergangene.

51. Ein Tapetenmacher stellt sich, als gäbe er dem Kammermädchen, in das er verliebt war, Schläge, und dabei gibt er ihr, was seiner Frau gebührt, und die letztere will es nie glauben, daß er sie betrügt.

In Tours lebte ein sehr gescheiter und kluger Mann, der Tapetenmacher des verstorbenen Herzogs von Orléans, dessen Sohn Franz I. war. Obwohl er infolge einer Krankheit taub geworden war, hatte sein Verstand dadurch nichts an Schärfe eingebüßt; denn es gab keinen geschickteren in seinem Fach und auch in anderen Dingen; ihr werdet gleich sehen, wie er seine Klugheit anwandte. Er hatte eine ehrbare und vermögende Frau geheiratet, mit der er in Frieden und Eintracht lebte. Er fürchtete sehr, ihr irgendwo zu mißfallen und sie suchte auch nur, ihm in allen Dingen zu gehorchen. Bei aller seiner Freundschaft für sie war er aber so freigebig und barmherzig, daß er oft seinen Nachbarinnen das gab, was nur seiner Frau zustand, immer aber so heimlich wie möglich. Sie hatten in ihrem Hause eine Kammerzofe von sehr schönem Wuchs, in die der Tapetenmacher sich verliebt hatte. Aus Furcht aber daß seine Frau etwas davon merken könnte, stellte er sich oft böse und zankte und tadelte sie, indem er sagte, sie sei die faulste Dirne, die er je gehabt habe, und er wundere sich darüber, daß seine Frau sie nie schlage. Einmal sprachen sie von dem Fest zum Andenken an die Ermordung der unschuldigen Kindlein, wobei er zu seiner Frau sagte: „Es wäre sehr gut, Eurer faulen Dirne einmal die Ruthe zu geben; Ihr müßtet das aber nicht mit Eurer Hand tun, denn Ihr seid nur schwach und habt ein zu mitleidiges Herz. Ich müßte

e[illegible]un, dann würden wir wohl besser von ihr bedient werden
a[illegible]isher.“ Die arme Frau ahnte nichts Schlimmes und bat
ih[illegible]s zu tun, indem sie zugab, daß sie weder den Mut,
noc[illegible]e Kraft habe, sie zu schlagen. Der Mann übernahm
den [illegible]ftrag bereitwilligst, tat als wenn er ein sehr strenger
Bütte[illegible]wäre, und kaufte die feinsten Weidenruten, die er
auftre[illegible]n konnte, und um einen ganz besonderen Eifer, sie
zu str[illegible]n, an den Tag zu legen, ließ er sie noch in Salz-
wasse[illegible]uellen, so daß die arme Frau viel zu viel Mitleid
mit ih[illegible] Zofe hatte, als daß ihr ein Zweifel an ihrem Manne
hätte [illegible]mmen können. Als nun der bewußte Tag heran-
gekon[illegible]n war, ging der Mann nach der Kammer, wo das
Mädch[illegible] ganz allein schlief, und gab ihr dort die Rute in
ander[illegible] Weise, als er seiner Frau gesagt hatte. Die Zofe
weint[illegible]ehr, aber das half ihr nichts. Damit seine Frau sie
aber [illegible]cht überraschte, schlug er mit den Ruten auf die
Seite[illegible]etter des Bettes, bis sie sprangen und zerbrachen,
und [illegible] diesem Zustande brachte er sie seiner Frau zurück,
inde[illegible]r sagte: „Nun, meine Liebe, ich denke, sie wird sich
an [illegible] Ruten erinnern.“ Nachdem der Tapetenmacher das
Ha[illegible]erlassen hatte, warf sich die Zofe ihrer Herrin zu
Fü[illegible]nd sagte ihr, ihr Mann habe ihr ein größeres Unrecht
an[illegible], als je einem Mädchen angetan worden sei. Ihre
H[illegible]dachte nicht anders, als daß es sich auf die Ruten-
st[illegible] bezöge, ließ sie deshalb gar nicht zu Ende reden,
so[illegible] sagte ihr: „Mein Mann hat nur wohl getan, ich bitte
ih[illegible]on länger als einen Monat darum. Wenn es Euch
w[illegible]tan hat, so freut es mich nur, haltet Euch deshalb
nu[illegible] mich; er hat Euch noch lange nicht so viel angetan
al[illegible] gekonnt hätte.“ Als die Zofe sah, daß ihre Herrin
de[illegible]ll nur billigte, hielt sie es nicht mehr für eine so
gr[illegible] Sünde als bisher, da diejenige, die man allgemein für
ei[illegible]ehr anständige Frau hielt, selbst die Veranlassung ge-
w[illegible] war; sie sprach deshalb nicht weiter darüber. Als

ferner der Mann seinerseits sah, daß seine Frau nicht weniger zufrieden in ihrer Selbsttäuschung weiterlebte, als er in seiner Täuschung, beschloß er, ihr diese Zufriedenheit recht oft zu verschaffen, und machte die Zofe so zahm, daß sie nicht mehr weinte, wenn sie die Rute bekam. Dieses Leben setzte er lange Zeit, ohne daß seine Frau etwas merkte, fort, bis die großen Schneefälle kamen; ebenso nun, wie der Tapetenmacher seiner Kammerzofe die Rute auf dem Grase des Gartens gegeben hatte, wollte er es auch auf dem Schnee tun. Eines Morgens nun, noch bevor jemand im Hause aufgewacht war, führte er sie hinaus, und während beide sich mit Schneeballen vergnügten, vergaßen sie auch nicht das andere Spiel. Eine der Nachbarinnen aber, die ans Fenster getreten war, um nach dem Wetter zu schauen, und die gerade auf den Garten hinuntersehen konnte, sah diesen Verrat und wurde darüber so erzürnt, daß sie sich vornahm, es ihrer guten Freundin zu sagen, damit sie sich nicht länger von einem so schlechten Mann betrügen, noch von einer so ungetreuen Dienerin bedienen lasse. Nachdem der Tapetenmacher sich genugsam vergnügt hatte, blickte er um sich, ob niemand ihn gesehen habe, und bemerkte die Nachbarin am Fenster, worüber er sehr bestürzt wurde. Da er es aber sehr gut verstand, Tapeten zu färben, verließ er sich darauf, auch diesen Fall schön zu färben und seine Nachbarin ebenso wie seine Frau zu täuschen. Sobald er sich wieder hingelegt hatte, ließ er seine Frau aufstehen, führte sie ebenfalls in den Garten nach der Stelle, wohin er mit der Zofe vorher gegangen war, spielte mit ihr Schneeballwerfen und machte auch im übrigen mit ihr das Spiel genau so, wie mit jener, worauf sie alle beide sich wieder zur Ruhe begaben. Als die Frau zur Messe ging, fand sich dort auch ihre Nachbarin und gute Freundin ein, stellte sich sehr besorgt und eifrig und bat sie, ohne ihr mehr zu sagen, sie möchte ihr Kammermädchen fortjagen, die eine schlechte

und gefährliche Dirne sei. Sie wollte es nicht tun, ohne zu erfahren, weshalb ihre Nachbarin diese schlechte Meinung von ihr habe; jene erzählte ihr also, daß sie sie mit ihrem Manne des Morgens zusammen im Garten gesehen habe. Die gute Frau lachte laut und sagte: „Aber, meine Liebe, das war ja ich.“ „Die,“ fragte jene, „fünf Uhr morgens im Nachtgewand?“ Die andere antwortete: „Ich sage Euch ja, ich war es.“ Die andere konnte es gar nicht glauben und fuhr fort: „Sie warfen sich einander mit Schneeballen, bald an die Brust, bald noch wo anders hin.“ Die gute Frau versicherte ihr wieder: „Ach, Gevatterin, das war ja ich!“ „Aber“, begann die Nachbarin weiter, ich habe sie auf dem Schnee Dinge machen sehen, die weder schön noch ehrbar sind.“ Die Frau sagte weiter: „Gevatterin, ich habe Euch nun gesagt und sage noch einmal, ich war es und keine andere, die alles, was Ihr sagt, getan hat; mein Mann und ich machen uns nun einmal so heimlich das Vergnügen. Ich bitte Euch, nehmet kein Ärgernis daran; Ihr wißt doch, daß wir unsern Männern zu Gefallen sein müssen.“ So ging die gute Nachbarin nach Hause und wünschte jetzt viel mehr, selbst einen solchen Mann zu haben, als ihr vorher eingefallen wäre, gerade nach dem ihrer Nachbarin zu verlangen. Als der Tapetenmacher nach Hause zurückgekehrt war, erzählte ihm seine Frau die Mitteilung ihrer Nachbarin in aller ihrer Länge. Er antwortete: „Seht also; meine Liebe, wie lange wir schon getrennt wären, wenn Ihr nicht eine so vernünftige und verständige Frau wäret. Aber ich hoffe, daß Gott uns zu seinem Ruhm und seiner Zufriedenheit unsere gute Freundschaft bewahren wird.“ „Amen, mein Freund“, erwiderte die Frau, „und ich hoffe, daß Ihr niemals einen Fehler an mir wahrnehmen werdet.“

52. Ein Apothekergehilfe hat einen Span mit einem Advokaten, und läßt unterwegs einen eingewickelten Dreck fallen,



den dieser aufhebt und meint, es sei ein Zuckerhut, welcher aber durch den Geruch alsbald seine Natur offenbarte.

Bei Alençon lebte zur Zeit des letzten Herzogs Karl ein Advokat, namens Anthoine Bacheré, ein lustiger Zechbruder, der sehr gut zu frühstücken liebte. Eines Tages saß er vor der Tür seines Hauses und sah einen Edelmann namens Herrn de la Tirelirière vorbeikommen, der wegen der strengen Kälte zu Fuß von seinem Gut nach der Stadt in Geschäften gekommen war und auch seinen großen Fuchspelz nicht vergessen hatte. Als er den Advokaten sah, dem er sehr ähnlich war, sagte er zu ihm, er habe seine Geschäfte beendet und es erübrige nur noch ein gutes Frühstück ausfindig zu machen, und zwar auf eines andern Kosten. Er nahm ihn unter den Arm und sagte: „Gehen wir nur, wir werden schon einen Dummen finden, der die Zeche für uns bezahlt.“ Zufällig ging hinter ihnen ein Apothekergehilfe, ein sehr schlauer und listenreicher Mensch, mit dem der Advokat immer in Hader lag. Der Gehilfe dachte, daß er sich jetzt einmal ohne viel Mühe rächen könnte. Er holte ein Stück ganz alten, schimmlichen und hartgefrorenen Kaktus, der aussah, wie ein kleiner Zuckerhut und packte ihn in ein schönes weißes Papier, so daß es solchen Leuten viele Lust machen konnte. Dann sah er, wohin die beiden gingen, nahms in seinen Ärmel, überholte sie eiligst, trat in ein Haus, wie um's hinzubringen, und ließ wie aus Versehen aus seine Ärmel das vermeintliche schöne Zuckerhütchen fallen. Der Advokat hob es vergnügt auf und sagte zum Herrn de la Tirelière: „Dieser schlaue Mensch wird heut unsere Zeche bezahlen; machen wir uns aber schnell aus dem Staube!“ Darauf gingen sie in ein Gasthaus und sagten der Schaffnerin: „Macht ein helles Feuer an und bringt Brot und Wein, auch ein gutes Stück Fleisch, wir können zahlen.“ Die Schaffnerin bediente sie nach Wunsch. In der Hitze des Essens und Trinkens aber weichte der Kaktus in

der Brusttasche des Advokaten auf, und es begann im Zimmer sehr zu stinken. Er wandte sich deshalb zornig an die Schaffnerin und sagte, sie hätte die unsauberste Wirtschaft, wie denn das röche; ihre kleinen Kinder hätten ihr wohl die ganze Stube vollgekackt. Dem Herrn de la Tirelière stieg der Duft auch in die Nase und er schimpfte ebenfalls. Die Schaffnerin war aber über den Vorwurf der Unsauberkeit sehr aufgebracht und rief aus: „Beim heiligen Petrus, mein Haus ist reinlich, hier ist kein Dreck, wenn es hier schlecht riecht, habt ihr den Geruch mitgebracht." „Die beiden standen vom Tisch auf wegen des großen Gestanks, spuckten aus und gingen ans Feuer, um sich zu wärmen. Dabei zog der Advokat sein Taschentuch und das war ganz befärbt von dem Zucker, der in Gelee zerfloß. Und er machte seinen Fuchspelz auf und der war ganz voll Dreck. Ihr könnt euch denken, wie die Schaffnerin, die sie so beleidigt hatten, sich nun lustig machte, und wie der Advokat sich schämte, in Täuschungen, womit er doch sein ganzes Leben verbracht hatte, sich von einem Apothekergehilfen übertrumpft zu sehen. Die Schaffnerin hatte aber kein Mitleid und ließ sie die ganze Zeche bezahlen, alles, was sie sich bestellt hatten, indem sie sie damit höhnte, daß sie doch recht betrunken sein müßten, denn sie hätten durch Mund und Nase getrunken. Die Armen zogen mit ihrer Schande und ihrer Ausgabe ab. Kaum waren sie auf der Straße, als sie den Apothekergehilfen trafen, der alle Leute fragte, ob sie nicht einen Zuckerhut, in Papier eingewickelt, gesehen hätten. Sie versuchten, an ihm vorbeizukommen, er rief aber dennoch dem Advokaten zu: „Wenn Ihr meinen Zuckerhut habt, bitte, gebt ihnen mir wieder; Diebereien sind einem armen Teufel, wie ich bin, gegenüber recht unangebracht." Auf sein Rufen liefen alle Leute der Stadt zusammen, um ihren Streit mit anzuhören; die Sache wurde auch vor allen Leuten festgestellt, und zwar war der Apotheker-

gehilfe ebenso froh bestohlen worden zu sein, wie die beiden andern niedergeschlagen, eine so niedrige Dieberei ausgeführt zu haben. Sie beruhigten sich aber in der Hoffnung, es ihm ein ander Mal mit Zinsen heimzuzahlen.

53. Die Frau eines Sattlers liegt in den letzten Zügen, redet vor Zorn wieder und gesundet, weil sie den Mann beim Kammermädchen liegen sieht.

In Ambroise lebte in Diensten der Königin von Navarra ein Sattler namens Brimbaudier, dessen Wesen man am besten nach seiner Gesichtsfarbe beurteilen konnte, denn er schien eher ein Diener des Bacchus, als ein Priester der Diana zu sein. Er hatte eine vermögende Frau geheiratet, die seiner Wirtschaft und der Erziehung seiner Kinder auf sehr verständige Weise vorstand, worüber er sehr zufrieden war. Eines Tages sagte man ihm, daß seine Frau krank und in großer Gefahr sei, was ihn in so große Aufregung versetzte, daß er in größter Eile zu ihrer Hilfe herbeikam. Er fand seine Frau so danieder, daß ihr die Beichte nötiger war als ein Arzt; alles das verursachte ihm große Traurigkeit. Um sich ihn ordentlich vorzustellen, müßte man mit seiner fetten, belegten Stimme sprechen können; noch besser wäre es, wenn einer sein Gesicht und seine Haltung malen könnte. Nachdem er ihr alle möglichen Dienstleistungen verrichtet hatte, verlangte sie nach dem Kruzifix, das man ihr auch brachte. Als der brave Mann das sah, warf er sich ganz verzweifelt auf ein Bett und schrie und rief mit seiner schmalzenden Stimme: „O weh! Mein Gott! Ich verliere meine gute Frau, was werde ich armer Unglücklicher allein tun?" und andere solche Klagen. Als schließlich im Zimmer nur noch eine sehr schön gebaute, junge Kammerzofe war, rief er sie leise zu sich heran und sagte: „Meine Liebe, ich sterbe, ich bin schon schlechter daran wie ein Toter, daß

ich deine Herrin so sterben sehe. Ich weiß nicht, was ich tun und sagen soll, ich empfehle mich dir an und bitte dich, für mein Haus und meine Kinder zu sorgen. Nimm die Schlüssel hier von meiner Seite und halte die Wirtschaft gut in Ordnung, denn ich kann nichts mehr dafür tun." Dem armen Mädchen tat er sehr leid, sie tröstete ihn und bat, er solle den Mut nicht verlieren, damit sie, wenn sie ihre gute Herrin verlieren müsse, nicht auch ihren guten Herrn verliere. Er antwortete: „Das hilft alles nichts, meine Liebe, ich sterbe doch; sieh einmal her, wie mein Gesicht kalt ist, nähere einmal deine Wangen den meinen." Bei diesen Worten faßte er sie an ihre Brust, was sie nicht recht leiden wollte, er bat sie aber, keine Furcht zu haben, es sei durchaus nötig, daß sie sich näher sähen. Währenddem nahm er sie in seine Arme und warf sie aufs Bett. Plötzlich begann seine Frau, deren ganze Gesellschaft das Kruzifix und das Weihwasser war, und die seit zwei Tagen den Mund nicht aufgetan hatte, so laut sie nur mit ihrer schwachen Stimme konnte, zu schreien: „Halt, ihr da, ich bin noch nicht tot!" Dann drohte sie ihnen mit der Hand und sagte: „Du Lump, du Luder, ich bin noch nicht tot." Als ihr Mann und das Kammermädchen ihre Stimme hörten, erhoben sie sich sofort; sie war aber so zornig auf sie, daß der Zorn ihr den Katarrh ganz fortnahm und sie ihnen alle Schimpfworte, die ihr nur einfielen, an den Kopf warf. Und von Stund an gesundete sie, warf aber oft genug ihrem Mann die geringe Liebe vor, die er für sie gehabt habe.

54. Von schlüpfrigen Reden eines Franziskanermönches in seinen Predigten.

In der Nähe der Stadt Bleré in der Touraine liegt ein Dorf mit Namen Saint-Martien-le-Beau, wohin ein Franziskanermönch aus dem Kloster von Tours berufen wurde, um während der Advents- und Fastenzeit dort zu predigen.



Dieser Franziskanermönch war mehr ein Schwätzer als ein Gelehrter, und da er manchmal nicht wußte, wie er seine Predigt zu Ende bringen sollte, flocht er Erzählungen ein, die nicht gerade sehr erbaulich für die guten Dorfbewohner waren. Eines Tages, es war der Gründonnerstag, predigte er von dem Osterlamm und wie man das des Nachts essen müsse, und als er sah, daß seiner Predigt viele schöne junge Damen aus Amboise beiwohnten, die gerade erst angekommen waren, um in dem Dorf das Osterfest zu verbringen und einige Tage dort zu bleiben, wollte er sich bei ihnen beliebt machen und fragte die weibliche Zuhörerschaft, ob sie denn wüßten, was das sei, zur Nachtzeit am Fleisch sich wohl sein lassen. „Ich werde es euch sonst lehren, meine Damen," setzte er hinzu. Die jungen Männer von Amboise, die mit ihren Frauen, Schwestern und Nichten gekommen und in der Kirche zugegen waren und die den guten Humor dieses Fastenpredigers noch nicht kannten, nahmen Anstoß daran. Als sie ihn aber weiter angehört hatten, verwandelte sich ihr Unmut in Lachen, besonders, als er sagte, daß man beim Essen des Osterlamms die Lenden umgürtet, die Füße in den Schuhen und eine Hand am Stocke haben müßte. Dann als er sie lachen sah und wohl wußte, weshalb, verbesserte er sich schnell und sagte: „Richtig, richtig, die Schuhe an den Füßen und einen Stock in der Hand. Das ist doch gehupft wie gesprungen, meint ihr nicht?" Alles brach in Lachen aus. Selbst die Damen, für die er noch allerhand andere erbauliche Bemerkungen einschaltete, konnten nicht an sich halten. Als nun seine Stunde bald zu Ende war, wollte er nicht, daß sie unzufrieden mit ihm fortgingen, und sagte: „Nun, meine Schönen, jetzt geht ihr nun zu euren Bekannten, und da geht das Klatschen los und das Fragen, was ist denn das für ein Bruder, der so unverschämt spricht? Scheint ein recht netter Zechkumpan zu sein! Nun, ich will euch nur sagen, wundert euch nicht,

daß ich kein Blatt vor den Mund nehme, ich bin nämlich aus Mijou, zu euern Diensten.“ Mit diesen Worten beendete er seine Predigt und verließ seine Zuhörer, die mehr zum Lachen aufgelegt waren über seine Anzüglichkeiten, als zum Weinen über die Leidensgeschichte unseres Herrn Jesus Christus, deren Erinnerungsfest in jenen Tagen gefeiert wurde. Seine andern Predigten während der Festtage waren von derselben Güte. Wie ihr wißt, sammeln diese Mönche Almosen, um auch ihren Osterkuchen zu haben; man gibt ihnen dann nicht nur Eier, sondern auch andere Sachen, wie Wäsche, Spinnwolle, Würste, Schinken, Speckseiten und dergleichen. Und als er nun am Mittwoch nach Ostern seine Fürbitten hielt, an denen es dann solche Leute nicht fehlen lassen, sagte er: „Meine Damen, es bedrängt mich, euch für die Freigebigkeit, die ihr unserm armen Kloster erwiesen habt, zu danken; aber ich muß euch doch sagen, daß ihr die Notdurft unseres Klosters nicht recht erkannt habt, denn der größte Teil von dem was ihr gegeben habt, sind Würste, und daran fehlt es uns Gott sei Dank nicht, unser ganzes Kloster ist ja damit vollgepfropft. Was sollen wir nun mit so vielen machen? Wißt ihr was, meine Damen? Ich meine es wäre das beste, ihr mischtet eure Schinken unter unsre Würste, das wäre ein gutes Almosen.“ Dann setzte er seine Rede und den Skandal fort, machte zotige Bemerkungen und rief schließlich voller Verwunderung aus: „Nun, was denn, meine Herren und Damen von Saint-Martin, ich bin erstaunt, daß ihr euch um nichts und wieder nichts, nur um meinetwillen beleidigt fühlt und allenthalben von mir herumerzählt und sagt: „Was für eine schlimme Sache, wer hätte denken können, daß der würdige Pater die Tochter seiner Wirtin schwanger machen würde?“ Nun, das ist was Rechtes, um darüber die Augen aufzureißen! Wahrhaftig, meine Schönen, ihr müßtet euch doch etwas mehr wundern, wenn das Mädchen den Mönch schwanger gemacht hätte!“



VII. AUS DEN CONTES OU NOUVELLES RÉCRÉATIONS ET JOYEUX DEVIS VON BONAVENTURE DESPÉRIERS.

55. Von einem Narren, namens Polite.

Es lebte einmal ein Narr, namens Polite, der gehörte einem Abt von Bourgueil. Eines Tags, eines Morgens, eines Abends, ich vermag die Stunde nicht anzugeben, hatte der Herr Abt eine hübsche Magd bei sich liegen, als Polite ans Bett trat und die Hand am Fußende des Bettes unter die Laken steckte. Allwo er zuerst einen menschlichen Fuß antraf und den Abt fragte: „Pfaff, wem gehört dieser Fuß?“ — „Mir,“ sagte der Abt. — „Und der da?“ — „Auch.“ Also nahm er diese Füße, legte sie beiseit und hielt sie mit der einen Hand fest. Mit der andern griff er wieder einen und fragte: „Und wem gehört der da?“ — „Mir,“ sprach der Abt. — „Wa . . ., und der da?“ — „Ach, geh, du bist doch nur ein Narr! Der gehört mir auch.“ — „Zum Teufel mit dem Pfaffen!“ rief Polite, „er hat vier Füße wie ein Gaul!“

56. Von drei Schwestern, die heirateten, wie jede ihrem Gatten schlagfertig antwortete in der Hochzeitsnacht.

Im Lande Anjou lebte einst ein Edelmann, der war reich und aus gar vornehmem Geschlecht, aber er ging etwas sehr seinem Vergnügen nach. Er hatte drei hübsche, anmutige Töchter, und in einem Alter, daß bereits die jüngste auf den Nahkampf Leib an Leib gerüstet war. Sie waren seit langem mutterlos. Und da der Vater noch gut bei Jahren war, so hielt er stets auf guten Brauch und Sitte, nämlich in seinem Hause jegliche lustige Gesellschaft zu

empfangen, wobei wacker getanzt und gespielt und jedwede Kurzweil getrieben ward. Auch war er ebenso nachsichtig wie unbesorgt um den Ruf seines Hauses, und seine Töchter hatten volle Freiheit mit den jungen Edelherrn zu sprechen, allwelche gewöhnlich nicht von der Brotteuerung reden oder von Regierungssachen. Überdies hatte der Vater selbst so manche Liebelei, was die Fräuleins ermutigte, sich lieben zu lassen und folgerichtig ebenfalls zu lieben. Denn sie hatten das Herz am rechten Fleck und glaubten es ihrem Hause schuldig zu sein, um sich nicht den Tadel der Undankbarkeit zuzuziehen, die Liebe zu erwidern. Um dieser Ursachen willen ward eine jede gepriesen, geherzt und verfolgt, Tag für Tag und zu jeder Stunde; und sie ließen sich gewinnen, hatten Mitleid mit ihren Werbern und begannen den Zeitvertreib zu zweit zu spielen, jede an ihrem Ort. Und bei diesem Spiel betätigten sie sich so eifrig, daß die Zeichen zum Vorschein kamen. Denn die Älteste, die reif und flügge war, nahm sich nicht in acht, also daß sich ihr Bauch hob, worüber sie ziemlich erstaunte, denn sie konnt' es nicht verdecken, zumal ja keine Mutter da war, die dafür gesorgt hätte, daß ihre Töchter nicht zu früh aufgeblasen werden, oder doch ein Mittel gewußt, um Überraschungen und Unannehmlichkeiten vorzubeugen. Da das Mädchen also kein Mittel wußte sich zurückzuziehen ohne den Willen ihres Vaters, so mußte er's erfahren.

Da er diese Neuigkeit hörte, war er erst erzürnt, aber nicht allzulange. Denn er gehörte zu jenem glücklichen Menschenschlag, der sich nichts allzusehr zu Herzen gehen läßt. Und wahrhaftig, wozu soll man sich lang mit einer Sache quälen, wenn sie einmal geschehen ist, und sie dadurch doch nur verschlimmern? Er schickte seine Tochter eiligst zwei, drei Meilen weit weg, zu einer ihrer Tanten, angeblich krankheitshalber, weil ihr die Ärzte Luftwechsel angeraten hätten; und wartete, bis sich die Füßchen zeigen würden.

Aber ein Glück kommt selten allein. Während sie sich ihrer Angelegenheit entledigte, geriet die zweite hinein. Vielleicht durch des Himmels Willen, weil sie sich über ihre ältere Schwester lustig gemacht hatte; wofür sie Gott also strafen wollte. Kurz, sie bemerkte, daß sie's im Rücken, will sagen im Bauch hatte, und der Vater erfuhr es gleichfalls. „Nun, Gott sei gepriesen," sprach er, „die Welt will sich vermehren, so sind wir nun einmal geschaffen worden."

Und daraufhin argwöhnisch geworden, ging er zur jüngsten, die noch nicht schwanger war, aber ihre Pflicht nach Kräften erfüllte: „Nun, und du meine Tochter, wie trägst du dich? Hast du wohl auch den Weg deiner älteren Schwestern eingeschlagen?" Das Mädchen konnte die Schamröte nicht zurückhalten, was der Vater für ein Geständnis ansah: „Nun, Gott geb dir gut Gelingen und bewahre uns vor weiterem Glück!"

Alsdann bedachte er, es möchte Zeit sein, die Angelegenheit zu ordnen, und wußte nichts besseres, als seine drei Töchter zu verheiraten. Aber dabei fand er einigen Übelstand. Denn seinen Nachbarn konnt' er sie nicht aufhalsen, das wußte er wohl, denn der Ruf seines Hauses war bekannt, zum mindesten etwas verdächtig. Andererseits ließ es sich nicht tun, sie von den Zeugern nehmen zu lassen, denn es war leicht möglich, daß es mehrere waren, da einer die Füße gemacht hatte, ein anderer die Ohren und ein dritter die Nase. Wer weiß, wie die Dinge auf dieser Welt laufen! Und zudem, wenn jede auch nur einen gehabt hatte, ein Mann nimmt doch nicht gern eine, die ihm schon ein Brot gebacken hat.

Darum hielt es der Vater für das beste, die Schwiegersöhne ein wenig weiter her zu holen. Und da es so lustigen Leuten niemals übel gehn kann, so fand er auch bald, was er brauchte. Nämlich in der Bretagne, wo er wohl bekannt

war, sowohl für den Ruf seines Geschlechts, wie für das Gut, das er in besagtem Lande besaß, unweit der Stadt Nantes. Deshalb war er um einen Vorwand zur Reise dahin nicht verlegen. Alsbald nachdem er angelangt, verbreitete er, teils selber, teils durch Zwischenträger, das Gerücht von der Heirat seiner drei Töchter. Da spitzten die Bretonen gern die Ohren, sodaß er Auswahl genug fand.

Unter allen aber traf er das Haus eines reichen Edelmannes der Bretagne, allwo drei Söhne im richtigen Alter waren, von stattlichem Ansehen, wackere Rund- und Reigentänzer und tüchtige Kämpfer, die ihren Mann standen. Da er wußte, je eher je besser, so schloß er den Handel mit dem Vater und den drei Söhnen, die seine drei Töchter heimführen sollten, und es sollte aus drei Hochzeiten eine gemacht werden, derart, daß sie an ein und demselben Tag heirateten. Also rüsteten sich die drei Brüder in kurzem und zogen mit dem Vater der drei Töchter nach Anjou. Da sie angekommen, besahen sie sich eine jede und fanden sie alle drei sehr hübsch, munter und aufgeweckt. Die Heirat wurde geschlossen und darauf zugerüstet.

Da der Vorabend der Hochzeit gekommen war, rief der Vater die Töchter zu sich und sprach folgendes: „Hört! Ihr wißt, was für eine Verfehlung ihr alle drei begangen und in welche Sorge ihr mich gestürzt habt. Wär ich von der Art strenger Väter, so hätt ich euch als Dirnen verstoßen und ihr hättet keinen Pfennig Erbe. Aber ich habe lieber einmal alle Mühe auf mich genommen, um die Sache ins Reine zu bringen, statt euch alle drei in Verzweiflung zu stürzen und mich in ewigen Kummer über eure Tollheit. Nun hab' ich einer jeden von euch einen Gatten zugeführt. Entschließt euch, sie fröhlich zu empfangen, habt Mut, ihr werdet nicht daran sterben. Merken sie etwas, so ist's ihr Schade. Warum sind sie gekommen? Als ihr eure Sachen machtet, dachtet ihr doch nicht an sie, nicht wahr?" — Sie antworteten

lächelnd, nein. — „Nun also, so habt ihr ihnen noch nichts übles zugefügt. Aber macht mir künftig keine Ungelegenheiten mehr, sonst werd ich euch tüchtig zügeln. Nehmt euch ja in acht! Aber ich versichere euch, daß ich alle früheren Verfehlungen vergessen will. Noch mehr; um euch Mut zu machen, versprech ich euch, daß ich der von euch, die das schlagfertigste Wort spricht in der ersten Nacht, die sie mit ihrem Gatten verbringt, zweihundert Taler mehr gebe. Nun geht und überlegt es euch."

Nach dieser weisen Ermahnung legte er sich schlafen, und die drei Töchter gleichermaßen, und sie dachten, jede für sich, eifrig nach, was sie wohl in der Kampfnacht sagen sollten, um die zweihundert Taler zu gewinnen. Aber zuletzt beschlossen sie, den Angriff abzuwarten, in der Hoffnung, der liebe Gott werde es ihnen schon zur rechten Zeit eingeben, was sie sagen sollten.

Den andern Tag war Hochzeit. Sie wurden getraut, sie trieben Kurzweil, sie tanzten, was wollt ihr mehr? Die Hochzeitsbetten wurden bereitet, und die drei Klosterjungfern legten sich nieder und die Gatten dazu. Der der ältesten brachte beim Kosen die Hand unter den Bauch und merkte gleich, daß es da unten etwas faltig war. Dachte, man habe ihm da was schönes aufgehängt. „Oho!" sprach er, „die Vögel sind schon ausgeflogen." Die Dame erwiderte ganz ruhig: „Haltet Euch ans Nest!" Eins! — Der Gatte der zweiten fühlte beim Befingern, daß der Bauch ein wenig rund war. „Ei, die Scheun' ist voll!" „Klopft an die Tür!" antwortete sie. Zwei! — Der Gatte der dritten, da er sein Spiel trieb, merkte gleich, daß er nicht der erste war. „Der Weg ist schon gebahnt!" sprach er. „Da werdet Ihr Euch nicht so leicht verirren!" Drei!

Die Nacht verstrich und am andern Morgen kamen sie bei ihrem Vater zusammen, und eine jede berichtete, was ihr geschehen sei und was sie erwidert habe. Quaeritur

welcher von den dreien der Vater die zweihundert Taler geben sollte. Denkt nach und ich glaube, ihr werdet meiner Meinung werden, daß sie die zweihundert Taler teilen mußten, oder eine jede zweihundert erhalten. Denn eine jede hatte redlichen Willen gezeigt, und dieser mag der Tat gleichgestellt werden.

Aber wenn es euch gefällt, will ich euch bei Gelegenheit dieser noch eine andere Frage stellen: Was zieht ihr vor, Hahnrei im Gras oder Hahnrei im Stroh? Antwortet nicht vorschnell, besser im Gras als im Stroh. Denn ihr wißt, es ist ein selten Ding, eine Jungfrau zu heiraten. Nun also, wenn sie euch nachher zum Hahnrei macht, so bleibt euch doch stets das Vergnügen, ich meine nicht, Hahnrei zu sein, sondern sie entjungfert zu haben. Und dann habt ihr davon tausend Vorteile; Pantagruel*) spricht das schön aus. Aber ich will nicht weiter die Gründe für und wider erörtern. Ich überlaß es euch; nachher mögt ihr mir's sagen.

57. Von Madame la Fourrière, die einen Edelmann zu weit beherbergte.

Ist noch nicht lange her, da lebte eine sehr gutwillige Dame, die man la Fourrière nannte. Diese lebte zuweilen auf ihrem Gut, wann der Gatte gerade zu Haus weilte. Aber den größten Teil ihrer Zeit war sie in Paris; denn sie fühlte sich dort sehr wohl, wie es ja das Paradies der Frauen ist, die Hölle der Maultiere und das Fegefeuer der Bittsteller. Eines Tages, da sie dort vor der Tür der Wohnung stand, wohin sie sich gewöhnlich zurückzog, kam ein Edelmann vorbei, von einem Freunde begleitet, zu dem er im Vorbeigehen ganz laut, damit sie es höre, sprach: „Bei Gott,

*) Pantagruel, livre III, chap. XXVIII.

hätt ich so ein Reitpferd heute nacht, ich wollte tüchtig Meilen hinter mich bringen bis morgen früh."

Die Dame Fourrière, da sie diese Worte hörte, fand sie sehr nach ihrem Gefallen, denn sie war bereit, sprach zu einem kleinen Kerl, den sie bei sich hatte: „Geschwind, folg diesem Edelmann nach, der so und so gekleidet ist, und paß auf, wo er eintritt. Sag ihm, daß die Dame, die er eben an dieser Wohnung gesehen hat, sich seiner Gnade empfiehlt, und wenn er sie heute abend zu sehen wünscht, so erwartet sie ihn zur Mahlzeit zwischen acht und neun Uhr."

Der Edelmann sandte der Dame seine Grüße und ließ sie wissen, daß er sich einstellen werde. Man muß wissen, daß die beiden Wohnnngen nicht allzuweit voneinander lagen. — Der Edelmann versäumte nicht die Stunde, und traf die Dame Fourrière auf ihn wartend. Sie empfing ihn anmutig, sie plauderten einige Zeit. Da es spät ward, bereitete die Zofe das Bett, allwo sich der Edelmann nach dem Vertrag niederlegte und die Dame neben ihm. Der Edelmann stieg aufs Pferd und begann zu spornen und aber zu spornen. Aber er vermochte im ganzen nur drei Rennen zu machen vom Abend bis zum Morgen, da er sich beizeiten erhob und wegging; und sein Reittier im Stall ließ. Den andern Tag, oder einige Tage später, begegnete die la Fourrière, die stets ein Geschäft in der Stadt hatte, den Edelmann, den grüßt sie und sprach: „Guten Tag, Herr Zwei-und-eins!" Der blieb stehen, schaute sie an und sagte: „Beim Henker, Madame, wär der Sattel gut gewesen, so hätt ich gern zweimaldrei gemacht." Und da er ihren Namen erfahren hatte, am Tag zuvor (denn sie war wohlbekannt) sprach er: „Madame la Fourrière, ihr habt mich in jener Nacht sehr weit beherbergt." — „Das schon, Herr, aber ich dachte nicht, daß ihr so kleine Schritte machtet." — Gut angegriffen, gut verteidigt!

58. Von einem Edelmann, der mit der Post gefahren war, und einem Hahn, der nicht vögeln konnte.

Ein Edelmann, ein gewaltiger Herr, war eine zeitlang von Hause weggewesen und trug Verlangen, seine Frau wiederzusehen, die jung, schön und ansehnlich war. Und um schneller anzukommen, nahm er zwei Tagereisen weit die Post und kam in später Nachtzeit an, da seine Frau schon zu Bett lag. Er legte sich neben ihr nieder, sie aber erwachte alsbald, hoch erfreut über die gute Gesellschaft und dachte, sie sollte wohl ein Maß gefüllt bekommen. Aber die Freude war kurz, denn Monsieur war müde von der Reise und ganz zerschlagen, daß ob er ihr auch Zärtlichkeiten erwies, er seine Pflicht nicht erfüllen konnte und unverrichteter Dinge sich schlafen legte, indem er sich mit diesen Worten entschuldigte: „Mein Schatz, meine große Liebe für Euch ließ mich aufs eiligste zu Euch kommen, ich habe den ganzen Weg mit der Post zurückgelegt. Wollet mich für dies Mal entschuldigen."

Die Dame fand das gar nicht nach ihrem Geschmack. Denn man sagt, daß eine Frau nichts übler vermerkt, und nicht ohn' Ursach', als wenn der Mann ihren Appetit erregt, ohne ihn zu stillen. Und die Erfahrung lehrt, daß des öftern ein Liebhaber, der lange Zeit eine Dame verfolgte, im Augenblick, da sie ihn unversehens erhört, davon so überrascht wird, daß er unfähig ist, sei es aus zu großer Liebe, sei es aus Furcht, oder aus sonst einer unglücklichen Ursache. Niemals wird er das später bemänteln können.

Doch faßte sich die Dame in Geduld, teils gezwungen, teils gezwängt, und ging diese Nacht leer aus. Am Morgen erhob sie sich und ließ den Gatten weiter ruhen. Nach einer oder zwei Stunden erhob er sich, und da er beim Ankleiden ans Fenster trat, schaute er in den Hof hinab und die Dame neben ihm. Er bemerkte einen Hahn, der mit einer Henne liebelte, sie wieder ließ, dann mehrmals wieder die Zärt-

lichkeiten wiederholte, aber nie weiterging. Monsieur, der ihm zusah, erboste sich und sprach: „Sieh einer den niederträchtigen Hahn! Seit einer Stunde geht er um die Henne herum und kann ihr nichts machen. Er taugt nichts. Weg mit ihm und einen andern her!“ — Die Dame erwiderte: „Ei, Herr! verzeiht ihm. Vielleicht ist er die ganze Nacht mit der Post gereist.“ Hierzu schwieg Monsieur und sprach nicht mehr, denn er wußte wohl, daß diese Worte an seine Adresse gerichtet waren.

59. Von einem Pfaffen, der seine Wäsche wusch.

Ein Pfaffe hatte eine Magd von fünfundzwanzig Jahren, die ihm Tag und Nacht dienen mußte, das arme Mädchen, wofür er öfters vor das bischöfliche Gericht geladen wurde und Buße zahlen mußte. Aber damit konnte sein Bischof nicht zum Ziel kommen. Einmal verbot er ihm Mägde zu nehmen, die nicht mindestens fünfzig Jahre zählten. Der Pfaffe nahm eine von zwanzig und eine von dreißig. Da der Bischof diese Verfehlung erfuhr, pejor priore, verbot er ihm überhaupt eine zu nehmen. Also mußte der Pfaffe gehorchen, tat wenigstens so. Und da er ein guter, lustiger Gesell war, fand er stets Mittel, seinen Bischof zu besänftigen, der öfters auch bei ihm einkehrte. Denn er hatte einen trefflichen Wein und verstand sich auf eine lustige Gesellschaft.

Eines Tages ließ ihm der Bischof ankündigen, er wolle den andern Tag bei ihm speisen. Der Pfaffe ließ ihm seinen Willkommgruß entbieten, und gedachte seinen Bischof festlich zu empfangen. Aber er hatte ja keine Magd, infolge des auferlegten Verbots! Was tat er? Als er das Essen für seinen Bischof bereitet hatte und es die Stunde war, da er ihn kommen wußte, zog er Schuhe und Hosen aus, nahm

einen Haufen Wäsche mit und begab sich zu einem kleinen Bach, der über den Weg ging, den der Bischof kommen sollte. Er trat bis zum Knie ins Wasser, mit einer Waschbank, hielt einen Schläger in der Hand und wusch seine Sachen sauber und rein.

Da kam der Bischof heran. Die in seinem Zug, die vorne gingen, entdeckten meinen guten Pfaffen von Brou, der sein Zeug wusch und den Arsch hebend alles zeigte, was er da trug. Sie zeigten ihn dem Bischof: „Herr, wollt Ihr den Pfaffen von Brou sehen, wie er seine Laken wäscht?“ Der Bischof, da er ihn sah, war weidlich verdutzt und wußte nicht, sollte er lachen oder schelten. Er näherte sich dem Pfaffen, der immerzu draufschlug und tat, als ob er weder sehe noch höre. „He, du heidnischer Pfaff! Was tust du da?“ — Der Pfaffe tat überrascht und sprach: „Herr, Ihr seht es, ich reinige meine Wäsche.“ — „Deine Wäsche?“ sprach der Bischof, „bist du Wäscher geworden? Ziemt das einem Priester? O! ich werde dir in meinem Gefängnis etwas Wasser vorsetzen lassen, ich werde dir deine Pfründe nehmen.“ — „Warum dies, Herr?“ sprach der Pfaffe, „Ihr habt mir verboten eine Magd zu halten, nun muß ich mich selbst bedienen, denn ich habe keine weiße Wäsche mehr.“ — „O, du niederträchtiger Pfaffe! Nun, du sollst wieder eine bekommen.“

60. Von einem Schotten und seiner Frau, die ein wenig zu geschickt war im Handwerk.

Ein Schotte, der eine zeitlang am Hofe gedient hatte strebte nach dem Rang eines Leibschützen, denn das ist der höchste, den sich seine Landsleute wünschen, wann sie in Frankreich dienen, denn alsdann nennen sie sich alle Vettern des Königs von Schottland. Dieser Schotte nun, um zu jenem hohen Rang zu gelangen,



hatte wacker gedient, wofür ihm unter anderm die Gnade gewährt ward, ein Fräulein einer großen Dame zu ehelichen; welches Mädchen gerade im richtigen Alter war.

Kaum waren sie vermählt, da gedachte sie all der guten Lehren, die man den jungvermählten Frauen erteilt. Erstlich, ihren Kopfputz mit beiden Händen festzuhalten, damit der Gatte ihn nicht ablegen kann. Zweitens, die Beine zusammenzupressen, wie ein Mann der in einen Brunnen steigt. Zum dritten, sich etwas widerstrebend zu zeigen und alsdann, für jeden Stoß, den man ihnen gibt, zwei zurückzugeben. Die junge Dame machte sich alsbald daran, all diese schönen, heiligen Lehren nacheinander zu befolgen, und verstand sich bald trefflich darauf. Damit war der Schotte nicht sehr zufrieden, besonders was den letzten Punkt angeht. Da er sah, daß sie so wacker loslegte, vermeinte der arme Mann, sie müsse es von einem andern Meister gelernt haben, also daß er sie grob anraunzte: „Ah, Ihr wackelt!“ und legte sich schlafen. Und so zu allen Stunden, die er mit ihr verbrachte, sprach er: „Ah, Ihr wackelt! Ihr wackelt! wie eine Hure wackelt Ihr!“

Und er bohrte sich immer tiefer darein, daß er schließlich seiner Frau keinen freundlichen Blick mehr gönnte, noch sie des Nachts mehr küßte. Sie ihrerseits zog sich immer mehr zurück und hütete sich wohl zu zappein. Und da sie sah, wie der Schotte stets kalte Füße und Kopfschmerzen hatte und ewig raunzte, ward sie ganz trübsinnig und kopfhängerisch.

Dies bemerkte ihre Herrin nnd fragte: „Was habt Ihr, meine Liebe? Seid Ihr etwa schwanger?“ — „Ach nein, Herrin.“ — „Was habt Ihr denn? Es muß etwas sein.“ Sie drängte so lange, bis sie's erfuhr, wie ja die Frauen alles wissen wollen. (Ich kann das ruhig hier sagen, denn ich weiß wohl, daß keine diese Stelle lesen wird.) Sie erzählte den Fall, und da die Dame alles vernommen hatte, sprach sie: „Ist's nur das? Seid ruhig, ich werd' mit ihm reden.“

Dies tat sie, rief den Schotten zu sich und fragte, wie es ihm gehe mit seiner Frau. „Großen Dank, Dame, ich befinde mich wohl." — „Ja, aber Eure Frau ist stets bekümmert. Was habt Ihr getan?" — „Ich habe nichts getan, ich weiß nicht, warum sie so mißvergnügt ist." — „Aber ich weiß es, sie hat mir alles gesagt. Wißt Ihr was, mein Freund? Ich wünsche, daß Ihr sie gut behandelt und nicht nach Grillen jagt. Ei, seid Ihr noch so grün, daß Ihr meint, die Frauen dürften nicht auch ihr Vergnügen haben wie die Männer? Meint Ihr dazu müsse man lang in die Schule gehen, um es zu erlernen? Die Natur lehrt es zur Genüge. Meint Ihr, Eure Frau soll sich nicht mehr bewegen dürfen wie ein Holzklotz? Wohlan, ich will nichts mehr davon zu hören bekommen! Behandelt sie freundlich!"

Mein Schotte war's zufrieden, halb aus Zwang, halb aus Liebe. Alsbald ließ es die Dame die junge Frau wissen, was sie dem Schotten gesagt habe. Mag auch wohl sein, daß die Junge im Vorzimmer gehorcht hat, ohne daß es der Schotte gemerkt. Aber sie tat nicht dergleichen, sondern spielte Tag und Nacht die Gekränkte, erwiderte keinen Stoß, den sie bekam, bis eines Nachts er sie ermunterte: „Wackelt doch meine Dame, ich bitt' Euch." Da ließ sie sich erst ein Weilchen erbitten, aber zuletzt ward sie besänftigt, und der Schotte war nicht mehr ärgerlich.

61. Von einer Dame zu Orléans, die einen Studenten liebte, der vor ihrer Tür wie ein kleiner Hund kläffte, und wie der große Hund den kleinen vertrieb.

Eine Dame zu Orléans, vornehm und ehrbar, die Frau eines Tuchhändlers, ward lange Zeit von einem Studenten verfolgt, einem hübschen, jungen Mann, der anmutig zu tanzen verstand. Denn zu jener Zeit waren zu Orléans die Tänzer, zu Poitiers die Flötenbläser,



zu Avignon die Fechter, und zu Toulouse die Studierenden. Von diesem Studenten, der Clairet hieß, ließ sich die Dame, mitleidig und barmherzig wie sie war, gewinnen und setzte ihn in Besitz ihres Liebes-Schatzkästlein, an dem er friedlich sich ergötzte, und unterhielten sich mit Zwiegespräch, Liebesbotschaften und anderm Zeitvertreib. Sie machten kleine Zeichen aus, die sie eins nach dem andern anwandten. So auch dieses, daß Clairet um die zehnte Stunde der Nacht an ihre Türe kam und kläffte wie ein kleiner Köter. Darauf war die Zofe angewiesen, ihm stracks ohne Kerze oder Leuchte die Tür zu öffnen, und dann geschah stillschweigend das Mysterium.

Nun war da ein andrer Student, der unweit jener Dame wohnte und sehr in sie verliebt war, der auch gern sein Teil gehabt hätte neben Clairet. Aber er kam nicht zu Streich, sei es, daß er ihr nicht genehm war, sei es, daß er sich nicht aufzuführen wußte, oder, was glaublicher erscheint, weil die schlauen Damen sich nicht gern mit ihren Nachbarn einlassen, um sich nicht zu leicht zu verraten.

Aber er hatte wohl bemerkt, daß Clairet dort eintrat und ein- und ausging, und hatte ihn kläffen hören und gesehen, wie man ihm die Tür öffnete. Was tat er? Eines Tages, da der Gatte weg war, und nachdem er sich versichert hatte, daß es die Stunde sei, da Clairet zu kommen pflegte, bedachte er, daß er mit seiner Stimme auch den kleinen Köter spielen könne wie Clairet.

Also kam er kurz vor zehn Uhr an die Tür der Dame und spielte den kleinen Köter: „Wawa! wawa!“ Da ihn die Pförtnerin vernahm, öffnete sie augenblicks, worüber er fröhlich eintrat, und da er die Örtlichkeit wohl kannte, gelangte er alsbald zum Bett der jungen Dame, die vermeinte, es sei Clairet. Ihr versteht, daß er keinen Augenblick müßig blieb und seine Zeit ausnützte.

Während sie aber ihr Spiel trieben, kam Clairet und be-



gann in gewohnter Weise: „Wawa! wawa!“ Aber man öffnete nicht, obschon die Dame etwas witterte. Doch dachte sie nicht, daß er es sei. Er kläffte noch einmal. Die Dame begann argwöhnisch zu werden, zumal der, so bei ihr war, eine andre Art und Hantierung zu haben schien als Clairet. Darum wollte sie sich erheben und ihre Zofe rufen, um zu sehen, wie die Sache wäre. Der Student merkte das, und da er diese Nacht für sich haben wollte, stand er schnell auf, trat ans Fenster und wie Clairet wieder anhob: „Wawa!“ erwiderte er nach Art jener großen Dorfköter: „Wuwuwu! Wuwuwu!“

Als Clairet diese Stimme hörte, sagte er: „Ah, beim Henker! Der große Hund verjagt den kleinen. Adieu, gute Nacht!“ Sprach's und ging. Der andre Student kehrte wieder zum Lager zurück und besänftigte die Dame nach Kräften, die also Geduld annehmen mußte. Später fand er Gelegenheit zur Übereinkunft mit dem kleinen Hund, daß sie beide auf die Hasenjagd gingen, jeder zu seiner Stunde, als gute Freunde und Gesellen.

62. Von Messire Jehan, der auf einen Hufschmied steigt, vermeinend es wäre seine Frau.

Ein Hufschmied, der in einem Dorfe lebte, das an der Landstraße lag, hatte eine recht hübsche Frau, wenigstens nach der Meinung eines Pfaffen, der viel bei ihr verweilte und Messire Jehan hieß. Der vereinbarte mit dieser jungen Frau das Flötenspiel und zwar derart, daß, wann der Hufschmied aufstand, seine Eisen zu schlagen, (der Pfaffe wußte wohl, daß, wann er zweie hämmern hörte, dies das Zeichen war, daß der Knecht mitarbeitete), dann trat Messire Jehan unverweilt durch ein Hinterpförtchen ein, zu dem sie ihm den Schlüssel gegeben, und nahm im Bett den noch warmen Platz des Hufschmieds ein, allwo er seiner-

seits auf einem andern Amboß hämmerte, doch hörte man es nicht weit schallen, und wenn er sein Geschäft verrichtet, zog er sich flink durch dieselbe Pforte wieder zurück.

Aber sie konnten es doch nicht so heimlich anstellen, daß es der Hufschmied nicht doch gemerkt hätte, oder wenigstens einen starken Verdacht faßte, da er die Pforte hatte auf- und zumachen hören. Also machte er sich eines Tags an seine Frau, bedrohte sie und geriet nach Art solcher Leute schnell in Zorn. Da bat sie ihn um Gnade, beichtete ihm den Fall und erzählte, wie Messire Jehan käme und sich zu ihr lege, wann er zweie hämmern höre. Der Marschall ließ es dabei bewenden, da sie ihn um Barmherzigkeit angerufen hatte; aber ihr könnt euch denken, daß es nicht ohne einige Kopfnüsse und Hiebe abging.

Nach einigen Tagen, da der Hufschmied dem Pfaffen begegnete, sprach er zu ihm: „Messire Jehan, Ihr besuchet meine Frau, so oft Ihr Lust habt?“ Der Pfaffe leugnete hartnäckig, beteuerte, so einen Streich würde er ihm nimmer spielen, lieber wolle er sterben. „Ihr seid doch mein Gevatter!“ sprach der Pfaffe. — „Schön, schön! Das will ich gelten lassen. Besteigt sie nach Herzenslust, wann Ihr dort seid. Aber hütet Euch, daß Ihr nicht mir aufsteigt, denn geschieht Euch dies, so wird Euch der Teufel eins aufspielen.“

Der Pfaffe wußte wohl, daß mit dem Hufschmied schlecht Kirschenessen sei, war auf seiner Hut und wollte nicht mehr nach der Schmiede kommen. Doch der Hufschmied sprach zu seiner Frau: „Wißt Ihr, was Ihr tun müßt? Aber hütet Euch wohl vor Seitensprüngen! Fangt wieder an mit Messire Jehan und unterhaltet ihn mit guten Worten. Dann morgen früh will ich Euch sagen, was Ihr zu tun habt.“ Sie war's zufrieden und versprach ihm, was er nur wollte, voll Angst, es möchte ihr sonst übel ergehen.

Nun muß man wissen, daß sie das Hämmern wohl verstand, denn sie war gelehrt worden, es zusammen mit dem

Knecht zu tun, wenn der Hufschmied nicht da war. Also machte sie sich an Messire Jehan heran, wie sie von ihrem Mann angewiesen war, gab ihm zu verstehen, daß der Hufschmied nicht mehr daran denke, daß das nur ein flüchtiger Argwohn gewesen sei. Machte ihn mit vielen schönen Worten sicher und sprach: „Kommt doch morgen früh zur gewohnten Stunde, wann Ihr sie zu zweien hämmern hört.“ Messire Jehan vertraute ihr, der arme Schelm.

Als der Morgen kam, sprach der Hufschmied zu seiner Frau und dem Knecht: „Steht auf und hämmert statt meiner, ich fühle mich ein wenig unwohl. Das tat sie und ging mit dem Knecht in die Schmiede. Kaum hörte Messire Jehan die zweie hämmern, da erhob er sich, nicht faul, in seinem langen Nachtgewand, trat wie gewohnt durch die Pforte ein und legte sich neben den Hufschmied, vermeinend, es wäre seine Frau.

Da er schon länger nicht mehr den Teig in Formen gegossen hatte, war er nun schnell bereit, und kaum war er im Bett, da sprang er auf den Hufschmied, der ihn mit seinen Händen hübsch preßte, indem er sprach: „Ei zum Henker, Messire Jehan, wer hat Euch geheißen, hierher zu kommen? Ich hab Euch genugsam gesagt, Ihr solltet mich ja nicht reiten, und daß ich ein bösartiges Tier sei. Aber Ihr habt's nicht glauben wollen!“

Der Pfaffe wollte sich losmachen, aber der Hufschmied hielt ihn hübsch fest mit zwei tüchtigen Armen und rief seinen Knecht herauf. Der kam schnell herbei und brachte Licht. Und weiß Gott wie der Pfaffe mit guten Ochsenziemern gestriegelt wurde, die der Hufschmied in Bereitschaft gehalten, ausgerechnet, um zu zweien auf dem Rücken des Messire Jehan zu hämmern, bis Meister und Knecht müde wurden. Und dabei wagte jener nicht einmal um Hilfe zu schreien, denn der Hufschmied drohte ihm, ihn ins Schmiedefeuer zu werfen, also daß er lieber die Hiebe erduldete.



Auch kam es ihm noch wohlfeil im Vergleich zu jenem Pfaffen, dem die Hoden in einen Kasten gesteckt wurden und daran Feuer gelegt, also daß er gezwungen war, sie sich selber mit einem dargereichten Rasiermesser abzuschneiden.

63. Von einem jungen Gesellen, der sich Thoinette nannte, um in ein Nonnenkloster aufgenommen zu werden und wie er der Äbtissin die Brille herunterschlug, da sie ihn ganz nackt besichtigte.

Es war einmal ein junger Bursche von siebzehn, achtzehn Jahren, der, da er an einem Festtag ein Nonnenkloster betrat, dort vier oder fünfe sah, die ihm sehr gut gefielen, daß er wohl für eine jede seine Keuschheit verletzt hätte. Und das drang so in seine Einbildungskraft, daß er zu jeder Stunde daran dachte. Eines Tags, da er einem guten Gesellen davon sprach, meinte dieser: „Weißt du was? Du bist ein hübscher Bursch. Verkleide dich als Mädchen und geh zur Äbtissin. Sie wird dich leicht annehmen, du bist ja hierzulande nicht bekannt." Denn er war ein Handwerksbursch und zog durchs Land, dahin und dorthin.

Er nahm den guten Rat leicht an, denn er dachte, daß es keine Gefahr habe, die er nicht leicht vermeiden könne. Er verkleidete sich als ein ärmliches Mädchen und beschloß, sich Thoinette zu nennen. Dann ging er in Gottes Namen in jenes Kloster, wo er sich an die Äbtissin machte, die schon sehr alt war und gerade keine Dienerin hatte. Thoinette erzählte ihr ihre Geschichte, daß sie eine arme Waise sei aus einem Dorfe in der Nähe. Und sie sprach so demütiglich, daß die Äbtissin Gefallen an ihr fand und sie behielt um Gottes Willen, indem sie sprach, sie wolle sie einige Tage behalten, und wenn sie brav sei, dürfe sie dableiben.

Thoinette war klug und gehorchte der guten Frau Äbtissin, der sie stets zu gefallen wußte, und zugleich machte sie

sich bei allen Nonnen beliebt. Schnell lernte sie sogar die Nadel führen (vielleicht weil sie das schon ziemlich verstand), daß die Äbtissin es zufrieden war und sie alsbald zur Nonne weihen ließ.

Da sie nun das Gewand hatte, begann sie sich den Schönsten zu nähern, und von Zelle zu Zelle legte sie sich mit einer schlafen. Sie wartete noch nicht die zweite Nacht, um unter allerlei Scherzen ihrer Gefährtin zu offenbaren, daß ihr Bauch gehörnt sei, indem sie dies für ein göttliches Wunder erklärte. Und kurzum, sie pflanzte ihren Bolzen in der Einfahrt der Genossin auf, und sie ließen sich's wohl sein. Dies setzte er, will sagen: sie, eine gute Weile fort, nicht bloß mit einer, sondern mit drei, vieren. Und wenn eine Sache drei oder vieren bekannt ist, dann bekommt es auch eine fünfte und sechste zu wissen.

So war es den häßlichen Nonnen, mit denen Thoinette nicht so traulich verkehrte wie mit den paar schönen, zusammen mit allerhand andern Vermutungen leicht, ich weiß nicht was, zu denken. Und sie paßten auf, so daß sie ziemliche Gewißheit erlangten und nun so lange tuschelten, bis sie die Äbtissin in Kenntnis gesetzt hatten. Nicht daß man Schwester Thoinette mit Namen genannt hätte, denn die Äbtissin hatte sie ja hereingetan, liebte sie und hätte es schwerlich geglaubt. Aber man sprach mit dunklen Anspielungen, man dürfe nicht auf das Gewand vertrauen und nicht alle dahinnen seien so gut, wie man meinen könnte, und es sei eine dabei, die dem Kloster Schande mache und die Nonnen verderbe. Aber als die Äbtissin fragte, wer es sei und was es sei, da erwiderten sie, wolle sie es wissen, so möchte sie alle sich entblößen lassen, so werde sie es erkennen.

Erstaunt ob dieser Nachricht, beschloß die Äbtissin, alsbald die Wahrheit zu ergründen und ließ alle Nonnen ins Kapitel kommen. Schwester Thoinette war durch ihre guten



Freundinnen von dem Plan der Äbtissin unterrichtet, nämlich sie alle ganz nackt zu besichtigen. Darum band sie ihren Bolzen mit einem Faden zurück und richtete die Sache so hübsch her, daß es schien, ihr Bauch sei gespalten wie der der andern, wenn man nicht nahe heranging; und er dachte, da die Äbtissin keine Nasenlänge weit sah, vermöchte sie's nimmer zu bemerken.

Die Nonnen erschienen vollzählig. Die Äbtissin sprach ihren Tadel aus und erklärte, weshalb sie versammelt seien, und befahl ihnen, sich zu entblößen. Sie setzte ihre Brille auf und besichtigte eine nach der andern. Wie sie nun zur Reihe der Schwester Thoinette kam und diese all die nackten, frischen, weißen, fleischigen Nonnen sah, da konnte sie ihren Bolzen nicht mehr vor schlimmem Spiel bewahren. Denn gerade als die Äbtissin ihm zu nahe kam, da riß der Faden und mit einem Ruck befreit, stieß der Bolzen an die Brille, daß sie zwei Schritte weit flog. Dessen war die arme Äbtissin nicht übel erstaunt, daß sie ausrief: „Jesus, Maria! Ah, ohne Zweifel, Ihr seid's! Wie habt Ihr mich getäuscht!"

Doch was sollte sie tun, da nur Geduld heilen konnte, denn sie mußte ja jeden üblen Ruf vom Kloster fernhalten. Schwester Thoinette ward erlaubt zu gehen mit dem Versprechen, die Ehre der Nonnen nicht preiszugeben.

64. Von einem Gesellen zu Paris, der den Narren spielte, um sich mit einer jungen Witwe zu ergötzen, und wie sie ihn verspotten wollte, aber selber noch größere Schande einheimste.

Ein junger Gesell zu Paris, aus gutem Haus, ein sauberer Bursch, war in eine junge, hübsche Witwe verliebt, der es gar nicht übel gefiel, sich geliebt zu sehen. Immer wieder warf sie nach denen, die sie betrachteten, neue Köder aus und vergnügte sich an der Anatomie der

Herzen der jungen Leute. Aber begleichen tat sie die Rechnung nur bei einigen, wie es ihr gerade beliebte, meist sogar bei den unwürdigsten, und vor allem wußte sie den erwähnten Jüngling an der Nase herumzuführen, während es schien, als wolle sie für ihn alles tun. Er konnte sie unter vier Augen sprechen, er fingerte an ihrer Brust herum und küßte sie, und er fühlte häufig nach dem Fleisch, aber es kam nie dazu, wenn er sich auch vor Begierde an ihrer Seite verzehrte. Er bat und beschwor sie, machte ihr Geschenke, aber er kam zu nichts.

Doch einmal, da sie miteinander plauderten und er seine Sache sehr dringlich vortrug, da sprach sie: „Nein, ich werde Euch nichts gewähren, wenn Ihr mir nicht den Hintern küßt." Dies sagte sie so ganz obenhin und meinte, er werde es doch nimmer tun. Der junge Bursch errötete auch heftig, aber da er schon so viele Mittel versucht hatte, dachte er auch dieses noch zu tun, da es ja doch niemand erfahren werde. Also erwiderte er, wenn es nur das brauche, um ihr zu gefallen, so gebe es keine Schwierigkeit mehr. Da die Dame so beim Wort genommen ward, tat sie ebenso und ließ ihn ihren Hintern küssen. Doch als es nun galt, vorne vorzugehen, da geschah nichts, sie lachte über ihn und verspottete ihn aufs ärgste. Da glaubte er zu verzweifeln und schied sehr erzürnt, ohne sich jedoch ganz aus ihrer Nähe zurückzuziehen, aber er lebte einige Zeit ganz abgeschieden für sich, indem er sich vor aller Welt schämte, als ob jedermann wüßte, was ihm zugestoßen.

Einmal wandte er sich an eine Alte, die die junge Witwe wohl kannte und fragte: „He! ist's nicht möglich, daß ich diese Frau besitze? Weißt du kein Mittel, um mich aus meiner jetzigen Pein zu erlösen? Fürwahr, wenn du sie mir verschaffst, will ich dir ein Kleid schenken, wie du noch keins in deinem Leben getragen hast." Die Alte tröstete ihn, versprach, alles für ihn zu versuchen, und sagte, wenn



es eine zuweg bringen könne in Paris, so sei sie es. Sie machte sich auch wirklich eifrig ans Werk. Aber die Witwe, die eine feine war, merkte wohl, daß es dem jungen Mann gelte und blieb taub gegen alle Versuche. Vielleicht hoffte sie ihn zum Gatten zu gewinnen, vielleicht aus einer andern Ursache. Denn diese schlauen Weiber pflegen immer einen hinzuhalten, um unter diesem Deckmantel desto lustiger mit andern zu verkehren. Also kam die Alte unverrichteter Dinge zurück und berichtete, daß alle Versuche umsonst gewesen.

Aber er solle sich als Bettler verkleiden und vor der Tür der Dame um Almosen bitten, so käme er vielleicht zu seiner Ergötzung. Dies gefiel ihm. „Aber wie muß ich das anstellen?“ „Ei!“ sprach die Alte, „Ihr müßt Euch das Gesicht unkenntlich machen und einen Narren spielen, damit sie Euch ja nicht erkennt, denn sie ist ein durchtriebenes Weib.“ — „Und wie muß ich den Narren spielen?“ — „Was weiß ich! Ihr müßt beständig lachen und ein Wort, das Euch gerade einfällt, unaufhörlich wiederholen, und Ihr dürft nur dies eine sagen, was sie Euch auch fragt.“ — „Gut, ich will's tun.“ Und sie machten aus, die Alte und er, daß er ständig lachen und immer nur Käse sagen solle.

Er verkleidete sich als Bettler und kam an die Tür seiner Dame, um die erste Abendstunde, da jedermann sich zurückzog. Es war ziemlich kalt, obgleich Ostern schon vorbei war. Da er an der Tür anlangte, hob er laut an zu rufen und zu lachen: „Ha! ha! Käse!“ so zwei- oder dreimal, dann machte er eine kleine Pause und fing wieder an: „Ha! ha! Käse!“ Also daß die Witwe, deren Zimmer nach der Straße gingen, ihn hörte und ihre Zofe schickte, um zu erfahren, wer er sei und was er wolle. Aber er antwortete nie anders als „Haha! Käse!“ Die Zofe kehrte zurück und sagte: „Mein Gott, Herrin, da ist ein armer Teufel, der närrisch ist. Er lacht beständig und spricht nur von Käse.“ Die Dame wollte

wissen, was das wäre, stieg hinunter und sprach zu ihm: „Wer seid Ihr, mein Freund!" Aber er erwiderte nur: „Haha! Käse!" — „Wollt Ihr Käse haben?" — „Haha! Käse!" — „Wollt Ihr Brot?" — „Haha! Käse!" — „Schert Euch weg! fort!" — „Haha! Käse!"

Da die Dame seine Narrheit sah, sprach sie zu ihrer Zofe: „Er wird umkommen vor Kälte heute Nacht, Perrette. Wir wollen ihn eintreten und sich wärmen lassen." — „Schön, Madame. Tretet ein, mein Freund. Ihr sollt Euch hier wärmen." — „Haha! Käse!" sagte er, trat aber ein, mit dem Munde lachend und im Herzen, denn er dachte, daß seine Sache jetzt gut laufen werde. Er setzte sich ans Feuer und entblößte dort seine Schenkel, die stark und kräftig waren, und die Dame wie die Zofe schauten sich die Augen aus. Sie fragten, ob er trinken oder essen wolle, aber er sagte nur immerwieder: „Haha! Käse!"

Die Schlafensstunde kam. Beim Ausziehen sprach die Dame zur Zofe: „Perrette, es ist ein hübscher Kerl, schade, daß er so ein Narr ist." — „Wahrhaftig, Madame, es ist ein bildsauberer Bursch." — „Wie wenn wir ihn zu uns ins Bett legten? Was meinst du?" Die Zofe lachte: „Warum auch nicht? Er wird uns nicht verraten, er kann ja nichts anderes reden." Kurz, sie ließen ihn sich entkleiden und brauchten kein weißes Hemd, denn seins war gar nicht schmutzig, außer etwas zerrissen; und legten ihn hübsch zwischen sich ins Bett.

Und mein Mann auf die Dame und an jenen Hintern, und drauf los! Die Zofe erhielt wohl auch ein paar Stöße. Aber es war offenbar, daß er auf die Dame loshielt; doch vergaß er nie sein „Haha! Käse!" Am andern Morgen brachten sie ihn beizeiten aus dem Haus. Seitdem kam er öfters wieder und befand sich sehr wohl; gab sich aber auf den Rat der Alten niemals zu erkennen.

Eines Tages kam er wieder in seinen gewöhnlichen Klei-

dern zu der Dame, plauderte mit ihr in gewohnter Weise und bestürmte sie wie ehedem, ohne etwas zu erreichen.

Der Mai kam, und der junge Mann zog ein grünes Wams an und sprach zu seiner Dame, es geschehe aus Liebe zu ihr. Sie fand das ganz hübsch und sprach, sie wolle ihn darum zu einer angenehmen Gesellschaft von Damen einladen in allernächster Zeit. Also kam er in solcher Kleidung in eine Gesellschaft von Damen, unter denen auch die seine saß, auch waren dort andre junge Leute, und alle saßen in einem Garten im Kreis herum, Männer und Damen durcheinander. Man schlug Unterhaltungsspiele vor, auf Veranlassung eben jener jungen Witwe, die einen erfinderischen Kopf hatte. Und seit langer Hand hatte sie daran gedacht, sich über den jungen Mann lustig zu machen, den sie diesmal gründlich betrogen glaubte.

Nun befahl sie ein Spiel, in dem jeder ein kurzes Liebesverschen oder sonst etwas Anmutiges zu sagen hatte, wie es ihm beliebe und was ihm gerade in den Sinn komme. Alle taten es der Reihe nach. Als es nun an der Witwe war, da sprach sie mit gezierter Anmut, was sie schon längst überlegt hatte:

„Vom Grünrock ich zu sagen wüßt,
Der seiner Dam' den Hintern geküßt,
Zur Ehre ihr und sich zur Schmach.“

Jedermann schaute auf jenen jungen Mann, denn es war leicht zu erraten, daß sie sich an ihn richte. Der aber war nicht verlegen, sondern von poetischer Wut ergriffen, antwortete er flugs seiner Dame:

„Vom Grünrock ich zu sagen weiß,
Der Euch gerammelt hat am Steiß,
Und dabei Haha! Käse! sprach.“

Da schämte sich die Dame gar gewaltig, das könnt ihr euch wohl denken und konnt' es nicht verhindern, daß sie



errötete und die Fassung verlor. Also bekannte sie sich schuldig vor der ganzen Gesellschaft, und der junge Mann sah sich auf einmal für alle erlittenen Kränkungen gerächt.

Dies Beispiel möge allen spottsüchtigen Frauen eine Lehre sein, die zu sehr die Spröden und Überlegenen spielen, da sie häufig bei arger Schande ertappt werden. Denn die Götter senden ihre Hilfe und Gunst den Verliebten, die ein gutes Herz haben, wie man bei diesem jungen Manne sehen kann, dem Phoebus poetischen Geist verlieh, um flugs zu antworten und das Schmähgedicht abzuwehren, das seine Dame so schlau gegen ihn vorbereitet hatte.

65. Von Triboulet, dem Narren des Königs Franz I. und seinen drolligen Streichen.

Der verstorbene König Franz, der erste des Namens (Gott hab' ihn selig!), war ein gar tugendhafter, großherziger Fürst, der ernährte einen armen Narren, um zuweilen seine Ergötzung an ihm zu haben (nach seiner Arbeit an den Staatssachen Frankreichs), den ließ er gern vor sich herziehen, wann er auf den Wegen ritt.

Da geschah es eines Tages, da Triboulet also vor dem König zog und dabei ständig närrisches Zeug zusammenschwatzte, daß sein Gaul sechs oder acht Fürze losließ. Da geriet Triboulet gewaltig in Zorn. Augenblicks stieg er ab, nahm den Sattel auf den Rücken und sprach zum König: „Vetter, Ihr habt mir heut Euern schlechtesten Gaul aufgehängt. Er ist ein Trunkenbold, wann er zuviel getrunken hat, tut er nichts als furzen. Bei Gott! Nun soll er zu Fuß gehen. Haha! Er hat vor dem König gefurzt." Und mit seinem Narrenszepter schlug er das Pferd, und er selbst trug den Sattel. Also lief er wohl eine halbe Meile nebenher zu Fuß.



Ein andermal geschah's, daß der König zu Paris seine Kapelle betrat, um die Vesper anzuhören, und Triboulet folgte ihm. Beim Eintreten herrschte allgemeine, tiefe Stille. Dann nach kurzer Zeit stimmte der Bischof gar schön das Deus in adjutorium an, und alsbald fielen alle Sänger ein, so gewaltig, daß man nicht donnern gehört hätte in der Kapelle. Da stand Triboulet auf, ging geradewegs auf den Bischof los, der das Hochamt begonnen hatte und versetzte ihm gewaltige Faustschläge. Da es der König bemerkte, rief er ihn her und fragte, warum er den heiligen Mann schlage. „Dada, Vetter! Als wir eintraten, war kein Lärm, nun hat der dort damit angefangen. Darum mußte er bestraft werden."
Ein andermal verkaufte Triboulet seinen Gaul, um Hafer zu bekommen. Und ein andermal verkaufte er seinen Hafer für ein Narrenszepter. Und so verbrachte er sein Leben mit Tollheiten bis an seinen Tod, der sehr betrauert ward, und man sagt, daß er weit glücklicher als weise gewesen.

X. AUS DER NOUVELLE FABRIQUE.

66. Was einem Apotheker zustieß.

Eine junge Frau, die seit vier Monaten verheiratet war, erkrankte so schwer, daß man glaubte, sie werde stracks Todes versterben. Die Ursache des Übels aber war, daß sie hartleibig geworden und kein Bedürfnis mehr verrichten konnte. Darum kam auf Verordnung des Arztes ein Apotheker mit einer Klistierspritze. Aber da die Frau ihre Glieder entblößen sollte, soweit es erforderlich war, zeigte sie sich merkwürdig schüchtern und schamhaft. Und als nun der Apotheker den Spaßvogel an dem der Fud benachbarten Loch ansetzte, bekam sie solche Angst, daß sie einen großen Bierfurz losließ, wodurch der Schrot herausfuhr, und jener war so gewaltig, daß der Apotheker zu Boden geworfen wurde, die Spritze zerbrach und das Klistier sich ergoß und alles verdarb.

67. Von einer Frau, die von ihren Haaren festgehalten wurde.

Viele berichten von einem harten Winter, wo es so kalt war, daß die Töpfe am Feuer kochend gefroren. Eine Frau in Tronquay ging an solch einem kalten Morgen in den Hof, um zu pissen, und sie pisste so arg, daß es eine große Lache gab. Als sie es besorgt hatte, sich erheben und nach Weiberart ihre Vorderdecke reiben wollte, da waren die Haare ihrer Fud in der Pißlache festgefroren. Die gute Frau merkte, daß sie zu lang sitzen geblieben war und nun von den Haaren gehindert wurde, und begann um Hilfe zu schreien. Ihr Gatte vernahm es und lief herbei, um zu sehen, was es gäbe. Kaum hatte er die Sache gehört, so eilte er schnell zu einem Hufschmied und verlangte eine Roßhaarschere. Mit dieser schnitt er

ihr unterm Hintern vorbei den Bart ihrer Fud ab, der durch
ihre Nachlässigkeit so lang geworden war wie der
eines Griechen. So wurde sie wieder ledig
und ging rasiert hinweg. — Ihr guten
Frauen, seid etwas sorglicher als
diese da, und laßt eure
Schornsteine häufig
ausputzen.

XI. AUS DEN NEUF MATINÉES DU SEIGNEUR DE CHOLIÈRES.

68. Der Nutzen des Bartes.

Ich muß euch beweisen, daß uns der Bart mehr als nützlich ist, und sei es nur, um die Männchen von den Weibchen zu unterscheiden.

In der Tat, wenn ich diese rasierten Kinne sehe, weiß ich nicht, ob es als Männer verkleidete Frauen sind; darüber will ich euch die Geschichte eines Streiches erzählen, der von einem Bartlosen einem Edelmann gespielt wurde. Obwohl im Alter von etwa siebenundsiebzig Jahren stehend, fand er ein Mittel, sich mit einem jungen Fräulein von sechzehn bis siebzehn Jahren zu begatten, die überaus schön war. Die Flitterwochen waren noch nicht vergangen, als sie schon anfing, das gewöhnliche ihres Gatten zu mager zu finden. Der Gatte, der wußte, daß er das übliche nicht leisten konnte, denn wenn einer Schnee auf dem Span hat, muß ihm ja kalt im Tale sein, will aber der Reise nach Cornwall ledig sein, wohin seine Frau ihn schicken könnte, wie er ahnte, und zieht daher aufs Land, zur großen Mißstimmung der jungen Dame.

Ihr Gemahl ließ sie mehr fasten, als sich die größte Frömmlerin der ganzen Welt in den Kopf setzen könnte, und während sie in einer solchen Betrübnis war, versprach ihr eine sehr erfahrene Kupplerin von der lüsternsten Sorte, ihr einen jungen aber kräftigen Kavalier an die Hand zu geben, der leicht ins Haus eingeführt werden könne, indem er sich nämlich als Fräulein verkleide und sie ihn als Cousine begrüße.

Tag und Stunde und die andern Umstände wurden festgesetzt, und unser Bartloser stellte sich zum Besuch seiner Cousine ein, die ihn mit einer Liebenswürdigkeit aufnahm, die sich denken läßt. Alle beide suchen zusammen den



guten Mann von Gatten auf, der seinerseits nicht verfehlt, alle Höflichkeiten zu erweisen. Die Gebärden des neugeschmiedeten Fräuleins waren derartige, daß man sie nie für einen Edelmann genommen hätte, außer daß sie eine etwas rauhe und starke Stimme hatte wie sie unsre Süßen nicht haben. Um dem Verdacht zuvorzukommen, sagt ihm die Frau, sie sei heiser.

„Ja, meiner Treu," antwortet das geschwänzte Fräulein; „ich bekams bei der Verlobung des Herrn von Penancourt; man drehte mich so viel herum, daß mir warm und kalt wurde; gleichwohl befinde ich mich jetzt ein wenig besser, und hätt' ich auch die Sterbe zwischen den Zähnen, ich würde sicherlich wieder gesund, in anbetracht Ihrer guten Pflege."

Dann wurde das Abendessen aufgetragen, während sich die Cousinen also vor dem Gemahl unterhielten, dem es ein großes Ergötzen war. Unter andern Gesprächen, die die Frau mit dem Fräulein hatte, sagte sie ihr lächelnd:

„Na, seid Ihr immer noch furchtsam? Ich merkte, daß Ihr es tüchtig ward."

„Meiner Treu, ja," antwortete die neue Cousine, „und das mehr denn je, so daß meine Amme alle Tage bei mir schlafen muß."

„Nein, nein, liebe Cousine," sagte der Gatte, „habt keine Angst, Ihr sollt Eure Cousine haben, die Euch in dieser Nacht Gesellschaft leisten wird."

Wer kann sagen, wer von den zwei Cousinen froher war?

Nach dem Abendessen vergnügte man sich ein wenig zu plaudern, dann wurde es Schlafenszeit.

Die neue Cousine beurlaubte sich von dem guten Greis, der sogleich seiner Frau sagte, sie solle mit ihr schlafen. Es war nicht nötig, es ihr aufzutragen, einem so angenehmen Befehl zu gehorchen. Die Nacht vergeht in Liebkosungen und am andern Morgen steht die junge Frau lustig und vergnügt auf, um die Geschäfte des Hauses anzubefehlen, nach

dem Auftrag, den ihr der Gemahl gegeben, der bis in den späten Morgen hinein schlief.

Der junge Ritter machte die ganze Nacht weiter nichts, als daß er das Podium bestampfte; und davon war er so müde, daß er am Morgen so spät schlief, daß ihn die neunte Stunde noch im Bett überraschte. Die Kammermädchen traten ins Gemach, wo das schöne Fräulein Ritter lag, die, weil es warm war, sich aufgedeckt hatte und sich in aller Natürlichkeit zeigte.

„Oh! Oh!" sagte eine gute Alte, „da sieht man's, womit sich die Cousinen bearbeiten! Ihr wollt also unsre Herrin bespringen?"

Ihr seht daraus, daß der Bart zu vielem nutz ist, um Verirrungen zu verhüten.

69. Ein wunderbarer Fall.

Einen wunderbaren Fall führt Nikolas Boyer an, in seinen Entscheidungen des Gerichtshofs zu Bordeaux, von einem Catalanier, der seine Frau so häufig befrachtete, daß sie sich gezwungen sah, darüber Klage zu erheben bei der Königin von Arragonien, welche den Gatten vor sich kommen ließ. Und der gestand, daß sie wirklich zehnmal am Tag das Tier mit den zwei Rücken spielten. Worüber die Königin baß erstaunte, findend solche Ausbeutelung sei noch weit sonderbarer als die des Herkules, von dem man berichtet, er habe in einer Nacht die Töchter des Thespius, fünfzig an der Zahl, entjungfert und von ihnen ebensoviel Kinder bekommen, zudem daß man dies für eine der stärksten Taten des Herkules erklärt, der, hätt' er so fortfahren müssen, sicherlich noch zum Erstaunen aufgespielt hätte. Also verbot die Königin dem Manne aufs strengste, mehr als sechsmal täglich zu reiten, und befahl der Klägerin, ihn nicht öfter aufsitzen zu lassen.



XII. AUS DEN ESCRAIGNES DIJONNOISES.

70. Von einem Schuster und seinen Gesellen, wie ihnen eine lustige Schar übel mitgespielt.

Der Schuster Jean Martin war zu seiner Zeit einer der ersten seines Handwerks im Land. Nun geschah es am Vorabend eines Festes, daß er für den andern Morgen eilig noch einige Arbeiten zu liefern hatte; hieß also all seine Gesellen wachen und hielt zum Fleiß an, mit dem Versprechen, ihnen nach getaner Arbeit einen guten Trunk zu geben. Währenddem kam eine Bande übermütiger Schelme daher und machte vor dem Laden halt, da die Gesellen bei ihrer Arbeit allerlei lustige Lieder sangen und pfiffen. Einer aus jener Schar entfernte sich, zwischen den Zähnen murmelnd, er wolle denen da eine andere Weise aufspielen, trat in der Nachbarschaft bei einem Krämer ein, kaufte einen Blasebalg und ließ daran auf der einen Seite die Nägel, die das Leder hielten, entfernen. Alsdann hockt er sich geradewegs hin, füllte den Blasebalg mit allerschönstem Schiß und ließ das Leder wieder befestigen. Zog seine Hosen wieder auf und kehrte zu seinen Freunden zurück. Vergnügt schmunzelnd sprach er leise zu ihnen: „Ihr werdet gleich ein lächerliches Spiel sehen“. Dann trat er zu einem Spalt, den er zwischen zwei schlecht befestigten Dielen bemerkt hatte, setzte den Blasebalg an und ließ fein sachte den Wind heraus. Alsbald verbreitete sich der Duft im Laden und stieg den armen Gesellen in die Nasen, ohne daß sie zu reden wagten, vermeinend, der Meister habe einen Wind fahren lassen. Der aber war auch nicht erbaut und ereiferte sich gegen den, der ihm zunächst saß. Und jemehr sich der arme Teufel entschuldigte, desto mehr geriet der Meister in Zorn: „Zum Teufel, das soll dir nicht vergessen werden.“ Nach einiger

Zeit begann der Meister Blasrohr sein Spiel von neuem, also daß die Gesellen einander die Schande zuschoben. Und von den Worten kam es zum Streit und vom Streit zur Prügelei. Der Meister ward zornig, daß die Arbeit unvollendet bleiben sollte wie über den Gestank, teilte rechts und links Hiebe aus und die Stiefel flogen an die Köpfe. Der Lärm wurde so arg, daß die Nachbarn herbeieilten und ins Haus drangen; und wurden gleichfalls bezahlt, ohne auf solche Zinsen geliehen zu haben.

71. Von einem, der Zahnschmerzen hatte und wie er kuriert ward.

Der Hauptmann Jean Roy in Dijon, der ein wackerer Soldat war und viel von sich reden machte, wurde eines Tages zur Hochzeit einer Muhme nach Plombiere geladen und sagte willig zu. Am Hochzeitstag kam er ins Haus des Brautvaters, traf ihn im Bett und fragte, was ihm fehle. „Ich habe arge Zahnschmerzen und weiß mir keinen Rat.“ „Wollt Ihr mir vertrauen, so werdet Ihr in einer Viertelstunde nicht mehr an Eure Zähne denken.“ Der Biedermann dachte, jener habe schon mehr gesehen und könne auch wohl ein Heilmittel für ihn wissen. Sagte also, er wollte tun, was jener sage. Der Kapitän ließ sich zwei Knoblauchstengel und Salz geben und stieß es selbst in einem Mörser klein. Sprach dann zu dem armen Kranken: „Hier, mein Oheim, nehmt selbst von dieser Salbe auf die Fingerspitzen und reibt Euch kräftig Euer Arschloch damit ein. Ich gehe zur Messe und werde mich in einer Viertelstunde überzeugen, daß Ihr nicht mehr um Eure Zähne jammert.“ Der arme Mann dachte sein Übel zu heilen und tat wie geheißen. Doch kaum hatte er damit begonnen, so brannte es ihn, daß er aufbrüllte wie ein Verrückter. Indes kehrte der

Kapitän aus der Messe zurück. Bei seinem Anblick schrie ihm der Arme entgegen, er sei verloren. Der Kapitän fragte, was er habe. „Der Arsch brennt mich, der Arsch!“ Der Kapitän erwiderte: „Ich wußt' es ja, daß Euch die Zähne nicht mehr schmerzen würden.

72. Von zwei Gesellen und einer Zofe.

Es waren einmal zwei gute Freunde, Jean Panemain und François l'Escurion, die waren immer nach Wildbret aus. Als sie nun einst, jeder für sich, in einem Gasthaus ein hübsches Zöfchen entdeckt hatten, gingen sie beide hin, ohne eine Ahnung voneinander, zum nämlichen Angriff.

Dem einen glückte es besser; er brachte seine Beute im Abort unter und machte sich ohne Zeitverlust ans Werk. Der andere, der eine feine Nase hatte, verfolgte die Spur, klopfte an die Tür und bat seinen Gesellen zu öffnen. „Mein Freund“, sagte der, „zieh dich vorläufig zurück, du kannst hier nichts verrichten. Es sind hier nur zwei Löcher, das eine ist belegt, und das andere ist verschissen.“

73. Von einem, der sich selber die Nase mit Scheiß bestrich.

Bei dem verstorbenen Messire Richard Sicardet pflegten sich die vornehmsten Leute von Dijon zu versammeln, um sich zu zerstreuen und zu amüsieren. Eines Tages im Sommer, da die Hitze groß war, geschah es, daß einer seiner besten Freunde neben dem Spieltisch einschlief. Wie es der Hausherr bemerkte, holte er allerfeinsten Scheißdreck und bestrich ihm sachte die Fingerspitzen der rechten Hand. Alsdann nahm er eine Feder und wedelte ihm damit

mehrmals um die Nase. Das kitzelte den Schläfer gar sehr, und er wollte die vermeintliche Fliege verjagen und die juckende Stelle reiben. Brachte die Hand an die Nase, und salbte sie derart, daß er erwachen mußte und dabei ausrief: „Puh! Das ist Scheißdreck!“ „Nein,“ sagte ein anderer, „aber scheißt doch!“

74. Von einer jungen Frau und einem Kuhhirten, wie sie sagte, sie habe gefurzt, und er sie bestieg.

Eine junge Dame in der Nähe von Orléans, die sich unlängst verheiratet und nun Appetit bekommen hatte auf öfteren Genuß der süßen Frucht, sah sich von ihrem Gatten verlassen, der in den Krieg ziehen mußte, und verliebte sich in einen jungen hübschen Burschen, der die Rinder ihres Gutes zu hüten hatte. Aber trotz seiner niederen Herkunft wagte sie's nicht, sich ihm zu entdecken. Eines Tages aber besprang gerade ein Stier eine Kuh der Herde, was die Dame veranlaßte, den Gesellen zu fragen, was denn der Stier da machte; als ob sie's nicht gewußt hätte. Er sagte, die Kuh habe gefurzt, darum sei der Stier auf sie gesprungen.

Einige Tage darauf, zu günstiger Zeit, rief sie den Kuhhirten auf ihr Zimmer. Und nachdem sie ihn durch mehrere geile Bewegungen gereizt hatte, sagte sie: „Ach, mein Freund, eben habe ich gefurzt.“ Der Gesell verstand augenblicks diese Weise und tat ihr wie der Stier der Kuh. Was der Dame so viel Vergnügen bereitete, daß sie noch zweimal wiederholte, sie habe gefurzt. Da aber der arme Kerl die unersättliche Gier seiner Herrin merkte, sprach er: „Furzt nicht mehr weiter. Denn wenn Ihr auch ins Bett scheißt, so werd' ich doch nichts mehr machen.“

75. *Von einem, der eine Kerze mit Furzen auslöschen wollte.*

Der Messire La Guerre, Groß-Vikar der Abtei Monsieur S. Jean, war ein freigebiger Herr und lebte gern auf großem Fuß, wußte auch allerlei Mittel, um sich ehrbar zu vergnügen. Alljährlich kam zu ihm eine Visitation von sieben oder acht ehrwürdigen Männern der Kirche, die alsobald nach der Ankunft die Kellerschlüssel nahmen und zwei Fässer Weins anstachen, eins vom weißen und eins vom roten, und jedes vom allerbesten, der da war. Und machten sich nimmer davon, bevor man die Fässer auf die Tafel gebracht hatte, um darauf zu trommeln. Einmal da die guten Gesellen ihre Geister mit tüchtig Bechern erlabt hatten, und unbesorgt um Staatssachen, alle nur erdenkbare Belustigung versuchten, nahmen sie eine der Kerzen, die im Zimmer brannten, stellten sie im Leuchter auf den Fußboden und vereinbarten eine Partie vier gegen vier, sie mit Fürzen auszulöschen. Sie entblößten sich und einer nach dem andern bombardierte die Kerze. Aber sie zielten schlecht und blieben lange erfolglos. Doch einer, ungeduldiger als die andern, setzte sich mit nacktem Arsch auf die Fliesen, um dadurch in seinem Bauch einen seiner würdigen Furz zu erzeugen; und er täuschte sich nicht. Nach kurzer Zeit fühlte er einen Donner, bereit auszufahren, stand schnell auf und rief den andern zu, ihm Platz zu machen; hob den Arsch gegen die Kerze und gedachte sie mit seinem Furz auszulöschen, da warf er zwei Brocken Scheiß darauf. Davon ward nicht nur die Kerze ausgelöscht, sondern auch der Leuchter umgeworfen und die Stube dermaßen verpestet, daß man nachher zwei Kannen Essig brauchte, um die Luft wieder zu reinigen. Da spielte der Hausherr den Cherubim und jagte den guten Scheißer mit der Peitsche aus dem Zimmer, worüber die Gesellen ein großes Gelächter anstimmten.

XIII. AUS DEM MOYEN DE PARVENIR DES BÉROALDE DE VERVILLE.

76. Damit der gute Mann seinen Sack bekommt.

Ein Edelmann aus dem Anjou hatte sich sehr lange um ein Fräulein derselben Gegend Mühe gegeben, seine Nachbarin, die ihn nicht mit ihrem Instrument zu versehen wagte, weil die Gelegenheit sich nicht bot, und weil auch möglicherweise, wenn er wollte, schon ein andrer da war. Eines Morgens hatte das Fräulein auf einem ihr gehörigen Pachthof zu tun (vielleicht wollte sie da einen ihrer Freunde besuchen), sie kam da durch ein Wäldchen und begegnete dem Edelmann, der auf der Jagd war und seine Büchse in Händen hat. Der Edelmann nahm die Begegnung beim Schopf und sagte zu ihr: „Ei da, Ihr habt mich schon lang vertröstet. Ich bitt' Euch, macht's nun jetzt gleich ab, die Gelegenheit ist absolut günstig." „Oh!" sagte sie, „was wollt Ihr machen? Wartet auf ein andermal!" „Nein, diesmal und ein andermal, das ist alles ein und dasselbe." „Aber nein! ich bin im Mantel; ich werde mich ganz dreckig machen." Der Edelmann schaut sich um und sieht einen Postboten nahebei vorüberkommen, der einen Sack bei sich hatte. Er nahm ihn und sagte zu ihm: „Gevatter, wartet auf mich." Mit dem Sack kam er nun und zeigte ihn ihr. „Na also!" sagte er, „da habt ihr ja was zur Unterlage." Als sie sich so bedrängt sah, wollte sie wenigstens weiterkommen, und sie wollte es ja auch gern, und so sagte sie: „Na, so beeilt Euch, damit der gute Mann seinen Sack wiederkriegt!"

77. Der Krebs im Nachttopf.

Als der Gouverneur eines gewissen Seehafens in seiner Stadt weilte, erhielt er (da es beim geringen Volk gebräuchlich

ist, solchen Herren viele Geschenke zu machen), von einigen Fischern einen Korb ausgewählter sehr schöner lebendiger Krebse zum Geschenk. Der Herr läßt seine Krebse an den Kamin hinstellen. Während er sich darüber freute, entschlüpfte ihm einer der Krebse, verkroch sich und versteckte sich zwischen die Tapisserie und die Wand. Die andern wurden in die Küche getragen und da wie Fischchen gesotten. Nachts nun, als jedermann schlief, wollte der Meister Krebs Wasser haben und ging dem Meergeruch nach und gelangte in den Nachttopf, wo er sich bescheiden und häuslich einrichtete; da war er nun auf den Boden geschlüpft und hielt sich darin und wartete, bis man an ihm Barmherzigkeit übte. Ein paar Stunden später kam der Madame die Lust an, sich etwas zu trösten mit der Entladung ihrer mit Urin gefüllten Nieren (derselbe war bereits in die Blase verzogen, deren Schwere mittels der Fasern die Nieren, die sich an ihrer Entleerung ergötzen, auf sich zulockt); sie nahm den Topf, schob ihn unter sich, bückte sich etwas darüber, aus Furcht ins Bett zu pissen und so läßt nun die gnädige Frau zwischen den Strebepfeilern der physischen Spalte das Wasser wie aus einer natürlichen Rinne herunterfließen, scharf pissend, wie eine keusche Jungfer, bewässerte sie mit dieser frischen und warm bewegten Flüssigkeit den geilen Krebs, der sich plötzlich spreizt und räckelt und erholt und eine seiner Scheren aufmacht, die dermaßen bestellt ist, daß sie, wenn sie was gepackt hat, es nicht wieder losläßt. Was packte er, ihr guten Leute? Zu Hilfe! Er kriegte zu fassen und erwischte . . . was? Ach, es ist so köstlich und lieblich, daß ich es nicht zu sagen wage. Er erschnappte und bequietschte den Rand, den Vorhimmel, die Lefze, das Zierat, die Kinnlade, den ergötzlichen Schlitz, das hervorragende Ende, das sich wie eine Mauerzinne unten vorn im weiblichen Bauch erhebt, um den Lefzen von der Sache der gnädigen Frau Ehre zu machen. Und das war so empfind-

lich, daß sie laut aufschrie und damit ihren Gemahl aufweckte, der fragte, was sie hätte. „Ach weh!“ sagte sie, „ich bin verloren.“ Sie seufzte und wagte es nicht zu sagen. Dennoch preßte ihr der Schmerz das Wort ab, daß irgendein Gespenst sie an ihrer Sache bisse. Der Herr bringt als guter Gatte die Kerze herbei, sieht den Effekt an den Schamteilen seiner Frau und sagt: „Ruhig, meine Liebe, ruhig; ich werd schon machen, daß er eine Beute fahren läßt, ich weiß das Geheimnis; man braucht nur dagegen zu blasen.“ Und richtig, er bläst; und der Krebs hebt die andere Schere auf und zwickt ihn in die Lippe bei der Nase. Da war nun eine schöne Szene zu sehen. Er hatte die Nase an der Sache seiner Frau, und konnte aufs beste sehen, ob andre drin waren: er wäre nicht ohne Vorwissen Hahnrei geworden. Der Kammerdiener aber kam mit einer Schere herbei, schnitt den Krebs ab und setzte die Herrschaften wieder in Freiheit.

78. Der Franziskaner in der Rattenfalle.

Ein Franziskaner, Bruder Jean Laillée ging eines Tages nach Angers, konnte aber die Stadt nicht erreichen, so daß er bei einer guten Frau, die ihn von langher kannte, Herberge suchte: wenn ich mich recht erinnere, war's bei der jungen Coibaude. Als er im Bett war, stellte man ihm auf den Stuhl am Kopfende einen Nachttopf hin, auf demselben Stuhl nun stand eine viereckige und hohle Rattenfalle; keine von denen mit einem Türlein, sondern mit einer Feder, die die Ratten mitten durchdrückt; dieser Apparat, der wenigstens einen halben Fuß im Durchmesser hat, war würfelförmig und stark gespannt, und die Feder ganz straff. Bruder Jean wachte auf, um sein Wasser abzuschlagen; nahm den Apparat in der Meinung, es sei ein Gefäß, um hinein zu pissen, und steckte sein Werkzeug

hinein bis heran an den Drücker; und gleich schnappte die Feder und packte den armen Kerl von Franziskaner, dem das früher aufging als der Tag. Er fing an so laut zu schreien, daß Luzifer davon wach geworden wäre; und man kam mit Lichtern, um ihn zu befreien. Das Kammermädchen lachte höchlich darüber, weil sie damit wohl für ein andermal gerächt war, daß er da logierte: es war im Sommer, und weil er Eile hatte und befreundet war, ließ man ihn in der unteren Kammer schlafen, wo die gute Frau und ihr Kammermädchen das andre Bett einnahmen. Der Schelm stand auf, um etwas Luft zu schöpfen; die Nacht war etwas schwarz; er rief das Kammermädchen: „Meisterin, ich hab' mich verirrt; ich bitte dich, komm und hole mich.“ Das gute Mädchen steht auf und geht zu ihm hin, der sein Hemd ganz aufgeschürzt und den Arm hoch hatte. „Nimm mich an der Hand, ich bitte dich! Sie tastete und kriegte sein Ende zu fassen. „Ah!“ sagte sie, „was habt Ihr für dicke Finger! Ho! Und ist das Euer Arm? Es ist gar keine Hand daran? Und was ist das? Ei, damit mach' ich nichts.“ Und versetzt ihm einen Stoß und läßt ihn stehn.

79. Der Schüler, der gegeißelt werden wollte.

Ein Schüler, der eine Soutane trug, ging zu einer Dame. Er grüßte sie höflichst, sie erwiderte seinen Gruß und sagte zu ihm: „Hut in Ruh, mein Herr, setzt ihn wieder auf.“ Er erwidert: „Arsch in Ruh, Madame, haltet Euch gerade.“ Das war, weil die Männer mit dem Hut grüßen und die Damen mit dem Hintern.

Nachdem sie so beide mit ihrem Gruß fertig waren, sagte er, er wünsche sie zu sprechen, wenn es ihr angenehm sei. Sie führt ihn in ihre Kammer, da setzen sie sich hin und er sagt: „Madame, ich bin in die tiefste Frömmigkeit ver-

senkt, und da gelüstet es mich danach, gepeitscht zu werden, wirklich und tätlich, an fünfzehn Vormittagen hintereinander. Wenn es Euch gefällt, mir diese Güte zu bezeigen und Euch dieser Mühe zu unterziehen, will ich Euch zwölf schöne Taler geben, und einen Taler für die Ruten." Sie antwortet: „Mein Herr, entschuldigt mich, bitte, ich versteh' mich nicht aufs Peitschen." Darauf entfernt sich der junge, gelüstige Mann mit anmutiger Geberde. Oh! Wieviel Schüler gibt es doch, die wünschten, daß das Peitschen aufhörte, und daß man so wenig davon redete, wie vom Hochzeithalten im Paradies! Die Dame, die den jungen Mann bis an die Tür geleitet hatte, wurde von einer neugierigen Nachbarin danach gefragt, was der schöne Bursche wünsche, und die Hausfrau erklärte es ihr. „O, liebe Nachbarin," sagte die andre, „warum habt Ihr ihn nicht an mich gewiesen?" — „Man muß ihn herrufen! Huguette (so hieß ihre Dienerin), spring ihm geschwind nach," befahl die Hausfrau. Man rief ihm nach, wie's die Pariser Verkäufer machen: Monsieur, Monsieur! Er kam zurück und fragte die Dame, ob sie sich anders besonnen hätte. „Nein!" sagte sie, „aber da ist meine Gevatterin Laurence, die Euch zufrieden stellen wird." Sie brachte sie zusammen; dann gingen sie beide zu Laurence hinein, ins Haus zur Schnecke, um ihren Handel abzumachen; von da an kam er alle Tage, um eine halbe Stunde gepeitscht zu werden; und das um sieben Uhr morgens, was eine sehr bequeme Stunde ist, gepeitscht zu werden, das versichere ich euch. Laurence, die ihn dick und frisch erfand, wollte gern, er hätte sie mit den Ruten des heiligen Benedikt gestrichen, von denen man nur ein bischen braucht, um eine Handvoll zu haben. Als die Zeit verstrichen war und er den Arsch voll hatte, zahlte der Gepeitschte seine Peitscherin tüchtig aus und ging fort. Die gute Dame, die sich, wie sie sagte, den Mörtel abwischte, hätte gern häufig solche Geschäfte bekommen mögen, sie

gehörte auch zu unsern Schwestern und bereitete den Freunden oft Vergnügen. Nun, der Liebe huldigte Laurence nicht, aber die Spiele der Liebe praktizierte sie mit einem Mönch von Saint Denis, den sie mit gutem Herzen und gutem Glauben, mit gutem Schenkel und gutem Bauche liebte. Das war damals der Brauch, während der Kriege. Ihr Freund, Bruder Ambrosius, schickte ihr also seine Stute. Die gute Laurence stieg hinauf, in der guten Absicht, zu ihm zu gehen und ihm eine Bouillon zu machen. Der arme Mönch mußte auch etwas erfrischt werden, er war schwach und hatte eine starke Kolik im Bauch oder im Kopf. Sie macht sich also auf den Weg. Und wie sie in jenem Wald ist, wo die Windmühlen stehn, sieh da kommt ihr auf einem Braunen ihr Gepeitschter in einer Soutane entgegen; das gibt nun eine hübsche Bescherung und großes Herzeleid. Weine, weine, und laß es aus den Augen scheißen, um so weniger wirst du pissen. Dieser Mann, der für sein Geld den Arsch voll gekriegt hatte, kommt zu ihr und sagt: „Steigt ab!" Er macht ihr eine Verbeugung mit der untern Hüfte, wobei er ein strenges und ermahnendes Gesicht zieht, umrahmt von Tadelsfalten, und packt sie, setzt sich auf einen Stein am Weg, legt sie über sein Knie, den Hintern in die Höh, zieht ihr die Röcke hinauf wie einem kleinen Mädchen, das zu einem Schulmeister buchstabieren geht, und walkt sie auf den nackenden, mit guten und blutigen Ruten, auf ihren nackenden Hintern. Sie sah gar nichts davon; aber diese Handlungsweise zerstäupte ihr tüchtig das Fundament. Als die Prügelei vollzogen war, setzte der junge Mann Madame Laurence wieder auf ihr Tier, drehte dem den Kopf nach der Stadt zu, und schickte sie wieder heim mit ihrem ganzen Paket, indem er die Seele von Laurencen der Gnade Gottes befahl. Die Arme kommt mit großem Schrecken zurück, legte sich ins Bett, blieb aber da nur fünf Tage, worauf sie starb, wie eine Kuh, die verreckt.

80. Die Tanzstunde.

Die Tochter meiner Wirtin wollte einmal zu einer Hochzeit gehn, auf die sie geladen war. Sie bat ihre Mutter um Urlaub, die ihn ihr gewährte, unter der Bedingung, daß sie genau, züchtig und ordentlich ihre Ehre bewahre; da versprach sie denn, tüchtig darauf achtzugeben. Sie ging also hin, und war mit großer Sorge darauf bedacht, ihre Ehre zu bewahren. Alle andern tanzten, nur sie nicht, und sie wagte sich auch nicht der Kollation zu nähern, um mit den Zähnen Dreck zu machen wie die andern; sie rührte sich nicht in ihrem Winkel im Saal, wo sie zuguckte, sondern hatte die beiden Hände auf dem Zipfel ihres Schnürleibchens, oder vielmehr auf dem Zentrum ihrer Sorge. Coypeau, der sie so melancholisch sah, ging hin zu ihr und sagte: „Na, liebe Base, woll'n wir nicht tanzen?" — „Ich wag's nicht! Ich habe Angst, meine Ehre zu verlieren; meine Mutter hat mir streng befohlen, sie festzuhalten." „Kommt, kommt, kommt nur immer zu!" „Ich wag's nicht, ich habe Angst, meine Ehre zu verlieren." „O, o," sagte er, „ist's nichts als das? Kommt, Base, wir wollen in die kleine Kammer da gehn; ich will sie Euch so fest nähen, daß sie nicht mehr losgehen wird." Er sagte es ihr ganz leise, und sie verstand es auch sehr genau, weil sie Lust hatte, zu tanzen; darum folgte sie ihm. Er drückte sie auf eine Truhe und lehrte sie den Wolfstanz, mit dem Schwanz zwischen den Beinen; und nähte ihr die Ehre an, so wie man den Neuvermählten die Sache befestigt; und versicherte ihr, niemals würde ihre Ehre zu diesem Schlitz mehr hinausfallen. Als das geschehen war, ging sie tanzen; und tat nichts weiter, so lüstern war sie darauf. Darauf fand sie etwas an der Näherei auszusetzen, deshalb bat sie ihn noch einmal darum, und das bis zu dreien Malen. Sie war höchlich darüber erfreut. Kurz darauf, nachdem sie Konfitüren gegessen hatte und sie nicht mehr schamhaft war, erinnerte sie sich

an ihre Ehre, und kam noch einmal zu ihm und bat ihn, sie noch ein bißchen anzunähen. „Oho!“ sagte er, „ich kann nicht, ich habe keinen Faden mehr.“ — „Hä, hä,“ machte sie; „was habt Ihr denn dann mit den zwei kleinen Zwirnknäuelchen gemacht, die Euch zwischen den Beinen hängen?“

81. Der Seemann, der es mit Haar haben will.

Ein Seemann von Quilleboeuf war lange fort gewesen. Für seine Heimkehr hatte seine Frau, um sie zu verjüngen und wieder frisch zu machen, das Haar an ihrer Sache rein wegrasiert; und wie sich der Flegel auf sie stürzen wollte, wie auf den Grund seines Schiffs, und mit der Hand in die Bresche langte und kein Haar dran fand, erkannte er den gewöhnlichen Stall für seinen Stutzschwanz nicht wieder und rief nur: „Ha! Schlechtes Luder; das ist gar nicht mein Ort, da gehör ich gar nicht hinein.“ — „Aber gewiß,“ sagte sie. — „Nein, nein, du hast es bei diesen Kerlen gelassen; geh nur hin, hol's, ich will Haar und alles.“ Sie mußte fort, bis sie es gefunden hatte, dennoch sagte er immer wieder: „Es ist gar nicht das meinige, ich will's mit dem Haar haben!“

82. Die schöne Marciolle, oder das Mädchen mit den Kirschen.

Laßt schöne weiße Tücher ausspannen, sagte der Herr de la Roche im vergangenen Sommer. Sein Müller, der nächste Nachbar an seinem Schloß, hatte die Erstlinge seiner schon ganz reifen sehr schönen Kirschen geerntet, und schickte sie ihm am selben Tag.

Bei dem Herrn nun waren verschiedene Edelleute und Nachbarn zu Gast; es waren Edelleute vom Kleinadel, wie man einen Kanonikus von Saint-Mainbœuf im Verhältnis zu

einem solchen von Saint-Maurice, oder etwa einen von Saint-Denant im Verhältnis zu dem von St. Martin von Tours nennen kann.

Der Müller legte seine Kirschen in einen schönen kleinen Korb und gab diesen seiner Tochter, um ihn dem Herrn zu bringen. Die Schöne, die im Kälbchenalter stand, begehrenswert und frisch, kam in den Saal, entbot dem Herrn, der speiste, ihren Gruß und reichte ihm die Früchte von ihrem Vater dar.

Ha! sagte La Roche, das ist sehr schön.

Na munter, sagte er zu seinen Dienern, bringt die vier schönsten Leintücher, die drin sind, und breitet sie auf den Boden.

Ich will nur bemerken, daß man ihm in allem gehorchen mußte, was er sagte, weil er der Prototyp des Antichrist war. Von ihm sagten die Prediger im letzten Fasten, daß er, der Ketzer, seine Falken aufs genauste abrichtete, und daß er ein so guter Schütze war, daß er ein Pferd fröhlich zwischen den Beinen eines Freundes erschoß, mit dem er eben gegessen hatte und den er bis zur Krümmung am Kreuzweg begleitet hatte; und um seine Geschicklichkeit zu zeigen, zielte er, als der Bauer seinen Pflug umkehrte, gerade auf den Steig, ohne den Bauer nur zu streifen; und alles, nur um darüber zu lachen. Als die Tücher gespannt waren, befahl er der Schönen, sich auszuziehen. Die arme Marciolle fing an zu weinen.

O, wie klug du bist! Du hütest dich zu lachen. Einem Mädchen, dem der Mund weint, lacht der Hintere. Frisch, zu, beeile dich; oder ich laß alle Teufel kommen. Holla! Mach mich nicht böse, tu, was ich dir sage.

Die Arme kleidet sich aus, legt die Schuhe ab, löst ihr Haar; und dann, o Gefahr! zog sie ihr Hemd ab; und ganz nackt, wie eine Fee, die aus dem Wasser steigt, streut sie die Kirschen rechts und links, in die Länge und in die



Breite, auf die schönen Tücher nach dem Befehl des Herrn. Ihre schönen dichten Haare, liebliche Liebesschlingen, flatterten um dies schöne Meisterwerk der Natur, das in seiner Fülle und Glätte und Trefflichkeit, eine Mannigfaltigkeit von Gebärden, einen Reichtum an wunderbaren Lieblichkeiten zeigte. Ihre beiden Brüstchen, die reizenden Kugeln der Lust, mit denen sich das Elfenbein des Busens verband, hatten ein hügeliges Aussehen und erschienen in vielerlei Art verschieden, je nach dem verschiedenen Anblick, den sie boten. Die geilen Augen, die auf ihre guten Schenkel glitten, die voll waren und mit allem geschmückt, was die Schönheit solchen Orten und Bequemlichkeiten des Liebessiegels mitteilt, entzückten ihre gierigen Blicke all an den vollkommensten Dingen, die sie daraus pflücken wollen: und obwohl es da so viel Schönheiten in zweierlei Schauspielen zärtlich hingebreitet gab, war es doch nur ein kleines Örtchen, das sie neugierig mit dem Blicke suchten. So viel Augen hefteten sich aufs Ziel, auf das jeder gern treffen wollte, alle hefteten nur ihre Absicht auf den köstlichen Winkel, wo das Register der Liebesmysterien daheim ist.

Nachdem die Kirschen ausgestreut waren, mußten sie wieder gesammelt werden; und wie sich vorher unter wunderbaren Stellungen vor allem das köstliche Labyrinth der Begierde zu verbergen suchte, so hatte jetzt der arme kleine Mittelpunkt der Wonne viel Mühe, Gebärden zu finden, um sich unsichtbar zu machen. Dieses so vollendete Teilchen wurde in so viel entzückenden Umständen gesehn, daß es schwerlich jemals befriedigtere Augen gegeben hat, als die der Anwesenden. Einer, der es betrachtete, sagte:

Es gibt nichts Schöneres auf der Welt; nicht für hundert Taler möchte ich auf die Befriedigung, die ich habe, verzichten.

Ein anderer, der seine in Wonnen schwelgende Phantasie schilderte, schätzte sein Glück bei diesem Schauspiel auf

über zweihundert Taler. Ein alter Sünder fixierte die Freude auf dreihundert Taler. Ein Lakai, der wie die andern schwänzelte, schätzte seinen Teil am Vergnügen auf zehn Taler. Von den Herren redete keiner von weniger als von hundert oder hundertfünfzig Talern; der mehr, der weniger, je nachdem die Zunge den Augen nachging und je nachdem man den Marmor dieses Schauspiels geistig leckte, über das sich dann die Aussagen je nach dem Geist verteilten, den jeder in seiner Phantasie mit dieser Schönheit in hunderttausend besonderen Bildern verknüpfte. Ein jeder der Zuschauer nahm sein Maul voll und sprach in seiner Summe die Schätzung der Wonnen aus, die er sich erdacht hatte.

Als die Kirschen wieder in den Korb zurückgelegt waren, ging die Schöne zum Fenster und nahm ihr Hemd wieder an. Noch einmal spazierten die Augen der Zuschauer über die Falten, um noch einen Rest der Dinge zu erhaschen; und wie sie nun so hintereinander das eine Bein hob und dann das andere, lauerten sie darauf, bis sie sich wieder so angelegt hatte, wie sie gekommen war, ganz gekämmt und angezogen. Ihre schönen Augen, diese kleinen Liebesgötter, schwammen ganz im Feuer, daß sie so der Schande hingegeben war. Der Herr von La Roche jedoch hatte die Augen im Kopf behalten, und immer den Blick auf den schönen Gegenstand gerichtet, lachte er mehr als anderthalb Fuß in die Länge und in die Breite sich ein Viereck in den Bauch, wobei er aber immer scharf aufpaßte, daß er das hörte, was die Männchen baberten, während sie in ihrer übergroßen Schwatzhaftigkeit sich den Mörtel von dem abwuschen, was sie zu sagen hatten. Er beobachtete sie, und behielt alles aufs beste und besonders die Taxe, die ein jeder im Verhältnis zu seiner Lust anstellte; ja er ließ nicht einmal den Lakalen durch, der einen Taler bewilligt hatte.

Marciolle, die nun ganz angezogen war, wurde auf Befehl unsers Herrn ans Ende der Tafel gesetzt, wo er sie be-



köstigte und stärkte, so gut er konnte, und ihr gab, was er nur an Leckerbissen da hatte. Sie war böse und weinerlich, entrüstet darüber, daß sie alles, was Gott ihr an Zier gegeben, gezeigt hatte; und es tat ihr leid, daß sie so viel Leute zugleich außer der Kirche gesehen hatten. Als Laroche sich seine Sache ausgedacht hatte, dröhnte er über die Gesellschaft hin; rollte die Augen im Kopf, wie die Löwen an unserm Uhrturm Saint-Jean de Lyon, fing an, seinen großen evangelischen Schwur zu tun, da er damals wohlbestallter Hugenotte war, und sagte:

Beim gewissen Gott (so schwören die Diebe, die zur Konfession gehören)! Ihr Herren, denkt ihr, daß ich euer Spaßmacher bin, euer Lakai, euer Lieferant von lebendigem Fleisch? Beim doppelten großen Horn, beim würdigen beim dreimal so großen, wie beim stärksten Hahnrei, der da sitzt! Jeder von euch soll mir bezahlen, was ihr gesagt habt, oder es soll Beine, Köpfe, Glieder, Därme, Leiber, Haare, Kehlen hageln und es soll keins heil bleiben. Bauch der Hure! Ihr werdet es sofort bezahlen, wenn ihr nicht wollt, daß ich euch die Augen ausschlage und die Schwänze abschneide. (Hätte man sie alle abgeschnitten, wäre damit der Äbtissin von Monfleury gedient gewesen, der ihr Verwalter letzten Herbst meldete, die Schraube an ihrer Kelter sei zerbrochen; worauf sie nach langem Nachdenken sagte: „Meiner Treu! Wenn ich lebe, werd' ich schon einen Schraubenzieher besorgen.“)

Die Worte des Meisters jagten den Herren Dorfjunkern Furcht ein, und sie zahlten, was sie gesagt hatten, oder sie ließen es holen, oder borgten es von meinem Herrn, gegen gute Zinsen oder gute Schuldscheine. Auf diese Weise stürzte die erschrockene Adelsschaft ungefähr zwölfhundert schöne liebliche Taler von Schrot und Korn in den Korb aus. Da hätte ich mich doch lieber in Paris versorgt und hätte mein Hemd voll Fleisch gemacht für fünf Sous, und

einen Korb voll Kirschen für vier. Als die Taler im Korbe lagen, gab sie La Roche der kleinen Marciolle, die sich die Zunge zerbiß vor entzücktem Behagen, weil sie wußte, daß es für sie war; und der Herr sagte ihr: „Da nimm, meine Liebe, trag's zu deinem Vater und sag ihm, du hast's bekommen, weil du deine F . . . . gezeigt hast.

Es gibt viele, die sie gezeigt haben und zeigen und die nicht so viel verdienen, und auch größere Gefahr laufen.

83. *Die parfümierten Fürze der schönen Imperia.*

Der Herr von Lierne, ein französischer Edelmann, schlief bei einer Kurtisane in Rom. Diese hatte, wie die ehrbaren Kurtisanen es zu praktizieren verstehen, kleine leichte Bläschen, fein und zart, wie von Hennen, zusammengebracht; und hatte Moschusduft hineingefüllt, kunstreich wie die Parfümeure. Die schöne Imperia, die eine Menge solcher Bällchen bei sich hatte, hielt den Edelmann in ihren Armen und ließ sich lieben.

Während nun die beiden zärtlich Liebenden das süße Minnespiel mauerten, machte sich die Dame die Hand frei, löste das Band und richtete eine kleine Fiste her und brachte sie dann mit einem kleinen Stoß der Hinterbacke zum platzen, sodaß der Knall des Bläschens sich anhörte wie ein Furz. Der Edelmann, der ihn gehört hatte, wollte seine Nase aus dem Bett herausstecken, um ihm Luft zu geben.

Es ist nicht, was ihr denkt, sagte sie, man muß es vorher wissen, bevor man es fürchtet.

Auf diese Versicherung hin empfand er einen angenehmen Geruch und dem entgegengesetzt, den er vermutete. Er empfand also dieses Parfüm mit Wonne. Nachdem er es noch mehrmals reichlich genossen hatte, erkundigt er sich bei der Dame, ob solche Winde aus ihr kämen, die so gut röchen, in Anbetracht dessen, daß, was aus dem Innern der



französischen Damen käme, ziemlich stinkend und scheußlich sei. Darauf antwortete sie mit einem philosophischen Zappler, das Naturell des Landes und der aromatischen Nahrung brächte es mit sich, daß die italienischen Damen, die sich Duft erzeugende Genüsse verschafften, die Essenz durch den Hintern wieder von sich geben, gerade wie aus dem Schnabel einer Retorte.

Wahrhaftig, antwortete er, unsere Damen haben ein ganz anderes Naturell zu furzen.

Es passierte, daß nach einigen Moschusraketen, da etwan zu viel Wind eingeschlossen war, Imperia einen Furz ließ, nicht bloß einen natürlichen, sondern einen wirklichen und substanziellen. Der Franzose, dessen Nase an die Furzjagd gewöhnt war, diesen Geruchsschuß hörend, steckte voll Eifer die Nase unter die Decke, um den geweihten Geruch aufzufangen, für den er ganz Nase hätte sein mögen, um ihn einzusaugen; aber er wurde getäuscht, er bekam mit der Nase mehr, als auf vierzehn Holzschippen geht, mit denen man in Orleans das Getreide mißt. Und woher? Ein Gestank, der größer war, als jemals ein Furz stinken konnte, gekommen aus dem geheimsten Bauchbetrieb.

O Gnädigste, sagte er, was habt Ihr gemacht?

Und wie er den Mund öffnete, drang ihm noch einmal ein Mund voll Mist hinein, der ihm das Kapitol ordentlich mit Dreck durchräucherte. Sie antwortete:

Lieber Herr, das ist bloß eine Galanterie, um Euch in den Geschmack Eures Landes zurück zu versetzen.

84. *Die aufgeschlagenen Eier.*

Bei Saint-Yves war einmal ein junger Edelmann in einer Kammer einquartiert, allein in einer Kammer. Er warf ein Auge auf das Dienstmädchen, die eine ziemlich schöne Kreatur war, aber etwas naiv. Er

sprach oft mit ihr recht kühl und heimlich. Unter anderm sagte er ihr eines Tages.

Ihr seid vom Land, meine Liebste?

Gewiß, mein Herr.

Ich ahnte es. Das geniert mich aber nicht, ich liebe Euch ebensosehr, als wäret Ihr aus der Stadt, da ich sehe, daß Ihr ein so gutes Mädchen und eine so tüchtige Haushalterin seid.

Ei, lieber Herr, ich danke Euch dafür.

Nun, meine Liebste, weil ich Euch liebe und weil Ihr uns ordentlich dient, will ich Euch zu Euerm Nutzen mitteilen, daß da eine Krankheit ist, die die Mädchen vom Lande angreift, wenn sie in die Stadt wohnen kommen: es wachsen ihnen nämlich im Bauch kleine Eier, die dick werden; und dann müssen die armen Mädchen ihren Hintern dem Barbier zeigen. Ich wäre sehr betrübt, wenn Euch das zustieße. Es wird aber nicht dazu kommen, wenn Ihr mir Vertrauen schenken wollt. Ich werde etwas für Euch tun und es ist an der Zeit, damit zu beginnen: an Eurer Farbe seh ich, daß Ihr schon welche habt.

Bei Gott, Herr, ich bin Euch sehr verbunden. Es ist sehr wahr, daß ich mich nicht wohl fühle; ich bin nicht in meinem besten Stand.

Ich werde Euch morgen etwas geben.

Als der Morgen gekommen war, kam sie in seine Kammer; er gab ihr einen Löffel voll weißen Hypokras, und sagte ihr, sie solle die Wirtschaft besorgen; dann solle sie etwas trocknes Brot zum Frühstück essen. Dies wurde durch zwei oder drei Tage fortgesetzt. Eines Morgens, als die Frau nicht zu Hause war, faßte er das Mädchen an und legte sie freundlich lachend aufs Bett, wie um ihr in den Mund zu sehn.

Ach! Lieber Herr, was wollt Ihr machen?

Ich werde Euch gar nicht weh tun; ich will ein Ei aufschlagen, das schon ganz hart ist.



Sie ließ ihn machen: er steckte ihr lebendiges Fleisch in lebendiges Fleisch. Darob befand sie sich sehr gut, wenn es ihr auch etwas brannte; aber nicht so sehr, daß sie es nicht zufrieden war wiederzukommen, sodaß er ihr mit ihrem Willen oft die Eier im Leib zerschlug, zum großen Vergnügen des Mädchens, die gern einen ganzen Bauch voll hätte haben wollen, damit man sie ihr hundert Jahre lang zerschlug, ohne etwas anderes zu machen.

Eines Tages, als sie schon lüstern danach war, und zuviel Zeit dabei vertändelt hatte, schalt sie ihre Herrin, als sie wieder hinuntergekommen war, und sagte zu ihr:

Ihr seid eine Kokette; ihr macht was schlechtes mit dem Mann da oben. Haha! Du Affe, du Schnepfe, was hast du so lange da oben gemacht?

Nichts sonst, Madame.

Du lügst, du Luder!

Seid nicht böse, Madame, es ist, wie ich Euch sage.

Das mit dem Mann da oben hat etwas zu bedeuten.

Ach! Madame, meine gute Herrin, Ihr habt sehr Unrecht; es ist der anständigste Mensch von der Welt: mir waren Eier in den Bauch gekommen und er hat mir sie aufgeschlagen.

Was für Eier, du Luder, was für Eier?

O! seht nur, Madame, ob es nicht wahr ist; da, ich heb meinen Rock auf: seht nur mein vorderes an, es ist ganz naß vom Weißen, das herausfloß, wie er sie aufschlug.

85. Der Wunderbach.

Zu der Zeit, da die guten Leute (versteht sich, nicht die geringsten, die zu klein wären; niemals war Güte am geringen Ort) durch die Welt gingen, gab es einen Heiligen, der auf seiner Fahrt nach Baracé kam, bei Duretal in Anjou.

Als sich dieser Mann am Brunnenrand etwas ausgeruht hatte, bemerkte er, daß es spät war, daher begab er sich ins Dorf, wandte sich an die Lepage, die Frau der Herberge, und bat sie, ihm für diese Nacht zur Ehre Gottes Quartier zu geben. Sie, die habgierig war wie ein Zöllner, der sein Geschäft gemacht hat und keine Kinder hat, entschuldigte sich und bat ihn, es ihr nicht zu verübeln, daß sie sich weigere, es sei nur, weil ihr Gatte geizig und brummig sei. Der gute Mann ging weiter und klopfte geradewegs bei der Kammerfrau de Chiquetière an, namens Gousson, von der er, nachdem er seine Bitte vorgebracht, sehr würdig empfangen wurde, die arme Frau sorgte für ihn aufs beste, und legte ihn in ein gutes Bett, die gute Frau!

Am andern Morgen fand er sich sehr erfrischt, stand auf wollte wieder weiter und sagte zu ihr:

Liebe Frau, ich danke Euch recht demütig für das viele, was Ihr an mir getan habt und bitte Euch, mich zu entschuldigen, wenn Ihr sonst keine Bezahlung von mir bekommt.

Ha! sagte sie, lieber Herr, Sie waren willkommen; und werden es immer sein, wenn es Euch zu kommen gefällt. Ich habe Euch nicht aus Hoffnung auf Bezahlung in mein Haus aufgenommen, wo Ihr ganz, wie Ihr wünscht, bleiben mögt. Ich werde so wenig schlecht, als ich nur kann, für Euch sorgen, um der Freundschaft des Herrn willen, dem Ihr dient.

Liebe Frau, ich danke Euch unendlich für so viel Güte und Freundschaft: ich bitte den lieben Gott, er möge Euch segnen und machen, daß die erste Besorgung, die Ihr heut' vornehmt, ihm so angenehm sei, daß Ihr den ganzen Tag nichts anderes tun könnt.

Damit ging er; und sie, die gar nicht daran dachte, die ihn Gott befohlen hatte, ließ sich ein wenig Wäsche bringen, die sie am Tage vorher gespannt hatte, und machte sich daran, sie zusammenzulegen; und so viel legte sie zusammen

und immer noch mehr legte sie zusammen, daß sie, je mehr sie zusammenlegte, desto mehr zusammen und zusammen und zusammen zu legen hatte; und immer mehr legte sie zusammen, so daß sie große Haufen von allen Sorten Leinen hatte, das sich vervielfältigte, so wie es ihre Hände berührten. Zufällig kam Jene, die den guten Mann abgewiesen hatte, zur Gousson, um etwas bei ihr zu holen. Als sie sie so beschäftigt sah, sagte sie:

Ei! liebe Freundin Gousson, was macht Ihr?

Nun erzählte ihr die Gousson das Abenteuer und plauderte über das viele Gute. Die andere war sehr erstaunt und höchst traurig, eine solche Gelegenheit versäumt zu haben; daher geht sie, ohne sich etwas merken zu lassen, fort und macht sich auf den Weg, wo sie den Mann zu finden gedachte: und als sie nun mit Fleiß seiner Spur folgte, erkundigte sie sich und erfuhr, er sei nach Vieilleville gegangen und dort stellte sie sich, als mähe sie Gras für ihre Kuh. Als sie ihn dann erblickte, spielte sie die Erstaunte, geht zu ihm heran und sagt zu ihm:

Lieber Herr, wie froh bin ich, Euch gefunden zu haben! Was macht Ihr hier und erkältet Euch? Der liebe Gott hat nämlich meinen Mann sehr verändert; und ich wußte es nicht. Als ich ihm gestern sagte, ich hätte Euch fortgeschickt, wäre mir beinahe ein Unglück passiert, so schalt er mich. Ich lobe den lieben Gott, daß er ihn gebessert hat. Ich bitte Euch, es nicht übel zu nehmen; sondern gebt uns die Ehre und kommt heut Nacht bei uns schlafen.

Gern, liebe Frau; ich werde kommen, wenn ich meinen Dienst erfüllt habe.

Das tat er denn auch und wurde mit Freude und Aufwartung empfangen und mit allen Bequemlichkeiten versorgt. Am Morgen, als er fort wollte, brachte er seine Entschuldigung vor, wie sie beim Bettelsack Brauch ist; und seine Wirtin sagte zu ihm:

Meiner Seel'! lieber Freund, ich möchte gar nichts dafür haben; um Gottes Willen, wenn es ihm gefällig ist; ich will nichts dafür.

Recht vielen Dank also, liebe Frau; ich bitte Gott, daß das erste Geschäft, was Ihr heute verrichtet, solche Dauer haben soll, daß Ihr den ganzen Tag lang nichts anderes verrichtet.

Vielen Dank, lieber Herr!

Es langweilte sie schon, daß er nicht schneller machte, damit sie ans Werk gehen konnte. Sobald sie seine Fersen sah, sagte sie zur Dienerin:

Nun, geh hinauf, Schaffnerin, und hole das Leinen; ich werde ebensoviel haben wie die Gousson. Bring die Servietten, das Tischzeug, damit ich falte.

Als die Kammerfrau alles gebracht hatte, wollte die Lepage ihre Hand ans Werk legen, da fiel ihr ein, noch einmal pissen zu gehen, um nachher nicht gestört zu werden. In aller Eile machte sie sich daher auf den Hof hinaus und hockte sich nieder, um zu pissen. Aber das hatte eine schreckliche Wirkung, denn sie fing eine Pisserei an, die den ganzen Tag dauerte. O je! sie hatte gesagt, sie bekäme eine Masse Wäsche; dafür ließ sie aber eine Masse Wasser fließen und machte den Bach, der am Fuße von Loges vorbei bis nach Indien fließt. Als ihre Freundinnen kamen, um sie zu sehn, und sie so fest im Zuge fanden, das philosophische Scheidewasser zu destillieren, fragten sie sie:

O je, o je, Gevatterin?

Ach! sagte sie, ach!

86. Bring mich noch einmal um.

Die Tochter eines Pächters war am Abend mit ihrer Herde heimgekommen und wurde dafür gescholten, weil sich eins verirrt hatte; ihre Mutter, die sie schlagen wollte, sagte zu ihr:

Mach dich fort, Schlechte, mach dich fort, such dein Schaf!

Das arme Mädchen, das nicht wußte, wo sie es holen sollte, ging weinend weg und setzte sich unter einen Baum. Da sie zu lange ausblieb, sagte ihre Mutter zum Knecht:

Jean, geh und hol das Mädel; geh.

Er ging und fand sie und sagte zu ihr:

Michelle, komm wieder nach Hause, deine Mutter läßt dir's sagen.

Ich werde nicht.

Komm, komm.

O je! ich tu's nicht; ich geh nicht und wenn du mich umbrächtest.

Wenn du nicht kommst, bring' ich dich um.

Darum kümmere ich mich wohl!

Da nimmt er sie, legt sie auf den Rücken, spreizt ihr die Beine weit, wirft sich über sie und steckt ihr sein natürliches Messer unten in den Bauch hinein, und tötet sie den süßen Tod.

Ha du, sagt er, ich hab's gesagt: und nun kommst du gleich.

Ich tu's nicht.

Komm, Michelle, komm.

Bring mich doch noch einmal um.

87. Das Brevier.

Von allen guten Büchern ist dieses das Brevier, wie man es aus verschiedenen Gründen nennen kann. Es ist nämlich kurz und lehrt mit wenig Worten alle Wissenschaften. Item, ein Brevier ist ein Buch, das gewöhnlich fett ist; und wendet man Fleiß an, so wird man dabei dick. Das Brevier gibt Appetit und schärft ihn; dieses unterhält ihn und stärkt ihn. Das Brevier läßt denen, die sich damit helfen, das Leben gewinnen; dieses läßt einen alles gewinnen.

Ich beziehe mich darin auf unsern Pfarrer, dem nach dem Amt das gnädige Fräulein sagte:

Herr Pfarrer, kommt doch bitte zu uns speisen.

Ich danke Euch, liebes Fräulein, ich werde sogleich erscheinen.

Das Fräulein, das Unruhe hatte, weil er nicht kam, sieht zum Fenster hinaus und sieht abseits den Pfarrer, der gepißt hatte und nun seine Sache bearbeitete. Sie zog sich zurück
vor Furcht, ihn zu sehen, weil es ihn zum Lachen ge-
bracht hätte. Als er hereingekommen war, sagte
sie: Hier, Herr Pfarrer, waschet Euch die
Hand, und kommt. Ah na! sagte
er, liebes Fräulein, ich habe
nichts drin gehabt wie
mein Brevier.

XIV. AUS AGRIPPA D'AUBIGNÉ.

88. Pautrot und die Dame von Nuaillé.

In Poitou ist der Brauch, daß die besten Häuser des Landes in Niort und Fontenay Zimmer bestellen, wenn sie sich auf den Jahrmärkten einfinden, die in den beiden Orten statthaben. Eine Dame von Nuaillé bestellte bei jeder Messe von Niort bei Barberie die kleine Kammer, die über der Treppe liegt. Als sie am ersten Tage nicht gekommen war, logierte sich der Herr von Pautrot, aus dem Hause Saint-Gelais darin ein.

Andern Tags, um zwei Uhr Nachmittag traf die Dame ein, und während sie ihrer Wirtin Freundlichkeiten sagte, steigt Isabeau, das bestgelaunte Kammermädchen die Treppe hinauf; die Dame kam nach und da fanden sie zusammen auf dem Tisch einen roten Koffer, den sie alsbald an den Stricken packen und zum Fenster hinauswerfen. Der Koffer fiel dem Martin, dem Diener Pautrots, auf die Schulter. Wie Martin nachsieht, wem es nun weh getan hat, dem Koffer oder der Schulter, kommt sein Herr, der ihm befiehlt, den Koffer wieder hinaufzubringen und oben findet er die Dame. Da wechseln sie nun beide Worte, für den Anfang recht kalte, aber es mußte etwas geschehen, man mußte sich entschließen, und es brauchte nicht alles auf ein Duell hinauszulaufen. Sie fängt nun an:

Ich werde diese Beleidigung nicht dulden.

Der andre sagt: Und ich nicht, daß mir mein Koffer hinuntergeworfen wird.

Sie wieder: Ich habe fünfzig Edelleute auf dem Markt, meine Diener und Verwandten, die meine Klage hören. Ich habe auch zwei Schwiegersöhne da, die Ihr recht gut kennt.

Das brachte Pautrot in Hitze und er sagte:

Madame, wenn Eure Schwiegersöhne das Geschenk der Klage ebenso offen empfangen, als Ihr es mir gebt, werden

sie mich ihnen gegenüber energischer finden, als ich es Euch gegenüber sein könnte in Anbetracht eines Alters und was davon abhängt.

Dieses Abhängen reizte die Dame sehr, weil man von ihr sagte, es hänge etwas von ihr ab, wie sie sich denn auch noch nicht in dem Alter fühle, wo man verachtet. Zornerfüllt nimmt sie das Zwiegespräch wieder auf.

Hier ist mein Bett, ich bin gewohnt, darin zu schlafen, und ich werde diese Nacht darin schlafen.

Pautrot replizierte:

Hier ist mein Bett, wo ich in der vergangenen Nacht geschlafen habe, und ich werde heute wieder darin schlafen.

Ich sage, ich werde darin schlafen, erwiderte die Dame.

Pautrot: Und ich auch.

Die Dame: Ich sage nicht, daß Ihr nicht darin schlafen sollt, aber ich weiß ganz genau, daß ich ebenfalls darin schlafen werde.

Und um Euch meinen Mut zu beweisen, werde ich mich augenblicklich hineinlegen.

Pautrot sagt, er werde es machen wie die Dame, die Isabeau herbeiruft, um sie auszukleiden; Pautrot ruft Martin, um ihm die Stiefel auszuziehn. Es kam nun darauf an, wer am geschwindesten den Entschluß in die Wirklichkeit umsetzte. Die Dame hatte den Vorzug, zuerst fertig zu sein, und Pautrot bekam die Ruelle. Isabeau guckt Martin an, stupft ihn auf die Nase und sagt:

Na! Meister Dummkopf! wußt' ich's nicht, daß wir darin schlafen würden!

Und wir? sagte Martin.

Ohne länger zu spaßen, die beiden schlagen den Weg ihrer Herrschaften ein, zuerst in Worten, dann in immer kürzeren, endlich im Bett; aber vorher riegelte Martin die Türe zu und er machte ihr auch den Ehrenplatz streitig, er bekam auch wirklich den Vorderplatz. Übt nur die Freund-



lichkeit und denkt nicht, daß sie sich nicht wohlverhielten.
Die Dame sagte später zu einigen, die sie hänseln
wollten, sie habe es nicht aus Liebe getan,
sondern um zu zeigen, daß ihr nichts
abhinge und um die Ver-
leumder Lügen zu
strafen.

XV. AUS TABARIN'S FARCEN.

89. Warum die Hunde bei der Begrüßung einander am Hintern riechen.

Tabarin. Ich bin erstaunt zu sehen, daß die Hunde, um ihre Gefährten zu grüßen, sich den Hintern beriechen. Ich möchte gerne den Grund wissen.

Der Meister. Das ist sehr einfach, Tabarin. Ein natürlicher Instinkt treibt sie gegenseitig dazu. Die Natur ist so mannigfaltig und so freigebig, daß sie jedem Tier eine Eigenart und eine besondere Vorliebe geschenkt hat, die sich bei keiner andern Art wiederfinden. So sieht der Luchs sehr scharf, der Maulwurf hingegen keinen Schimmer; das Pferd wiehert, der Stier brüllt, der Hund bellt; kurz die Tiere handeln nach ihrem Instinkt, wozu sie von der Natur getrieben werden.

Tabarin. Das ist nicht das richtige. Ihr habt nie die Hunde-Annalen gelesen, wie mir scheint.

Der Meister. Weißt du eine bessere Ursache, Tabarin? ich bitte dich, mich zu unterrichten.

Tabarin. Ihr müßt wissen, daß sich die Hunde eines Tags versammelten und Beratung abhalten wollten, da sie von ihren Herrn geprügelt und von den Dienern schlecht gefüttert wurden. Sie berieten also, was man künftig tun solle. Die Doggen als die größten hatten den Vorsitz und nahmen die Anträge der andern entgegen. Einer, der immer in Küchen gewesen war und das Tellerlecken liebte, meinte, man solle eine gemeinsame Kasse führen, Fleisch aufkaufen und damit Handel treiben. Ein älterer erhob sich und sagte, dieser Vorschlag sei nicht gut, da sie ihr Fleisch selber fressen würden, so daß es mit dem Handel nicht groß bestellt sein werde. Einer der kleinsten meinte, man müsse nach Indien fahren, um mit Gewürz zu handeln, das sei etwas, was keiner fresse. Sein Vorschlag fand Billigung und wurde

angenommen. Man sammelte Geld ein und sandte einen Hund mit dem Gelde ab, um in Indien zu handeln. Dieser Hund wurde zufällig, als sich ein Sturm erhob, zur Entlastung des Schiffs über Bord geworfen. Seine Freunde erwarteten ihn lange. Seitdem, so oft sie sich begegnen, riechen sie, begierig nach Nachricht aus Indien, einander am Hintern, ob er nicht nach Gewürz rieche. — Das ist die wahre Ursache, Meister.

90. Ob der Arsch eines Edelmanns oder der eines Bauern vornehmer sei.

Tabarin. Meister, welcher ist vornehmer, der Arsch eines Edelmanns oder der eines Bauern? oder wenn Euch das lieber ist, welcher von den zwei stinkt am ärgsten?

Der Meister. Deine Fragen stinken immer nach Zoten, immer kommst du einem mit solchen unanständigen Sachen, die für die Zunge fast unaussprechlich sind.

Tabarin. Ich werde immer den Vorzug haben, daß meine Fragen Saft und Kraft enthalten, und darum bitt ich Euch, sie zu beantworten.

Der Meister. Obschon es wenig ehrenvoll ist zu antworten, so will ich doch deine Neugierde befriedigen. Der Hinterteil eines Edelmanns —

Tabarin. Vergewaltigt das Wort nicht, ich bitt Euch, es heißt Arsch.

Der Meister. Meinetwegen. Der Arsch eines Edelmannes scheint mir vornehmer als der eines Bauern, denn jener hält mehr auf sich, ist stets mit Ambra, Moschus und andern Wohlgerüchen versehen, so muß er notwendig an allen Körperteilen der vornehmere sein.

Tabarin. Ich meinerseits behaupte gerade das Gegenteil und versichere Euch, der Arsch eines groben Bauern stinkt weniger als der eines Edelmannes. Kommen wir zum Be-

weis. Wenn ein Edelmann scheißen will (laßt's Euch nicht mißfallen), geht er zum Abtritt, das heißt einem Gestank erfüllten Ort, einem Dreckpfuhl, einer Schmutzgrube, und setzt den Hintern auf den Mund des Herrn Abort. Indessen erheben sich die Dünste und steigen durch den Schornstein herauf, so daß sich in kurzer Zeit ein Komet von Gestank bilden könnte, würde sich jener nicht entfernen. Dann nimmt er Papier und statt den Kot zu entfernen, macht er ihn nur glatt und verteilt ihn. Häufig zerreißt das Papier und er steckt die Finger ins Loch. Ein Bauer dagegen ißt nur große Fleischstücke, die sie nicht so schnell verdauen, sondern sie sind hartleibig. Wollen sie aber ihr Geschäft verrichten, so gehen sie nicht auf einen Abort, das ist ihnen zu schlecht, sondern mitten aufs Feld und geben wohl acht, daß kein Kot in der Nähe liegt, um ihren Hintern ja nicht zu beleidigen, sondern sie suchen sich zur Entleerung einen saubern Platz aus. Das ist noch nicht alles; damit die Dämpfe den Herrn Arsch nicht beleidigen und beschmutzen, schauen sie aus, wie der Wind geht, damit er den Dampf zur Seite treibe. Darum sind ihre Ärsche vornehmer als die der andern.

Der Meister. Deine Beweise sind zu weit hergeholt, Tabarin.

Tabarin. Ihr sprecht so viel von Euren Erfahrungen, versucht's doch, riecht am Arsch des einen und des andern, wer am ärgsten stinkt. Ihr werdet genügend finden. Und Ihr braucht nur die Nase aufzusperren, der Duft wird Euch schon in den Schädel steigen, das wird Euch die Gehirnwindungen stärken.

91. *Warum die Hunde beim Pissen ein Bein heben.*

Tabarin. Meister, ich hab daran gedacht, einem Hund einen schlechten Streich zu spielen.

Der Meister. Wie? wolltest du ihm den Rücken ausmessen mit dem Stock?

Tabarin. Nein, aber ich dachte daran, ihm einen Scheißhafen wie eine Haube aufzusetzen. Er war so unverschämt an unsere Hauswand zu pissen, und obendrein, als wenn er sich über mich lustig machte, hob er ein Bein.

Der Meister. Es wäre nicht recht gewesen, Tabarin, denn er suchte nur seine natürliche Überflüssigkeit zu entleeren. Alle Tiere sind diesem Übelstand unterworfen, denn wenn die verdauungsbefördernde Kraft die nötige Nahrung erhalten hat, dann wirkt die ausstoßende Kraft und treibt das Überflüssige hinaus. Darum solltest du dich nicht erzürnen über den Hund, denn es ist seine Natur, die Exkremente auszuleeren.

Tabarin. Am meisten hat mich geärgert, daß er das Bein aufhob. Ich möchte wissen, warum gerade die Hunde das Bein heben beim Pissen, denn ich hab' das noch bei keinem andern Tier beobachtet.

Der Meister. Du hast immer Absonderlichkeiten im Kopf, die sich mit Anstand und Vernunft nicht vertragen, es wäre schicklicher, dir gar nicht zu antworten statt deine Neugier zu befriedigen. Doch ich will dir sagen, daß bei diesem Tier die Muskeln, Sehnen, Knorpeln und Nerven wenig biegsam sind und sich nicht so leicht bewegen wie bei andern, darum ist es gezwungen, das Bein zu heben, um seinem Urin Platz zu machen. Ähnlich vermag sich der Bär nirgends hin zu drehen, ohne den ganzen Körper zu wenden, denn die Muskeln gehorchen nicht, weil sie stärker verbunden sind als bei andern Tieren.

Tabarin. Ich wollte sehen, ob Ihr diese Sache besser studiert hättet als ich, doch ich merke, daß ihr ebenso dumm seid wie die Tiere, da Ihr diese Weisheit noch nicht erfaßt habt.

Der Meister. Weißt du eine bessere Begründung, Tabarin?

Tabarin. Ich will es Euch lehren. Ihr wißt, daß die Natur jedem Tier soviel Vorsicht gegeben hat, daß es sich vor Un-



fällen zu schützen weiß. Mäuse und Ratten haben einen gewissen Instinkt, der ihnen verrät, wann ein Haus am Einsturz ist, und sie verlassen es. Auch die Hunde haben ihr Teil an dieser Vorsicht, denn sie sind ebenso klug wie treu. Aber all ihre Klugheit offenbart sich nur beim Pissen. Denn Ihr seht nie einen Hund mitten auf der Straße pissen. Sie gehen an eine Mauer heran und suchen sich den besten Platz aus; dann heben sie das Bein und trillern ihr Liedchen. Wißt Ihr, warum sie das Bein heben? Sie haben Furcht, die Mauer könne auf sie stürzen, und stemmen das Bein wie einen Stützpfeiler dagegen.

92. *Warum die Greise furzen und fiesten.*

Tabarin. Woher kommt es, daß Greise, die auf ihre alten Tage noch heiraten, statt ihren Gemahlinnen fleißig aufzuwarten, furzen und fiesten?

Der Meister. Das sind so die Übel, die mit dem Alter kommen. Denn da sie mehr mit Dämpfen gefüllt sind und da ihr Magen das aufgenommene Fleisch nicht genügend verdauen kann, so leiden sie sehr an Blähungen.

Tabarin. Wahrhaftig, es sind bedauernswerte Leute. Sie gleichen sehr den Müllern.

Der Meister. Wieso, Tabarin?

Tabarin. Wenn die Müller viel gearbeitet haben und müde sind, dann legen sie ihren Kopf auf die Säcke und ruhen sich behaglich aus. Ebenso ist's mit den Greisen, denn wenn sie genug gearbeitet haben und müde sind von ihrer Verrichtung, dann lassen sie nach soviel Anstrengung ihren armen Bruder den Kopf auf dem natürlichen Sack ausruhen.

Der Meister. Darum handelt es sich nicht in unserer Sache.

Tabarin. Ich sag' es auch nur so nebenbei. Um aber



auf unsere Sache zurückzukommen, die Ursache, weswegen die Greise furzen und fiesten, wenn sie bei ihren Neuvermählten liegen, ist die, daß sie in ihrer Jugend soviel gearbeitet haben, so daß sie nun im Alter zum Rückzug blasen und nicht mehr zum Angriff vordringen wollen.

93. *Zu welcher Zeit die Frauen am säuberlichsten pissen.*

Tabarin. Meister, zu welcher Zeit pissen die Frauen am säuberlichsten?

Der Meister. Ist es erhört, daß du mich alle Tage mit deinen unverschämten Fragen belästigst? Kannst du es gar nicht über dich bringen, nach etwas höherem zu forschen?

Tabarin. Ich forsche lieber nach niederen Dingen als nach hohen. Ich sah einmal einen auf dem Richtplatz, der stieg eine Leiter im Krebsgang hinauf; ohne Zweifel wollte er da droben etwas suchen. Aber der arme Kerl mußte die Zeche bezahlen und hatte doch vermutlich keinen roten Heller.

Der Meister. Ich sehe, daß du deine Gedanken auf erhabenere Dinge lenkst.

Tabarin. Dennoch bitt' ich Euch um Antwort auf meine Frage.

Der Meister. Ich kann Euch nichts sagen, als etwa dies, daß wann sie krank sind und ihren Urin dem Arzt zeigen wollen, daß sie dann wohl suchen, säuberlicher zu pissen als für gewöhnlich.

Tabarin. Es ist besser, ich belehr' Euch; denn das ist eine Sache, die Ihr wissen solltet.

Im Sommer, wann es staubig ist, dann pissen die Frauen am säuberlichsten. Um das besser zu verstehen, müßt Ihr wissen: wann die Frauen pissen wollen, heben sie die Kleider auf und hocken sich hin. Und da das Faß nicht tropfen

kann, wenn man ihm nicht von hinten Luft gibt, so lassen sie einen Furz fahren, der den ganzen Platz reinfegt. So pissen sie am saubersten.

Wollt Ihr mir nicht glauben, Meister, so nehmt holländische Brillen und untersucht es selber.

94. *Warum man beim Pissen furzt.*

Tabarin. Meister, könnt Ihr erraten, warum man beim Pissen meistenteils fiestet oder furzt?

Der Meister. Das geschieht ganz natürlich, Tabarin. Die Natur sucht die Exkremente zu entleeren und andere Dinge, die unnötig und unnütz sind. Unsere Ernährung geschieht durch Einführung des Fleisches in die Speiseröhre und von da in die Magenhöhle, wo die Verdauung vor sich geht. Dann stößt der Magen durch eine ihm eigene Triebkraft die Nahrung aus, die in Speisesaft verwandelt in die Därme tritt. Dann ziehen die Gekröseadern, die von der Leber ausgehen, durch eine eigenartige Kraft, diesen und was in der Nahrung wertvoll ist an sich. Das übrige geht weiter und macht sich Bahn, wie gerade die Kanäle beschaffen sind.

Tabarin. Das ist nicht der Grund und trifft auch gar nicht den Kern unserer Sache. Ihr seid ein schlechter Küfer. Wißt Ihr nicht, daß man einem vollen Faß Luft geben muß, um etwas daraus zu entnehmen. Die Ursache, weshalb ein Mann beim Pissen furzt oder fiestet, ist die, daß sein Hahnen keinen Tropfen herausließe, wenn er seinem Faß nicht von hinten Luft machte.

95. *Warum die Frauen so häufig weinen und furzen.*

Tabarin. Schon lang zerbrech ich mir den Kopf, weshalb die Frauen so oft weinen und furzen. Denn Ihr seht, sie machen stets den Hintern breit, und was noch mehr ist, sie haben alle die Gewohnheit den



Arsch zu schließen, sobald sie den Mund auftun. Wollen sie aber einmal die Hintertür öffnen, um einen Wind herauszulassen, — denn es ist die reine Äolushöhle, ich glaube, alle Winde sind da drinnen eingeschlossen — so werdet Ihr bemerken, daß sie die Lippen zusammenpressen. Ich möchte wohl die Ursache wissen.

Der Meister. Die Tränen sind den Frauen eigentümlich, und die Ursache ist die, daß sie feuchter sind als die Männer. Die Tränen aber kommen rein von einem Druck des Gehirns, das sich zusammenpreßt, wenn wir Schmerz oder Traurigkeit in der Seele verspüren, gerade wie ein Schwamm. Also weinen die Frauen nur infolge ihrer innewohnenden Feuchtigkeit. Dasselbe gilt für die zweite Frage. Denn die Natur sucht die Feuchtigkeit zu entfernen und zu entleeren und verursacht daher die Winde, darum furzen sie so oft.

Tabarin. Das ist nicht der wahre Grund. Wollt Ihr ihn wissen?

Der Meister. Ich bin immer begierig, etwas neues zu lernen.

Tabarin. Der einzige Grund, warum sie so oft weinen und furzen, ist der, daß sie vornen gefeuchtet und hinten geblasen werden wollen.

96. Welcher Unterschied zwischen der Nase und dem Arsch besteht.

Tabarin. Welcher Unterschied ist zwischen der Nase und dem Arsch?

Der Meister. O, du grober, unverschämter Kerl! Wer hat dich gelehrt, mir solche Fragen zu stellen?

Tabarin. Wir wollen die Reihenfolge umkehren: welchen Unterschied setzt Ihr zwischen den Arsch und die Nase.

Der Meister. Da dich deine Neugier so weit treibt, so antworte ich, daß die Nase ein sehr beachtenswerter Teil ist,

von der Natur für das Gehirn geschaffen, um zu entleeren, was diesem schädlich ist.

Tabarin. Auch der Arsch dient dazu, Ausleerungen zu entfernen.

Der Meister. Außerdem ist die Nase ein besonderes Organ, um die Gerüche der Dinge zu beurteilen, die sich uns darbieten.

Tabarin. Die Nase ist also dazu da, die Gerüche zu empfangen, und der Arsch, um sie zu verteilen. Das ist gut, denn der Arsch bringt zum Vorschein, was am wohlriechendsten ist. Was aber nicht verhindert, daß Ihr ein Dummkopf seid, da Ihr meine Frage nicht beantworten könnt. Soll ich Euch den Unterschied lehren?

Der Meister. Ich werde wie jener alte Weise bis zum Tode glücklich sein, noch neues zu lernen.

Tabarin. Der wahre Unterschied ist der, daß der Arsch die Haare außen hat, Eure Nase aber inwendig, Meister. Da habt Ihr in wenigen Worten die ganze Antwort. Ihr hättet Eure Nase mit einem Mal ohne Umschweife in diese Sache stecken sollen.

97. Warum man beim Pissen zuweilen furzt.

Tabarin. Meister, Ihr mögt den Mund zuhalten und die Nase aufsperren, so will ich Euch geradewegs in die Nase hineinfragen: Warum geschieht es beim Pissen, und meist unwillkürlich, daß man furzt?

Der Meister. Rüpel! Sind wir wieder beim Unflat angelangt!

Tabarin. Ihr steckt bis zur Nase darin, Meister. Ihr könnt nach Eurem Beliebem trinken und Euch satt essen.

Der Meister. Muß ich dir immerfort diese Schweineworte vorwerfen?

Tabarin. Wahrhaftig die Worte stinken nicht. Aber das hörte sich noch besser aus Eurem Mund an.

Der Meister. Wozu gibt es Galeeren, wenn du nicht angebunden bist zum Rudern? Wenigstens sollst du merken, woher der Wind kommt.

Tabarin. Wenn es nur kein Arsch-Nordwind ist, so soll's mich den Teufel kümmern. Aber ich weiß, Ihr seid von feuchter Natur und Ausdünstungen stark unterworfen. Schert Euch weg von hier!

Hölle und Teufel! Ihr schlagt mir die Nase voll mit Euerm übeln Geruch! Zum Henker! Welch ein Gestank! Wenn dieser Wind Regen bringt, laufen wir Gefahr, alle miteinander verstänkert zu werden.

Der Meister. Bist du toll? Bist du betrunken? Rüpel! Siehst du nicht, daß man sich lustig macht über deine Schmutzworte? Gibt es Ärgeres, als was du da vorbringst! Wir sollen in unseren Reden und Unterhaltungen ebensoviel Anstand zeigen, wie in unseren Sitten! Eine rüpelhafte Rede mißfällt überall. Wir sollen unsere Worte auf ehrbare Dinge richten! Von diesem Schmutzzeug zu sprechen, das heißt, unsern Kot zum Mund herauserbrechen, statt ihn anderswo abzustoßen. Lerne mehr Bescheidenheit im Sprechen! Diese Tugend sollte gleichermaßen von jedermann geübt werden. Ein kluger Mann wird sich nie solchem eitlen, leeren Gerede hingeben. Man trägt nur Schande und Tadel davon.

Tabarin. Wo wollt Ihr noch hin? Beantwortet doch, um was ich Euch befrage, oder bekennt Eure Unwissenheit.

Der Meister. Ich will lieber meine Unwissenheit bekennen, als ein Wort zu meiner Schande reden. Wir sollen Anstand bewahren in unsern Reden, sonst gleichen wir Schweinen, deren Schmutz mich anekelt.

Tabarin. Da Ihr diese Materie nicht anbeißen wollt, so will ich Euch erzählen, was ich davon weiß. Der einzige Grund, warum es geschieht, daß ein Mann beim Pissen furzt, ist der, daß Herr Arsch ein sehr gescheites Wesen ist (da-



her hat er auch einen Bart wie die Philosophen). Merkt er, daß man pissen will, so macht er alle, die in der Nähe sind, darauf aufmerksam, indem er in seiner Scheißsprache ruft: „Vorsicht! Wasser!“ Ist das nicht ein schöner Zug von Fürsicht?

98. Wann es geschieht, daß je mehr man trinkt, man um so weniger pißt.

Tabarin. In welchem Fall geschieht es, daß man um so weniger pißt, je mehr man trinkt?

Der Meister. Das ist eine sehr ausgedehnte Materie, Tabarin. Es gibt eine Reihe Krankheiten, die Harnverhaltung verursachen. Wir haben einen Drang nach Nahrung in uns, der sich erhebt, sobald unserm Körper das nötige fehlt. Dieser Drang, dieses Verlangen die Lücken auszufüllen, die durch die natürliche Hitze in unserm Magen entstehen bei der Verdauung, erregt die Sinne und verlangt sein Recht. Der Verlust und Mangel ist von zweierlei Art: entweder äußert er sich als Hunger oder als Durst. Betrifft es den Hunger, so heißt dieser Drang nach Erneuerung gemäß den Philosophen *appetitus calidi et sicci*. Ist er aber durch Durst verursacht, so nennt man ihn *appetitus frigidi et humidi*. Wenn wir nun trinken, so gleitet die Flüssigkeit in den Magen, wird dort erhitzt und fällt dann in die Blase und wird von da durch die Röhre ausgestoßen. Nun gibt es aber Krankheiten, bei denen man, je mehr man trinkt, sich um so weniger zu harnen fähig fühlt, wie man bei Wassersüchtigen sehen kann. Das Wasser dringt durch die Poren in die Haut, verbreitet sich über den ganzen Körper und vermag die inneren Teile nicht zu erfrischen, die durch die große Hitze verbrennen. Stein und Nierengrieß sind auch solche Krankheiten, die den Abfluß des Harns verhindern und verstopfen, also daß je mehr man trinkt, man um so weniger pißt. Dabei hat man aber stets ein großes Ver-

langen, sein Wasser zu entleeren, das verfault und dem, der daran leidet, große Schmerzen verursacht.

Tabarin. Studiert Ihr schon lange, Meister? Ihr habt Euer Geld verloren, denn Ihr wißt ganz und gar nichts. Man harnt um so weniger, je mehr man trinkt, dann, wann man sich inmitten von vier oder fünf Mägden befindet, die auf dem Hintern orgeln. Ihr könnt dabei hunderttausend Pupe und wohl ebensoviel Fürze zu Euch nehmen, Ihr werdet doch keinen einzigen Tropfen pissen.

99. Warum die Frauen häufiger furzen als die Männer.

Tabarin. Meister, ich hab in Rom immer gehört, daß die Frau mehr furzt als der Mann. Wollt Ihr mir wohl den Grund angeben, wenn Ihr Eure Nase recht tief in diese Sache steckt?

Der Meister. Ei, du Rüpel, immer willst du einem mit diesen schmutzigen Erzählungen und Fragen unterhalten!

Tabarin. Ich bitt Euch, weicht meiner Frage nicht aus. Eure Artigkeit zwingt mich diese Ambrosia zu kosten.

Der Meister. Die Ursache ist sehr klar. Weißt du nicht, daß die Frauen von kalter, feuchter Natur sind und wenig natürliche Wärme besitzen? Dies verursacht, daß die Verdauung unvollkommen bleibt, und erzeugt Unverdauliches, was dann in Winden aus den Därmen entweicht durch die Öffnung, die am besten geeignet erscheint. — Tabarin. Ihr habt die Nase nicht tief genug in diese Materie versenkt. Der Grund weshalb die Frauen mehr als die Männer genötigt sind, ihre Winde auszufurzen, ist der, daß sie keine Hosen tragen. Immerfort bläst der Wind um ihren Arsch.

XVI. AUS DEM FACETIEUX REVEILLE MATIN.

100. Lustige Antwort eines Liebhabers zu seiner Geliebten.

Ein Edelmann, der etwas unvollkommen beschaffen war, unterhielt sich einmal mit seiner Geliebten; er wurde dabei höchst belästigt von einem Schnupfen, der ihm aus dem Kopf in den Mund floß, daß er notwendigerweise unaufhörlich ausspucken mußte, was das Fräulein nötigte, ihn damit zu foppen: Sie sollten, mein Herr, sich etwas purgieren, damit Sie diesen Schleim loswerden, der Ihnen höchlich zur Last fällt. Der Edelmann, der sich verspottet fühlte, antwortete ihr sogleich: Verzeihen Sie nur, mein Fräulein, wenn man bei einem so saftigen Bissen sitzt, muß einem ja das Wasser im Mund zusammenlaufen.

101. Von einem Herrn und seiner Dienerin.

Ein Herr hatte eine Dienerin, die er, wenn seine Frau abwesend war, im großen Bette bei sich schlafen ließ, und er hatte es sogar schon lang mit ihr getrieben, ohne daß seine Frau etwas erfuhr. Seine Frau wurde krank und starb daran, der Herr ließ jedoch nicht ab, sich stets an seiner Dienerin zu vergnügen, diese sah die Freundschaft, die ihr Herr für sie hegte und setzte es sich in den Kopf, daß er sie mit der Zeit heiraten könnte. Einmal nachts, als er bei ihr lag, ließ sie ein paar Worte darüber fallen, worauf er ihr weder Ja noch Nein antwortete. Darauf bestieg er sie, und auf dem höchsten Gipfel ihrer Arbeit sagte sie zu ihm, lieber Herr, heiratet mich, ich bitte Euch, ich werde eine so gute Frau sein; er aber unterbrach sein Werk einen Augenblick und sagte bloß: das nenne ich einen trefflichen Anfang, meine Liebe, einen trefflichen Anfang.

102. Wie einmal in einer Hochzeitsnacht zwei Franziskaner hintereinander den Platz des Bräutigams einnahmen.

In einem Ort im Lande Périgord wurde in einer Herberge die Hochzeit einer Tochter von ebenda gefeiert, alle Verwandten und Freunde waren da und bemühten sich, dem Mahle alle mögliche Ehre angedeihen zu lassen. Im Laufe des Hochzeitstags kamen in derselben Herberge zwei Franziskaner an, denen man das Essen in ihrer Kammer auftrug, in Anbetracht dessen, daß es ihnen nicht zustand, der Hochzeit beizuwohnen. Aber der Hauptschelm von beiden, der die meiste Autorität und Bosheit besaß, dachte, da man ihn von der Tafel schiede, wolle er am Bette teilhaben, und er wolle ihnen einen Streich auf seine Art spielen. Als der Abend gekommen war, und der Tanz begonnen hatte, betrachtete der Franziskaner lange Zeit die Neuvermählte, die er sehr schön und wohlgefällig fand. Er erkundigte sich sehr sorgfältig bei den Kammerfrauen nach ihrem Schlafzimmer, und fand, daß es nahe bei dem seinen lag, worüber er sehr erfreut war, dann legte er sich trefflich auf die Lauer, um zu seinem Ziel zu gelangen, daß er sah, wie die Braut, die nach dem Brauch von den Alten fortgeführt wurde, ausgezogen ward. Da es sehr früh war, wollte der Bräutigam den Tanz nicht verlassen, sondern er war dem so hingegeben, daß es schien, als habe er seine Frau vergessen. Der Franziskaner hatte das nicht, denn sogleich als er hörte, daß sich die Braut schlafen gelegt, legte er sein Gewand ab und eilte, sich an den Platz ihres Gatten zu legen; aus Furcht jedoch, dabei gefunden zu werden, hielt er sich nur kurze Zeit dabei auf, und entfernte sich rasch bis ans Ende eines Ganges, wo sein Gefährte war, der für ihn wachte, und das Zeichen gab, daß der Bräutigam noch tanze. Der Franziskaner, der seine schlechte Begierde noch nicht genug gebüßt hatte, kehrte sogleich zurück, um sich wieder zur Braut zu legen, bis sein Gefährte ihm Zeichen gab, daß es

Zeit sei, sich fortzumachen. Der Bräutigam legte sich nun schlafen und seine Braut konnte sich nicht enthalten, zu ihm zu sagen: Hast du dir denn vorgenommen, gar nicht zu schlafen und bloß mich zu quälen. Der arme Gatte, der eben erst gekommen war, erstaunte höchlich und fragte, wie er sie denn gequält habe, da er doch nicht vom Tanze gegangen sei. Schönes Tanzen, sagte das arme Mädchen, das ist nun das dritte Mal, daß Ihr Euch zu mir legen kommt: mich dünkt, Ihr tätet besser daran, zu schlafen. Als der Gatte diese Worte hörte, war er sehr erstaunt und vergaß alles, um die Wahrheit der Sache zu hören. Nachdem sie es ihm erzählt hatte, warf er sofort einen Verdacht auf die beiden Franziskaner, die da gewohnt, stand sogleich auf und ging in ihre Kammer, die neben der seinen lag. Und als er sie nicht fand, begann er so laut um Hilfe zu rufen, daß alle seine Freunde zusammenkamen: und als sie die Geschichte gehört hatten, halfen sie ihm mit Lichtern, Laternen und allen Hunden des Ortes die Franziskaner suchen. Und als sie sie in den Häusern nicht fanden, legten sie eine solche Eile ans Werk, daß sie sie in den Weinbergen erwischten. Und wurden behandelt, wie es ihnen gebührte.
Denn nachdem sie ihnen tüchtige Schläge versetzt,
schnitten sie ihnen Arme und Beine ab, und
ließen sie im Weinberg liegen im Schutz
der Götter Bacchus und Venus, von
denen sie bessere Schüler
waren, als vom heili-
gen Franziskus.

XVII. AUS DEN HEURES PERDUES DES SIEUR D'OUVILLE.

103. *Das einfältige Mädchen.*

Ein junges Mädchen von zwölf oder dreizehn Jahren arbeitete an einer Stickerei bei einer Edelfrau auf dem Lande, die einen sehr übermütigen Sohn hatte, der sich gewöhnlich immer mit dem jungen Mädchen neckte, das außerordentlich hübsch war, aber wegen seiner Jugend sehr einfältig. Da fand er sie eines Tages im Hause schlafend, und küßte sie sacht, ohne sie aufzuwecken, aber als er ihr mit der Hand unter den Rock greifen wollte, wachte sie auf, sogleich aber fing er sie zu necken an und machte sie glauben, er hätte sie überall befühlt, während sie schlief. Sie begann zu lachen, und sagte zu ihm, das sei nicht wahr, er aber beteuerte es ihr und sagte, ich wette mit dir, daß ich dir sagen kann, wie dein kleines, ich weiß nicht was, beschaffen ist. Ach, da wird man schon sehn, sagte sie, ich wette, daß Ihr gar nichts davon wißt. Nein? sagte er, deins ist gemacht wie das, und machte ihr's mit zwei Fingern vor: hast du nicht den Fuß von der Hirschkuh gesehn, die an unsrer Tür angebunden ist, willst du wetten, daß es so gemacht ist? Als das arme unschuldige Mädchen das hörte, ging sie weinend zu ihrer Herrin, und sagte zu ihr: Gnädige Frau, Euer Herr Sohn hat mich überall abgegriffen. Die Mutter rief gleich nach ihrem Sohn, und der schwor ihr, das sei falsch, und er habe ihr es nur gesagt, um mit ihr zu streiten, aber das arme Mädchen ließ nicht ab, zu weinen; ihre Herrin sagte ihr: geh, er macht sich lustig, er redet es dir nur ein. Nein, gnädige Frau, sagte sie, es ist schon wahr, denn er hat mir gesagt, wie es gemacht ist.

104. Die junge Verlobte.

Ein junges Mädchen, das vor Begierde danach verging, sich zu verheiraten, um die Vergnügungen zu schmecken, die sie von einem Gatten zu erlangen gedachte (denn heut ist keine so dumm mehr, daß sie nicht wüßte, wozu ein Gatte verpflichtet ist), wurde schließlich mit einem jungen Mann verlobt; da sie aber mehrere ihrer Freundinnen davon hatte reden hören, daß welche bei ihrer Heirat sehr getäuscht würden und gezwungen, sich wegen der Impotenz ihrer Gatten wieder zu scheiden, daß nicht alles Gold wäre was glänze, und daß mancher eine gute Miene mache und ein schlechtes Spiel. Sie fürchtete sich höchlich, zu den Düpierten zu kommen. Darum spähte sie sorgfältig alle Handlungen ihres vermeinten Gatten aus. Eines Tages bemerkte sie ihn von fern und sah ihn kommen, bevor er aber zu einem langen Gespräch kam, stellte er sich an eine Mauer gegenüber ihrem Fenster und brunzte dagegen. Sie konnte nichts anderes sehen, als das Wasser, das gegen die Mauer sprengte, weil er mit dem Rücken zu ihr stand. Aber das allein war genügend, ihr den Geschmack zu benehmen, sie sagte, sie habe den Docht gesehn, und der sei so dünn, daß es nicht den Anschein habe, als sei die Kerze recht groß.

105. Die Wirtsmamsell.

Ein Edelmann, der durchs Land reiste, befand sich zufällig in einer Stadt in einer Herberge, wo die Magd im Rufe stand die allergrößte Sache zu haben von allen Mädchen im ganzen Land. Der Edelmann hatte davon reden hören, und als sie am Abend kam, um sein Bett zu machen, sagte er zu ihr: Liebste, ich bin eigens in dieses Land gereist, um alle Merkwürdigkeiten davon kennen zu lernen und jede seltene Sache vor Augen zu bekommen.

Ich habe erfahren, daß du zwischen den Beinen die größte und ungeheuerste Sache hast, und ich bin höchst begierig danach, sie zu sehen, wenn du sie mir zeigen willst, will ich dir zwei Taler geben. Wahrhaftig, Herr, sagte sie, ich bin gar nicht eifersüchtig damit, aber wenn ich sie Euch gezeigt habe, ist Euch Eure Lust gleich vergangen. Ach, Liebste, sagt er, ich will sie dir nicht vorher geben, denn du könntest dich nachher über mich lustig machen, aber ich verspreche dir, sie dir nachher zu geben. Versprecht Ihr es mir, sagte sie zu ihm. Ja, ich verspreche es dir, sagte er, du kannst ganz versichert sein. Schwört also, daß Ihr es halten wollt, sagte sie. Er schwur ihr, daß er ihr Wort halten würde. Sofort schlägt sie die Röcke in die Höhe, und läßt ihn alles nach Belieben sehen. Der Edelmann war außerordentlich erstaunt über die wunderbare Größe der Sache, er bestätigte, daß sie noch größer war als der Ruf, in dem sie stand; und indem er ihr die zwei Taler gab, sagte er: Hier, liebe Freundin, ich danke Euch. Das Mädchen nahm sie, machte ihm eine große Reverenz und sagte zu ihm: Wahrhaftig, Herr, Ihr seid ein zu anständiger Mann, da Ihr so gut zahlt, ich will Euch nichts verbergen, Ihr sollt alles sehn, damit drehte sie ihren Hintern und hob ihre Röcke hinauf, und zeigte ihm noch einmal von hinten, was er von vornen gesehn, worüber er so erstaunt war, daß er es nicht anders ausdrücken konnte, als durch starres Schweigen.

106. Von einem Neuvermählten, der am Abend seiner Hochzeit mit den beiden Schwestern schlief.

Ein junger Mann warb um eine der Schwestern seines Kameraden, ohne daß er sie gesehen hatte. Der Bruder des Mädchens gab ihm die ältere Schwester, das Verlöbnis wurde vollzogen, bevor die Parteien

sich zu Gesicht bekommen hatten, dann wurde das Mädchen mit ihrer Mutter, vom Lande wo sie wohnten zur Hochzeit geladen; der junge Mann heiratet sie; als das Festmahl vorbei war und während alle Welt tanzte, war der Neuvermählte in die Kammer hinaufgestiegen, wo er die junge Schwester seiner Frau antraf; sei es nun, daß sie ihrer Schwester sehr ähnlich war, oder daß sie schöner war, sie flößte ihm mehr Begierde ein, er küßte sie, und da er sie in keinerlei Weise spröde fand, warf er sie auf ein Bett, und bekam von ihr alles, was er wünschte, darüber wurde er nun von der Mutter des Mädchens überrascht, die ihn in diesem Zustand fand und rief: Unglücklicher, das ist nicht deine Frau; sei es nun, daß sich der Galan getäuscht hatte, oder daß es Absicht von ihm war, er entschuldigte sich, er hätte es nicht aus Böswilligkeit getan, und die Ähnlichkeit hätte ihn verführt, seine Schwiegermutter aber schrie ihn so sehr an und sagte ihrer Tochter Beleidigungen, daß ihr Sohn, der Bruder der Braut, den Lärm hörte, er wollte nun wissen, was es gebe und fragte seine Mutter, was sie zu schreien hätte; und in Gegenwart der ganzen Gesellschaft, aus Furcht vor Skandal, um die Sache zu vertuschen, sagte sie zu ihm: Seht diesen Unglücksmenschen (dabei zeigte sie auf ihren Schwiegersohn), er wollte ein Faß Wein anbohren und hat dabei das falsche erwischt. Das Unglück ist nicht sehr groß, antwortete der Bruder der Braut, wenn das Faß, das er angebohrt hat, ihm nicht gehört, dann soll er das andere anbohren, es macht nichts.

107. Grausamkeit eines Dieners gegenüber seiner Herrin.

Eine Dame ging mit einem feisten Diener aufs Land; er folgte ihr zu Fuße und sie begegneten unterwegs Soldaten, die zu dem Diener sagten: Wo führst du das Frauenzimmer hin? Die Frau antwortete sofort: Ich

bin gar nicht, was Ihr denkt, meine Herren; der Mann, den Ihr da seht, wenn auch sein Gewand seinem Stand nicht entspricht, ist mein Gatte, und ich bin eine anständige und ehrbare Frau. Ist das wahr? sagten die Soldaten zum Diener. Er wagte nicht seine Herrin zu verleugnen und sagte: Ja. Ist das der Fall, sagten sie, so mußt du sie gleich in unserer Gegenwart einmal besteigen und ihr das machen, was ein Gatte mit seiner Frau macht. Der Mann wollte sich entschuldigen, aber sie drohten ihm, sie brächten ihn um. Die Frau hielt ihnen entgegen, das sei doch eine Handlung, die man nicht vor Zeugen zu vollziehen gewohnt sei. Aber mit alledem gewann sie nichts. Sie zwangen sie, ihnen zu gehorchen, oder wenn sie es nicht machen wolle, sei es ein Zeichen, daß sie löge, und dann müsse sie eine Hure sein und wollten ihren Teil auch von ihr haben, wie die andern. Die Frau sah, daß es kein Mittel gab, sie anderweitig zu befriedigen, sie legte sich in Positur und glaubte, sie sähen nicht so nah heran, und ihr Diener brauche nur so tun, als gehorche er ihnen, ohne daß er ihr etwas mache. Er aber verstand gar keinen Spaß dabei, sondern ging ans Werk, um seine Pflicht zu erfüllen. Als ihn die Frau so entschlossen sah, sagte sie ihm ganz leise ins Ohr: Nicolas, hüte dich nur, mich anzurühren, tu nur so, als machtest du's. Aber der Schelm beförderte seine Sache immer noch weiter und sagte zu ihr: Nein, nein, Gott behüte, Herrin, sie brächten mich um. Daher machte er ihr es also nicht halb, und als das die Soldaten gesehen hatten, ließen sie sie laufen.

108. Von einem Bauern und einem Fräulein.

Ein Fräulein ritt einmal aufs Land auf einem außerordentlich feurigen Pferd, von dem sie zwei- oder dreimal abgeworfen wurde, so daß sie sich fürchtete, wieder hinaufzusteigen; in ihrer Gesellschaft befand sich ein

Landmann von Périgord, der auf einem Esel ritt, der so sanft ging, daß es sich sanfter nicht sagen läßt. Als dies das Fräulein sah, sagte sie zu ihm: Mein Freund, würdest du erlauben, daß ich auf deinem Esel reite und du würdest auf mein Pferd steigen? Das will ich gern, Fräulein, sagte der Bauer. Aber ich leihe niemals meinen Esel einem Fräulein oder einer Frau, nur unter einer Bedingung. — Und die ist? sagte das Fräulein. Ich muß, sagte der Bauer, allemal, wenn mein Esel furzt, die Frau oder das Fräulein besteigen dürfen, das drauf ist, d. h. ich muß mit ihr ganz nach meinem Willen verfahren dürfen. Das Fräulein, das sich nichts lieberes wünschte, sagte zu ihm: Des bin ich zufrieden; sie stieg hinauf, und als sie eine halbe Meile weiter waren, furzte der Esel. Mein Schelm steigt ab, nimmt das Fräulein herunter und besorgte ihr's tüchtig; nach und nach machte er es so vier- oder fünfmal. Als er aber anfing, müde zu werden, sagte das Fräulein zu ihm: Meister Rigaut (denn so hieß er), Euer Esel hat wieder einmal gefurzt. Pardi, sagte er, Fräulein; macht nichts; ich kann nicht mehr; er mag furzen, soviel er will, meinetwegen kann er platzen.

109. Von dem Trompeter, dem von der Wirtin in Abwesenheit des Gatten das Logis verweigert wurde und von dem Streich, den ihr der Trompeter spielte.

Ein Trompeter, ein guter burgundischer Kamerad, der trefflich reiten und sprechen konnte, hatte in der Gascogne und besonders in Toulouse verschiedenes zu besorgen. Er hatte die Gewohnheit, in einem der guten Quartiere der Stadt zu logieren, wo er immer willkommen war. Eines Tages war er nun zur Zeit der Weinlese von Villet gekommen, der Wirt aber war in seinen Weinberg gegangen, er steigt vom Pferde und will geradewegs in sein Quartier, wie er es gewohnt war. Die Dame, die ihrerseits mit einem

Freunde, den sie hatte, Weinlese feiern wollte, sieht den Trompeter kommen und beschließt bei sich, ihm den Eintritt zu verweigern: denn sie kannte den Pilger und dachte, wäre er erst im Quartiere, so möchte er ihr Unternehmen verhindern, und sagte zu ihm: Herr, ich bin betrübt, daß ich Euch nicht aufnehmen kann, denn es ist alles besetzt und gar kein Platz mehr. Der Trompeter war so erstaunt wie ein Glockengießer, denn er glaubte, da so guten Kredit zu haben, daß er eher gedacht hätte, man werfe lieber alle Gäste hinaus, als daß man ihm die Türe weigere. Der Trompeter ist kurz betreten und sucht sich ein anderes Quartier, wo er wohl aufgenommen und ehrenvoll empfangen wurde.

Als er sein Pferd in den Stall eingestellt und eine Erfrischung zu sich genommen hatte, denkt er an seine alte Wirtin, die ihn so abgewiesen, er bildet sich ein, es sei etwas darunter verborgen; denn es war unmöglich, daß ein so großes Wirtshaus so voll sein konnte, daß ein einziger Mann mit seinem Pferd nicht mehr hineinging. Auf diese Gedanken hin überlegte er sich, im geheimen hinzugehen und zu sehen, was passiere; das gelang ihm leicht, denn er kannte alle Schlupfwinkel im Hause wegen der Länge der Zeit, die er darin gewohnt. Er stieg also in das Zimmer des Wirtes hinauf, das ganz mit Tapisserien verziert war, und versteckte sich dahinter, indem er bei sich selbst sagt, er werde schon mit der Trompete blasen, wenn es eine Hinterbackengeschichte gebe, sei es für die Einnahme der Stadt oder für den Rückzug, so wie es der Fall erfordere. Er war noch nicht lange im Zimmer, als die Dame eine reiche Kollation auftragen ließ, die mit allem nötigen versorgt war, und war alles in einem Silberzeug aufgetragen.

Gleich darauf kommt der Herr herein und setzt sich ohne viel Zeremonien mit der Dame zu Tisch, die Gespräche, die sie führten, wären zu lange zu erzählen; ich werde also kurz und bündig sagen, was geschah: Der Liebhaber verzehrt

zuerst das Mahl und dann verlangt er nichts lieberes, als mit der Petersilie zu spielen, er nähert sich der Madame und fängt an, sie zu küssen und wieder zu küssen und legt seine Hände auf ihre Brüste und fragt sie: Madame, wie heißt Ihr das? Sie antwortete: Lieber Herr, seid Ihr noch so jung und wißt es nicht? Das ist wahr, aber manchmal gibt man ihnen Beinamen, die besser sind als ihre eigenen! Was mich anlangt, sagte die Dame, so nenn' ich sie Elfenbeinkugeln. Und noch mehr sprechend, greift er der Dame noch etwas tiefer und fragt sie: Wie nennt Ihr das, was Ihr am tiefsten liebt? Die Dame sagte zu ihm: Ich heiße es Konstantinopel. Aber Ihr, die Ihr Euch so nach den Gliedern der Dame erkundigt: wie nennt Ihr die Pistole, mit der Ihr den Venuskrieg macht? Ich nenne es den Großtürken, erwiderte der Liebhaber. Und nach noch mehreren Worten sagte der Liebhaber: Man muß den Großtürken in Konstantinopel hineinstecken. Die Dame, die sich nichts weiter überlegte, sagt ja, und augenblicklich stellt er sich zum ersten Angriff auf. Der Trompeter, der ihn erwartete, bläst sogleich das Signal: Gewonnene Stadt! und dann zum Rückzug, als hätten Blitz und Donner ins Quartier geschlagen. Das flößte dem Liebespaar solches Entsetzen ein, daß sie sich durch ein kleines Fenster flüchteten, das auf einen Hof hinausging. Mein Trompeter bleibt allein auf dem Platze, nimmt das Silbergeschirr und trägt es mit sich in sein neues Quartier. Das Liebespaar, als es keinen Lärm mehr hörte, stieg wieder in die Kammer hinauf, und als sie das Silbergeschirr nicht mehr vorfanden, waren sie sehr erschrocken. Die Dame weint und jammert, der junge Mann seinerseits war sehr böse, er nimmt Urlaub von der Dame und läßt sie allein ihre Sünden beweinen. Kurz darauf kommt der Gatte wieder ins Quartier heim, und sobald ihn seine Frau kommen sieht, macht sie die Betrübte und fast Verzweifelte, und der Gatte sagte zu ihr: Wie, meine Liebe, ist das der Empfang,

den du mir bei meiner Rückkehr bereitest? Sie antwortete ihm: Ach, mein armer Gemahl, es haben sich Diebe eingeschlichen und unser ganzes Silbergeschirr mitgenommen. Der Gatte tröstet sie, so gut er kann, und hält die Geschichte für wahr, die sie ihm erzählte, und ohne irgend eine üble Meinung. Ein paar Tage darauf geht der Gatte in der Stadt spazieren, begegnet dem Trompeter und sagt zu ihm: Wie, Herr, was hat Euch Grund gegeben, mein Haus zu verlassen? Der Trompeter sagt zu ihm: Herr, daran bin ich nicht schuld. Bei meiner Ankunft war Euer Quartier besetzt.

Und um Euch zu zeigen, daß ich nicht böse auf Euch bin, bitte ich Euch, Euch und Eure Frau, in mein Quartier zu mir zum Abendessen zu kommen. Das nahm der andere an, kommt zu seiner Frau und sagt zu ihr: Liebste, ich bin dem Trompeter begegnet, der gewöhnlich bei uns logierte; er hat uns zum Abendessen eingeladen. Der Dame ist es recht, ohne einen Gedanken an den Streich, der ihr von dem Trompeter vorbereitet war. Sie richtet sich zum Essen her. Und der Trompeter seinerseits besorgt alles mögliche, seinen alten Wirt samt der Wirtin recht zu empfangen. Kurz, er läßt alles zurichten, wie sich's gehört. Er hatte das ganze Silbergeschirr mit aufstellen lassen, das er weggenommen hatte. Während des Essens nun redeten der Gatte und seine Frau miteinander und sagten: Da ist unser Geschirr, das uns in den verwichenen Tagen gestohlen worden ist. Der Trompeter merkte, daß sie so leise miteinander redeten und sagte: Ich möchte wissen, was Ihr so viel miteinander zu sprechen habt, sagt es doch laut. Da die Weiber eine längere Zunge haben, als die Männer, fing sie an: Es ist nur, mein Gatte und ich sagen, daß das Silbergeschirr dem unsern sehr ähnlich sieht, das in diesen Tagen uns gestohlen wurde. Der Trompeter sagte zu ihr: Madame, ich weiß nicht, ob es dem Eurigen ähnlich sieht oder nicht, was aber dieses anlangt, so habe ich es erobert, als der Großtürke in Kon-

stantinopel eindringen wollte. Als die Dame das hörte, sagte sie zu ihrem Gatten: Mein Freund, dann ist es nicht unser Geschirr, indem sie dem Trompeter ein Zeichen machte, er solle nichts sagen und sie würde ihm schon was schenken, was sie denn auch tat; denn am andern Morgen brachte sie ihm fünfzig Taler und bat ihn, er solle die Sache geheim halten und mit dem Geschirr und den fünfzig Talern fortgehen, was er noch zur selben Stunde tat.

XVIII. AUS L'ELITE DES CONTES.

110. Ein lustiger Streich, von einer Frau ihrem Gatten gespielt.

Das böse Wetter im Winter hatte im Anfang des Jahres sowohl bei den Männern wie bei den Frauen eine Anzahl Krankheiten erzeugt, und besonders Rheumatismen und Flüsse an den Augen, so daß wenig Menschen davon ausgenommen waren. Einer meiner Freunde war ebenfalls davon gepackt worden gegen das Ende des Fastens und sah so wenig, daß er kaum den Weg finden konnte. Sein Arzt und seine Frau rieten ihm, jeden Abend beim Niederlegen zwei kleine Stückchen rohes Kalbfleisch auf die beiden Augen zu legen, um sie während der Nacht zu kühlen; als das die Frau getan und ihm die Augen verbunden hatte, begab sie sich auch ins Bett und stieg über ihren Gatten hinweg, um sich an ihren Platz an der Ruelle zu legen. Sie hebt dabei ihr Hemd hinten hinauf und tut, als wolle sie ihn küssen, und läßt ihn das Gesicht küssen, in dem sie keine Nase hat; als das der Gatte merkte, weil sie nicht so fette Wangen hatte wie Hinterbacken und in so kurzer Zeit nicht so dick geworden sein konnte, in Verbindung damit, daß er sie über den Streich lachen hörte und ihre Schlauheit ahnte, sagte er zu ihr: Geh, geh, das ist nicht übel getan, ein Einäugiger küßt einen Blinden. Aber trotzdem wurde der arme Gatte seitdem vielmals in seinem Viertel damit gefoppt.

111. Einfall eines jungen Mädchens gegenüber einem jungen Burschen.

Ein junges Mädchen hatte sich in einen jungen Burschen verliebt und gewährte ihm so viel Freiheiten, daß sie sich ganz nahe sahen. Die Absicht des jungen Mannes war nur, sich die Zeit zu vertreiben, die des Mädchens

aber, ihn zur Ehe zu bekommen. Als sie aber sah, daß er sich nicht dazu verstehen wollte, ließ sie ihn vors Gericht laden und beklagte ihn, er habe sie unter dem Versprechen der Ehe mißbraucht; der andere verteidigte sich und sagte, er habe nie mit ihr zu tun gehabt; darüber wurden sie nun verhört; der Mann bestand darauf, die Tat abzuleugnen, und das Mädchen darauf, das Gegenteil aufrecht zu erhalten; ja sie ging sogar so weit, zu sagen, er habe Gewalt angewendet. Der Richter fragte sie, wo er ihrer genossen habe; sie sagte, er habe sie an einer Mauer erwischt; der Richter sagte, das sei nicht möglich, weil sie ja um zwei Fuß größer sei als er; und danach müßte es ihm unmöglich gewesen sein, sie gewaltsam zu nehmen, weil er sie gar nicht erreichen konnte; sie antwortete darauf: Das ist wahr, mein Herr, aber ich habe mich ein wenig gebückt. Man urteile, ob sie es mit Willen oder gezwungen getan hat.

112. Von einem Narren.

Ein Herr hatte einen Spaßmacher. Der hatte einen Witz gesagt vor seinem Herrn und dafür wollte der ihn schlagen; er läuft ihm also nach. Der Narr wollte sich retten, als er aber eingeholt wurde, gab ihm sein Herr, der keinen Stock bei sich hatte, einen heftigen Fußtritt in den Hintern. Sogleich läßt der Narr einen Furz, das hörte der Herr, und er sagte, der Teufel hole den elenden Stänker. Darauf antwortete der Narr: Man ist verpflichtet, Euch zu antworten, an welcher Tür Ihr auch anklopft.

113. Von Einem, der bei Tisch einen Furz ließ.

Ein Mann von sehr guter Laune und ausgezeichnetem Geist saß mit einem Mann von hoher Stellung bei Tafel, an der auch eine sehr ehrenwerte Gesellschaft teilnahm; er hatte einen zu heißen Löffel Suppe zu

sich genommen und der Respekt des Ortes verhinderte ihn, sie wieder auszuspucken. Er quirlte sie also vielmals im Munde herum, bis er sie am Ende verschluckte, obgleich sie noch ganz kochend war. Und sobald er sie verschluckt hatte, bewirkte die Anstrengung, die er sich gemacht, daß er einen großen Furz ließ, der von der ganzen Gesellschaft gehört ward. Da wäre nun ein anderer vergangen vor Scham und Verwirrung, er aber brachte alles wieder durch ein feines Wort ins Reine, indem er sagte: Morbleu, meine Herren, der tat aber recht, daß er sich davon machte, der hätte sich schön verbrannt.

114. Von einer Dame, die in guter Gesellschaft ihren Hintern zeigte.

Eine Dame kleidete sich eines Morgens bei einem guten Feuer an; es war im Winter, und da es sehr kalt war, fand sie, daß sie sich den Hintern erfroren hatte. Während sie sich nun frisierte, ließ sie sich den Rock und das Hemd von ihrer Kammerjungfer in die Höhe halten, damit sie sich die Hinterbacken wärmte. Das Mädchen hatte auf der Platte Wäsche zum Trocknen gelassen und da sie sah, daß sie zu viel Zeit damit verbrauchte, die Kleidungsstücke vom Hintern ihrer Herrin in die Höhe zu halten, und da sie fürchtete, ihre Wäsche könne verbrennen, wollte sie doch auch ihre Herrin befriedigen, und kam darauf, die Röcke und das Hemd der Dame mit zwei Stecknadeln an ihre Schulter zu befestigen, damit sie sich immer wärmte, während sie ihr Leinen, das anbrennen wollte, wegnehme. Über diesem kam Gesellschaft in das Zimmer. Die Dame ging ihr entgegen, und als sie merkte, daß ihre Hinterbacken nackt waren, glaubte sie, ihre Kammerjungfer hielte ihr noch die Röcke hoch; und wie sie die Gesellschaft sah, wollte sie sie fallen lassen; sie war jedoch ganz erstaunt und die Ge-

sellschaft ebenfalls, als sie sie mit nacktem Hintern empfing; denn ihre Kammerjungfer war nicht so geschwind zur Stelle, um ihr zur rechten Zeit die Nadeln wieder herauszunehmen, die sie ihr hineingesteckt. Das gab allen, die da waren, viel Grund zum lachen.

115. Gespräch in der Hochzeitsnacht.

Ein guter Kamerad mit Namen Andrian heiratete ein tüchtiges Mädchen mit Namen Perette. In der Hochzeitsnacht, als sie müde waren vom Tanze, führte man die Neuvermählte schlafen, und bald danach folgte ihr der Gatte. Sobald er nun im Bett war, fing er an, Perette zu liebkosen, und ohne sich viel bitten zu lassen, macht er sich ans Werk, die Ehe zu vollziehen; als das Perette sah, sagte sie: Ho! ho! Ein hübsches Handgeld! Andrian! Weiß der Henker, Perette, sagte Andrian, das ist nicht mein erstes Mal, ich hab schon meine Lehrzeit hinter mir; meiner Treu, sagte sie, Andrian, ich auch.

116. Einfalt einer Dienerin.

Eine Dame von Stand war zu einer andern Dame in der Nachbarschaft zu Besuch gekommen, und hatte ihre Dienerin mitgebracht, die das dümmste und einfältigste Geschöpf von der Welt war. Als sie sich nach der Visite von der Gesellschaft verabschieden wollte, entschlüpfte ihr unglücklicherweise ein Furz, keiner jener mächtigen, die donnern, sondern ein Damenfurz, der kein solches Kaliber hat. Sie war außerordentlich beschämt über diesen Unfall und wollte sich mit ihrer Dienerin entschuldigen, sie sagte zu ihr: Mach dich fort von hier, elende Stinkerin; die Dienerin, die ein reines Gewissen in diesem Punkte hatte, behauptete, er sei gar nicht von ihr gewesen, und das glaubte auch die ganze Gesellschaft, die sich vor Lachen nicht halten

kann; die Herrin aber fuhr fort, sie auszuschimpfen, hieß sie schweigen und nahm von der Gesellschaft Urlaub. Als sie hinausgegangen war, und mit der Dienerin allein war, sagte sie: Du Unverschämte, warum hast du die Frechheit gehabt, gegen mich zu sagen, hast du denn nicht gesehn, daß ich es bloß machte, um meine Ehre wieder herzustellen, und daß es besser war, man glaubte du wärst's, als ich. Die Dienerin bat sie um Entschuldigung und sagte, daran habe sie nicht gedacht. Mach dich fort, du bist ein dummes Tier, sagte die Herrin, mit deiner Dummheit hast du gemacht, daß ich mich schämen muß. Damit entfernte sie sich. Die Dienerin dachte ihren Fehler zu verbessern, und ließ ihre Herrin gehn, die meinte, sie folge ihr; sie geht zurück und geht wieder in den Saal, wo die ganze Gesellschaft sich noch vor Lachen wälzte über den lustigen Disput zwischen der Herrin und ihrer Dienerin. Das Mädchen machte eine tiefe Verbeugung und sagte ganz laut: Meine Herren und meine Damen, ich erkläre aus freien Stücken, daß ich den Furz, den Madame soeben gelassen hat, auf mich nehme. Als man so die Dummheit der Dienerin sah, verdoppelte sich das Gelächter eines jeden.

117. Das Spundloch.

Ein Pariser Bürger, der eine sehr hübsche Magd und eine sehr wenig angenehme Frau hatte, verliebte sich in die Magd, so daß er allemal, wenn er sie allein fand, sein bestes versuchte, ihrer zu genießen, dem widerstand sie aber immer und drohte ihm, wenn er noch mehr davon redete, würde sie sich bei ihrer Herrin beklagen. Diese Magd verrichtete alles im Hause; sie allein ging auf den Markt, wenn ihre Herrin nicht hinging, sie allein besorgte die Kammern, kehrte das Haus und ging in den Keller. Sie hatte die höchste Begierde zu trinken und keinmal, wenn sie in den Keller ging, vergaß sie, zu versuchen, ob der

Wein gut rein, und meistens zog sie ganze Flaschen davon ab, die sie versteckte, um ihr Herz zu erfreuen, wenn sie allein war. Der Herr hatte ein Stückfaß ausgezeichneten Burgunder gekauft, den er aber noch nicht abzog, weil er ihn für die spätere Jahreszeit aufhob; und da die Magd öfters die Güte des Weins, mit dem sich ihr Herr vor aller Welt brüstete, hatte rühmen hören, richtete sie ihr Augenmerk auf dieses Faß ganz allein, mittels eines Loches, das sie unten zwischen zwei Reifen mittels eines kleinen Bohrers hineingebohrt, so daß man es nicht leicht wahrnehmen konnte; und jedesmal, wenn sie in den Keller ging, vergaß sie nicht, es wieder aufzusuchen, und meistens trank sie sogar aus dem Topf oder der Flasche, in die sie ihn abgezogen hatte. Und dieses Leben führte sie lange Zeit, ohne daß jemand etwas davon merkte. Eines Tages jedoch, als der Herr den Keller revidierte und an alle Fässer klopfte, um zu sehn, welche voll waren und welche anfingen, leer zu werden, um einen neuen wieder nachzugießen, war er ganz erstaunt, das Faß, von dem er seines Wissens nach gar nichts abgezogen, fast halb leer zu finden; er sieht überall mit der Kerze nach, um zu sehn, ob nicht irgendwo was herausflösse; aber da er ringsum alles trocken fand, wußte er nicht, was er ringsum davon halten sollte. Er sagte es seiner Frau, die darüber ebenso erstaunt war wie er; er überlegte es bei sich hin und her und kam darauf, daß die Magd es sein mußte, die trank, da nur sie allein in den Keller ging. Er beschloß sie auszuspähen, und wie sie eines Tags wieder für ihr Mittagessen zapfen ging, folgte er ihr ganz leise, ohne daß sie es merkte, und versteckte sich in einem Winkel des Kellers, da sah er denn wie die Schalkin ihr kleines Pfröpfchen zog und ein Gefäß füllte, das sie bei sich hatte und aus dem sie dann trank. Bei diesem Anblick nähert er sich ihr ganz leise und ertappt sie auf der Tat. Sie war höchst erstaunt, denn irgend einen Betrug zur Ent-

schuldigung zu finden, war ihr unmöglich; alles was sie also machen konnte, war, daß sie sich ihm zu Füßen warf und ihn um Verzeihung bat. Er aber, sehr erfreut, eine so schöne Gelegenheit zu haben, sagt zu ihr: Nur zwei Worte, Liebste, wenn du mir nicht sofort gewährst, worum ich dich schon so oft gebeten habe, werd' ich es augenblicklich deiner Herrin sagen. Das arme Mädchen, das lieber gestorben wäre, als daß es ihre Herrin erfuhr (denn sie wußte wohl, sie wäre gleich mit großem Schimpf und Skandal hinausgeworfen worden) sah, daß es kein anderes Mittel gab, ihren Herrn zu beruhigen, der ihr beteuerte, daß niemals jemand davon erfahren sollte, und wollte ihm lieber das offen gewähren, worum er bat; so legte er sie denn über den Bauch eines Fasses und bestieg sie, und verweilte so lange dabei, daß seine Frau über das Ausbleiben in Sorge geriet; und ihm von oben herunterrief: Was macht ihr da solange, mein Freund? Ach, mein Liebchen, sagte er zu ihr, ich habe das Loch gefunden, aus dem unser Wein herausfließt. Seine Frau ruft ihm zu: Pfropft es nur gut, mein Freund! Das mach ich, antwortete er. So wurde der Herr zufriedengestellt, und die Magd auch; sie kehrte noch oft zu ihrem Wein zurück und trank ohne Furcht, auf Kosten dessen dem er gehörte.

XIX. AUS DEN NOUVELLES CONTES A RIRE.

118. Der Hahnrei mit Willen.

Ein recht wohlhabender und fröhlicher Mann, der auf der Reise nach Paris war, quartierte sich in einer Herberge ein, deren Wirtin sehr hübsch war. Er hielt sich dort lange genug auf, um sich in die Schöne zu verlieben und um es ihr zu sagen; aber er fand kein Mittel, etwas von ihr zu erlangen. Eines Tages, als der Wirt auf dem Lande war, kamen viele Leute in die Herberge, so daß sie ganz voll war. Gegen Abend kam noch ein Mann, der Nachtquartier verlangte. Da er ein Mann war, der viel draufgehn ließ, und einer der besten Kunden der Herberge, in die er häufig kam, war die Wirtin, die ihn nicht verlieren wollte und die nicht wußte, wohin sie ihn logieren sollte, in großer Verlegenheit. Der Liebhaber ersah sich eine so schöne Gelegenheit, und sagte zur Wirtin, er überlasse gerne dem Mann seine Kammer, wofern sie ihm die Hälfte ihres Bettes abtreten wolle; aber sie konnte sich nicht dazu entschließen. Er schwur ihr höchlich, er würde sie nicht berühren, und er täte es nur in ihrem Interesse, womit er sie endlich schwankend machte. Man hat immer gute Gründe, sagte sie zu ihm, solcherlei Schwüre nicht zu halten und ich wette dagegen, daß Ihr sie nicht halten werdet. Er machte ihr neue Beteuerungen, daß er das täte, was er ihr sage. Ich wette zehn Taler erwiderte die Wirtin, daß Ihr sie nicht halten werdet. Wenn Ihr Wort haltet, verliere ich die zehn Taler, wenn nicht, verliert Ihr sie. Er nahm die Wette an und sagte: Zur größeren Sicherheit will ich, daß Ihr mich bindet; denn sonst hätte ich die größte Mühe, zu gewinnen. Als die Schlafenszeit gekommen war, suchte der Mann die Wirtin auf, und sie band ihn so trefflich, daß er sich nicht rühren konnte. Als sie im Bett war, geriet sie halb in Furcht, daß die Stricke, mit denen sie ihn gebunden, ihn zu

tief einschnitten, und dann wollte sie einen Mann nicht leiden lassen, von dem sie wußte, daß er sie liebte, und den sie eines bessern Schicksals für würdig hielt, halb wollte sie wissen, ob er so stark war, wie sie sich einbildete, oder sie hatte Lust, ihre zehn Taler unterwegs zu gewinnen, worauf nicht zu hoffen war, wenn er gebunden blieb — also, sie war so barmherzig, ihn loszubinden. Als sich der galante Herr frei sah, machte er sich sogleich ans Werk, ohne Zeit zu verlieren. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß sie so tat, als sei sie böse. Damen sind immer umständlich, und bei solchen Gelegenheiten unterlassen sie es gar nie, über Gewaltsamkeit zu klagen. Sie mochte sagen, so oft sie wollte, daß er sein Wort nicht hielte, und daß er die Wette verliere, er machte ihr die Hucke voll, und versorgte sie als anständiger Mann. Die Nacht vergeht, das Vergnügen läßt die Klage vergessen. Am andern Morgen kommt der Gatte zurück, und die Frau behauptet, sie bekomme ihre zehn Taler. Der Galan verteidigt sich, und will, daß jemand über die Sache richte. Aber wer meint Ihr wohl? Der Gatte selbst! Wonach säh das aus! sagte die Frau. Da will ich Euch lieber die Wette lassen. Fürchtet nichts, sagte der Galan, ich will die Sache schon so andrehn, daß er keinen Verdacht schöpft. Er suchte also seinen Wirt auf und sprach zu ihm: Lieber Herr, ich kann nicht anders, ich muß Euer Urteil anrufen, so überzeugt bin ich von Eurer Billigkeit. Mir ist ein Esel vom Feld zugelaufen, und ich bat Eure Frau, mir zu erlauben, daß ich ihn auf ihre Wiese schicke; das wollte sie aber nicht tun, weil sie für ihr Gras fürchtete. Ich verspreche ihr, ihn daran zu verhindern. Wir kamen überein, daß Eure Frau zehn Taler bekommt, wenn der Esel vom Gras frißt; wenn er aber nicht davon frißt, soll sie mir die gleiche Summe geben. Ich stecke einen Pfahl in die Wiese und binde daran meinen Esel so kurz an, daß er das Gras nicht erreichen kann. Eure Frau aber bindet

den Esel selbst los, sie könnte es nicht wagen, das abzuleugnen; der Esel aber frißt ihr Gras. Urteilt nun darüber, bitt ich, wer unrecht hat; und wer die zehn Taler bekommen soll. Der Gatte urteilte gegen seine Frau; aber der Galan war so großmütig, auf der Ausführung des Urteilsspruchs nicht zu bestehen.

119. Die Sauce ist besser als der Fisch.

Eine junge Witwe, die ebenso schön wie unschuldig war, war in erster Ehe mit einem Greis von siebenzig Jahren verheiratet worden, und war Jungfer geblieben, obwohl sie es nicht glaubte; denn da sie außerordentlich einfältig war, bildete sie sich ein, die andern Ehemänner machten ihren Frauen nur, was der ihrige ihr getan hatte, wenigstens hatte ihr der gute Mann diesen Glauben beigebracht. Heutzutage sind die jungen Frauen in diesem Artikel schärfer geworden und denken nicht mehr so. Der Greis kam zum Sterben und man redete davon, sie wieder zu vermählen. Da sie jedoch wenig Vergnügen an der Ehe gefunden hatte und nicht glaubte, daß es mehr dran gäbe, zeigte sie sich sehr gleichgültig dagegen. Ihre Verwandten jedoch brachten sie wieder dazu, sich einem jungen, wohlgestellten und trefflichen Mann wieder zu vermählen, der wohl imstande war, das wieder gut zu machen, was der andere schlecht gemacht hatte. Als sie die erste Nacht ihrer Ehe miteinander schliefen, sagte er zu ihr: Ist's möglich, meine Liebe, daß dieser Greis dich liebkosen konnte? Ja, ich versichere dich, mein Freund, antwortete sie. Wie oft in der Nacht küßte er dich denn? gab er zurück. Sieben- bis achtmal, antwortete sie. Der Galan glaubte, es sei unmöglich, daß ein Mann in diesem Alter so hoch gehen konnte, und zweifelte nicht, daß er ihr etwas beigebracht, um sie so einfältig zu erhalten, wie sie war, und sagte zu ihr: Aber dann, Liebste, wie machte er

es? Er küßte mich, antwortete sie, und umarmte mich, und gab mir kleine Stößchen mit der Hand, und sagte dazu: Fischchen, Fischchen. Und das ist alles, was er dir machte? fragte er noch einmal. Ja, mein Freund, antwortete sie. Oh, da will ich dich ganz anders regalieren, sagte er darauf, und machte sich sogleich ans Werk und lehrte ihr ein Spiel, das sie bis dahin nicht kannte. Was willst du machen, mein Freund? sagte sie da. Das wirst du gleich sehn, antwortete er mit abgebrochener Stimme über seinem Werk und machte sie vollends zur Frau. Oh! Oh! sagte sie zu ihm. Was machst du da, mein Freund? Dein Greis, antwortete er, gab dir den Fisch ganz trocken, ich geb ihn dir mit der Sauce. Ach! man hat es mir schon immer gesagt, erwiderte sie, daß die Sauce mehr wert sei als der Fisch!

120. Der friedliche Hahnrei.

Ein junger Mann hatte eine sehr hübsche Frau geheiratet und wohnte auf dem Lande in einem Hause, das an der großen Heerstraße lag. Sie legten sich eines Abends frühzeitig nieder; es war in der schönen Jahreszeit und sie vergaßen, die vordere Tür zu schließen, die auf die Straße hinausging. Der Gatte erinnerte sich und fragte seine Frau, ob sie die Tür geschlossen hätte. Nein, sagte sie, das war deine Sache, zuzumachen, weil du dich zuletzt niedergelegt hast. Mache sie zu, bitte, sagte der Gatte. Nein, ich will nicht, antwortete die Frau, mach's nur selber. Über diesen Streit erhitzten sie sich immer mehr, da sagte der Gatte: Ruhig, wer jetzt zuerst redet, soll sie zumachen. Schön, sagte die Frau, und darauf sprachen sie kein Wort weiter. Durch einen Zufall war ein junger Soldat hergeführt worden, der sich auf seinem Weg verirrt hatte; er sah ein alleinstehendes Haus, fand die Türe offen und tritt hinein, um nach dem Weg zu fragen. Da er unten niemand findet, steigt

er hinauf, und geht in die Kammer der Ehegatten, die im Bette lagen. Sagt mir, liebe Freunde, bitte, den Weg nach dem und dem Ort! redete er sie an; aber keins antwortet. Er wiederholte seine Bitte noch ein paarmal, sah jedoch, daß sie, anstatt ihm zu antworten, den Kopf unters Bett steckten, und da fängt er an zu schwören und zu drohen. Er nähert sich endlich dem Bett, zieht die Bettdecke und die Tücher hinweg, und da es noch hell genug war, sah er ein unbestimmtes Frauengesicht, das ihm nicht mißfiel. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, er tritt noch einen Schritt näher und küßt sie, ohne daß ihm jemand ein Wort sagt. So friedliche Präliminarien ließen ihn hoffen, daß er für das übrige keinen großen Widerstand finden möchte, er legt sich also aufs Bett zu ihr, küßt sie, umarmt sie, und macht mit einem Wort alles was er will, ohne daß sich der Gatte regt. Als sich so der Galan sein Mütchen gekühlt hatte, stand er auf und ging fort, höchlich zufrieden, daß er einen angenehmeren Weg gefunden, als den er suchte. Er war nicht so bald weg, als die Schöne zu ihrem Gatten sagte: Ist's möglich, daß du so feig bist, vor deinen Augen eine solche Schändlichkeit zu dulden, ohne ein Wort dazu zu sagen? Oh! parbleu, sagte darauf der Gatte, du wirst die Türe zumachen, denn du hast zuerst geredet!

BIBLIOGRAPHIE.

(?) hinter Jahreszahlen bedeutet, daß es sich nur um die ältest bekannten Drucke handelt, nicht um sichere Erstausgaben.

Fabliaux: Recueil général et complet des Fabliaux des XIIIe et XIVe siècles par A. de Montaiglon et Gaston Raynaud. Paris 1872—1890. 6 Vol. [Nr. 1 nach zwei Versionen: V, 112 und IV, 99. Nr. 2 = III, 58 auch schon in den Sammlungen von Barbazan und von Méon gedruckt.]

Ruteboeuf (Rustebuef): Trouvère (XIII. Jh., ca. 1230—1290). Erste Ausgabe von Achille Jubinal, Paris 1838.

Les Cent Nouvelles Nouvelles, wahrscheinlich von Anthoine de La Sale. Erster Druck Paris 1486.

Clement Marot, Aus dem kurzweiligen Leben von Clement Marot, 1532: Ladolescence clementine .... Paris 1532 (?)

Nicolas de Troyes: Le Grand Parangon des Nouvelles Nouvelles. Geschrieben 1535—1536. Erste Ausgabe von Emile Mabille, Paris 1869.

[Noël Du Fail.] 1. Propos rustiques de maistre Léon Ladulfi, champenois. Lyon 1547.

2. Baliverneries ou Contes nouveaux d'Eutrapel, autrement dit Léon Ladulphi. Paris 1548.

3. Les Contes et Discours d'Eutrapel. Rennes 1585.

[Anthoine de Saint-Denis.] Les Comptes du Monde adventureux ou sont récités plusieurs belles Histoires mémorables et propres pour réjouir la compagnie et éviter mélancholie. Par A. D. S. D. Paris 1555.

Discours non plus mélancholiques que divers de choses mesmement qui appartiennent à nostre France. Fälschlich Des Périers zugeschrieben, wahrscheinlich von Jacques Pelletier und Elie Vinet. Poitiers 1557.

Marguerite de Valois, reine de Navarre. L'Heptaméron des nouvelles. Paris 1559. Schon vorher teilweise veröffent-

licht (unberechtigt): Histoire des amans fortunez dédiée à l'illustre princesse . . . Paris 1558.

Nr. 65 ist eine Substitution von Claude Gruget in der Edition von 1559.

Bonaventure Despériers. Les nouvelles Récréations et joyeux Dévis. Lyon 1558.

Henri Estienne (Henricus Stephanus Alter). Introduction au traité de la conformité des merveilles anciennes avec les modernes, ou Traité préparatif à l'Apologie pour Hérodote. Paris 1566.

Jacques Yver: Le printemps d'hyver, contenant plusieurs histoires discourues en cinq journées, en une noble compagnie au chasteau de printemps. Paris 1572.

La nouvelle fabrique des excellents traicts de vérité, par Philippe d'Alcripe sieur de Neri, en verbos. Paris 1579 (?). Autorname vermutlich Pseudonym.

Passe-temps Honneste, recueilly des faits et propos . . . Paris 1579 (?).

Michel de Montaigne: Les Essais. 1580.

Bénigne Poissenot: L'esté contenant trois journées où sont déduites plusieurs histoires et propos récréatifs tenus par trois escoliers. Paris 1583.

Guillaume Bouchet: Les Serées. Paris 1584.

Seigneur de Cholières: 1. Les Neuf Matinées. Paris 1585. 2. Les Apres-Disnées. Paris 1587.

Estienne Tabourot: Escraignes dijonnoises. Paris 1588 (?).

Meist mit andern Werken des Verfassers unter den Pseudonymen: le seigneur des Accords, le sieur Gaulard.

[Béroalde de Verville]: Le Moyen de Parvenir. o. O. 1610 (in den Niederlanden).

Le sieur Du Moulinet: Facécieux devis et plaisans contes. Paris ca. 1612 (?).

Agrippa d'Aubigné: Les aventures du baron de Foeneste. Paris 1616(1617?)—1630.



Tabarin: Recueil général des rencontres usw. Paris 1622. Schon vorher zahlreiche fliegende Drucke.
Recueil général des *Caquets de l'accouchée.* Paris 1623.
Le Tombeau de la Mélancholie ou le vrai moyen de vivre joyeux. Paris o. O. (vor 1634).
Le Facétieux Reveil-Matin des esprits mélancoliques . . . Leyde 1643 (?).
Nicht identisch mit:
Le Reveil-Matin des esprits mélancoliques. Rouen 1664 (?).
Antoine Le Metel, sieur d'Ouville: Les Contes aux heures perdues. Paris 1644. Später meist: L'Elite des contes du sieur d'O. Paris 1669.
Les Récréations françoises ou nouveau recueil de contes à rire. Paris 1665 (?). Später zumeist: Nouveaux contes à rire et avantures plaisantes de ce temps.
D'Assoucy (Dassoucy): Aventures burlesques. Paris 1677.
[François des Callières.] Bons mots et bons contes, de leur usage, de la raillerie des anciens, de la raillerie et des railleurs de notre temps. Paris 1692.
Le Passetemps agréable ou Nouveau choix de bons mots. Rotterdam 1715 (?).



INHALT.

Seite





Seite



Seite

XVII. AUS DEN HEURES PERDUES DES SIEUR D'OUVILLE UND L'ÉLITE DES CONTES.

XVIII. AUS DEN CONTES A RIRE.

Die Altfranzösischen Schwänke wurden gesammelt und herausgegeben von Emerich Lebus. Den Titel und Einband zeichnete Walter Tiemann. Den Dru[illegible] besorgte die Roßberg'sche Buchdruckerei in Leipzi[illegible] Es wurden 100 Exemplare auf Japan abgezogen und i[illegible] Schweinsleder gebunden. Davon trägt dieses N. [illegible]




Digitized by Google

